3116

5581

36

Große

Begebenheiten

aus

kleinen Ursachen;

ein historischer Versuch

in zween Abtheilungen.

Aus dem Französischen

des

Herrn Richer.

Neue verbesserte Auflage.

Riga und Leipzig,

bey Johann Friedrich Hartknoch.

1771.

Predigt

am Feste

Mariä Verkündigung,

den 25. März 1872,

in der

St. Peter und Paul-Kirche

zu Neuenkirchen

bei Steinfurt.

Druck und Verlag
von
Theodor Hüffer
in
Münster.

Vorerinnerung.

Die Begierde, die ich gehabt habe, die Triebfedern einzusehen, welche die Welt in Bewegung setzen, und die Ursachen, aus welchen die Begebenheiten, die so schleunig auf einander folgen, entstehen, hat mich auch angetrieben, die Geschichtschreiber mit vieler Aufmerksamkeit zu lesen. Der erste Gegenstand, der sich meinen Augen dargestellet, ist der unglückselige Apfel gewesen, welcher das gräßliche Unglück veranlasset, womit die Menschen überlastet worden sind; und die chronologischen Register der Veränderungen, die seit Adam geschehen, sind nur Denkmaale der Schwachheit der Menschen.

Die kleinsten Bewegungsgründe treiben sie zu den kühnsten Unternehmungen an, und machen, daß sie alle ihre Kräfte anstrengen. Die geringsten Umstände stürzen Throne um, zerstören Reiche, und lassen neue entstehen. Kurz, die größten Begebenheiten werden öfters durch die kleinsten Ursachen hervorgebracht.

Vorerinnerung.

Gegenwärtiges Werk enthält einige Beyspiele von dieser Wahrheit. Es wäre zu weitläuftig gewesen, wenn ich sie alle hätte anführen wollen; gefällt dieser Versuch, so wird es mir ein leichtes seyn, mehrere hinzu zu fügen, mißfällt er aber, so sind ihrer schon zu viel.

Man wird mich vielleicht tadeln, daß ich die Liebe zu den kleinen Ursachen gezogen: ehe mich aber der Leser verurtheilt, so bitte ich ihn, auch die übrigen Umstände, welche die Begebenheit veranlasset haben, in Betrachtung zu ziehen. Ob ich gleich die besten Schriftsteller zu Rathe gezogen: so befürchte ich in Ansehung meiner wenigen Kräfte dennoch mich dann und wann geirret zu haben; ich bitte also um einige Nachsicht, wenn die Fehler nicht allzu häufig sind.

Mein Zweck ist nicht, die Geschichte zu lehren, sondern uns angenehm zu unterhalten; ich habe also nicht für nöthig erachtet, die Zeiten genau anzumerken. Die ganze Geschichte ist übrigens neuerlich in chronologische Tabellen gebracht worden, welche richtiger und nicht so trocken sind, als die man vorhero gehabt, bey welchen man sich weiter Rathes erholen kann.

Inn=

Innhalt.

Erster Versuch.

I. Semiramis macht sich einen Scherz ihres Gemahls, des Königes Ninus, zu Nutz, um ihn umbringen zu lassen, und sich der königlichen Gewalt zu bemächtigen Seite 3

II. Die Liebe der Hellena gegen Paris giebt Gelegenheit zur Belagerung und Zerstörung Troja 8

III. Verschiedene junge Römer sind bey dem Weine, und sprechen von ihren Weibern. Diese Unterredung verursacht das Unglück Lukreziens: und diese Gewalthat ist der Grund zu der Verjagung der Könige aus Rom, und zur Errichtung der Republik = = 11

IV. Die Decemvirs üben in Rom Tyranney; einer unter ihnen wird in ein Mägdchen verliebt, die er vorbey gehen sieht; diese Liebe ist Ursach, daß die Decemvirs aus Rom verjaget werden, und daß diese Würde abgeschaffet wird 17

V. Die Eifersucht einer Frau wider ihre Schwester öffnet den Plebejen den Weg zur Consulwürde 33

VI. Eine römische Dame wird ihrem Liebhaber abgeneigt, und macht, daß die Verschwörung des Katilina vereitelt wird 36

Innhalt.

VII. Die Häßlichkeit eines Weibes ist Ursache an dem bürgerlichen Kriege zwischen Antonius und Octavius 39
VIII. Die Sorgfalt, die ein römischer Bürger für seinen Vater hat, erheben ihn auf den kaiserlichen Thron 42
IX. Ein Kind verursachet den Tod des Kaisers Commodus, weil es mit einem Papiere spielt, das es in dem Zimmer dieses Kaisers gefunden hat 45
X. Die Erlaubniß, die ein Mann seiner Frau giebt, ihm untreu zu seyn, ist Ursache, daß man eine sehr beschwerliche Auflage abschafft 48
XI. Die Unvorsichtigkeit eines Gesandten des Kaisers Honorius, der einen Brief, den er bekommen, laut liest, verursachet die Belagerung und die Plünderung der Stadt Rom 51
XII. Belisarius, einer der größten Generale seiner Zeit, wurde, nachdem er die Perser überwunden, Afrika und Italien unterworfen, von allen seinen Ehrenstellen und Würden abgesetzt, weil er sich gegen seine Gemahlinn einmal verdrießlich bezeigt 54
XIII. Kabades, König der Perser oder Parther, steigt wieder auf den Thron, weil sich die Königinn einem Soldaten überläßt 58
XIV. Die Strenge einer Kaiserinn gegen ihre Tochter verursacht die Verheerungen des Attila in Gallien und Italien, und die Erbauung der Stadt Venedig 61
XV. Einem Manne ist es unmöglich, auf der Stelle eine Summe zu bezahlen, die er im Würfeln verloren, und dieses ist Ursache, daß die Vandalen, die sich in Afrika niedergelassen, Italien verheeren, und Rom plündern 64
XVI. Die Vorstellung, die Amalasuntha, Königinn der Ostgothen in Italien, einem Herrn wegen seines Gei-

Innhalt.

Geitzes macht, sind Ursache an dem Tode dieser tugendhaften Fürstinn, und an der Zerstörung des Königreichs der Ostgothen 68

XVII. Chilperich, König der Franken, wird durch einen Meuchelmord umgebracht, weil er im Scherze seiner Gemahlinn Friedegund einen Schlag mit einer Ruthe giebt 73

XVIII. Ein Scherz der Kaiserinn Sophie, der Gemahlinn Justins des zweyten, ist Ursache, daß die Lombarder in Italien einen Einfall thun, und sich darinnen vest setzen 77

XIX. Ein Mägdchen wird von Seeräubern gefangen, ihre Gefangenschaft ist Ursache, daß sie Königinn von Frankreich wird 80

XX. Die Leibesschwachheiten Sybillens, der Gemahlinn Karls des großen, geben Gelegenheit zu Errichtung des deutschen Kaiserthums 83

XXI. Die Entdeckung des Salzes in Asien kömmt von einem Chan der Tatarn, der ein Stück Fleisch auf die Erde fallen ließ 86

XXII. Ein junges Mägdchen, welches alle Morgen aus einer Quelle Wasser holet, ist Ursache, daß ein tatarischer Prinz sich wider den Vater auflehnt, und seinen Tod befördert 87

XXIII. Die Liebe einer Frau gegen einen Herzog ist Ursache, daß Karl der dicke, König in Frankreich und deutscher Kaiser, abgesetzt, und gezwungen wird, um Brod zu bitten 96

XXIV. Die Königreiche Neapolis und Sicilien werden aufgerichtet, weil zween normannische Freyherren sich mit einander raufen 98

Innhalt.

XXV. Die Grafschaft Arragonien wird zu einem Königreiche erhoben, weil Nugna, Königinn von Navarra und Gemahlinn Sancius des vierten, mit dem Beynamen des großen, ihren Sohn Garzias ein unbändig Pferd zu reiten hindert 102

XXVI. Die Schönheit eines jungen Türken, der zu Antiochia wohnt, ist Ursache zu den grausamen Kriegen zwischen Frankreich und England 109

XXVII. Eduard der Bekenner, König in England, that das Gelübde der Keuschheit; welches Ursache ist, daß die Normänner England erobern 113

XXVIII. Ein Persianer von niederer Herkunft vergisset im Schooße des Glücks seinen ersten Stand, und ist Schuld daran, daß Zingis Chan Persien und Indien verheeret 118

XXIX. Heinrich der zweyte, König in England, verliebt sich in Alix von Frankreich, die seinem Sohne, Richard dem ersten, versprochen war; dieselbe verursachet große Verwirrungen zwischen Frankreich und England 125

XXX. Die Eifersucht, die eine florentinische Kaufmannsfrau bey der Fürstinn von Illyrien erregt, verursacht die Zerstörung der Republik Ragusa 133

XXXI. Die Neugierde eines Herzogs von Orleans, der auf einem Balle eine Maske erkennen will, ist Ursache, daß verschiedene Vornehme umkommen, und daß Karl der sechste in Frankreich in Raserey fällt 138

XXXII. Verschiedene englische Große lachen über eine Höflichkeit, die Eduard der dritte den Grafen von Salisbury erweiset; welches Gelegenheit giebt zur Stiftung des Ordens vom Hosenbande, im Jahre 1343 141

XXXIII. Si-

Innhalt.

XXXIII. Simon von Montfort, Graf von Lichtenstein, schlägt Heinrich den dritten, König in England, nimmt ihn gefangen, und übt in diesem Königreiche eine unbeschränktere Gewalt aus, als die Könige selbst: er kömmt aber um, weil er seinen Söhnen verbietet, mit einem englischen Herrn ein Turnier einzugehen, im Jahre 1265 144

XXXIV. Ein Streit, der zwischen zween Männern vom niedrigsten Stande entsteht, wovon der eine ein Genueser, der andere ein Venetianer war, verursacht einen blutigen Krieg zwischen den beyden Republiken, Venedig und Genua, gegen das 1258ste Jahr 148

XXXV. Eine gelbe Ziege ist Ursache an dem Tode drey tatarischer Chans, und an dem Untergange verschiedener Städte = = 152

XXXVI. Die Kühnheit eines genuesischen Schusters, den der Wein erhitzt hat, macht, daß die Regierung dieser Republik verändert wird 159

XXXVII. Der Verkauf eines ansehnlichen Landgutes, in dem Fürstenthume Wallis ist Ursache, daß Eduard der zweyte, König in England, vom Throne gestoßen, und im Gefängnisse umgebracht wird, im Jahre 1335 = = 164

XXXVIII. Franz der erste, König von Frankreich, verspricht einem Frauenzimmer, in das er verliebt ist, im Monate März zu ihr nach Lion zu kommen; und dieses ist Ursache, daß er bey Pavia die Schlacht verliert und gefangen wird, und daß Frankreich beynahe zu Grunde geht = 171

XXXIX. Das Schrecken, welches einige Räuber Margarethen von Anjou, der Gemahlinn Heinrichs des vierten, Königs von England, verursachen, macht, daß sie mit ihrem Sohne, der Verfolgung der Anhänger

Innhalt.

Eduard des vierten, entkömmt, der Heinrichen die Krone genommen, und ihn in dem Tower zu London gefangen hält = 177

XL. Die Liebe der verwittweten Herzoginn von Burgund, Margarethe, gegen einen Juden ist Ursache, daß das Herzogthum Bretagne mit Frankreich verknupft, und England von bürgerlichen Kriegen zerrüttet wird = 182

XLI. Der Vorzug, welchen der Pabst den Domikanern vor den Augustinern ertheilet, in Ansehung eines Ablasses während eines Jubeljahres, giebt Martin Luthern Gelegenheit, sich von der katholischen Kirche zu trennen 189

XLII. Ein Schuß, wodurch ein Soldat zum Ehestande untüchtig wird, giebt Gelegenheit zu Stiftung einer Gesellschaft, welche in der Welt zu einem erstaunenden Ansehen gelanget ist 192

XLIII. Der Ekel, den Heinrich der achte, König von England, gegen seine Gemahlinn, Catharine von Arragonien, fasset, verursacht die Religionstrennung von England = 195

XLIV. Ein Großvezier wird meuchelmörderischer Weise in Constantinopel umgebracht, und das türkische Reich gewaltig erschüttert, weil ein Soldat abgedankt wird 199

XLV. Die Schönheit einer Dame ist Ursache, daß viele Huguenotten, die man in das Gefängniß führte, befreyet werden, und daß niemand sie verfolgen darf 203

XLVI. Die Achtung, die ein genuesischer Bürger für eine Frau hat, welche das Elend zur Verzweiflung gebracht, ist Ursache, daß die Republiken Venedig und Genua, nach

Innhalt.

nach einem langen und blutigen Kriege Friede machen = 206

XLVII. Heinrich der vierte verliert die Frucht des Sieges bey Coutras, weil er der Luſt, die er hat, nach der Schlacht die Gräfinn Guiche zu beſuchen, nicht widerſtehen kann = 190

XLVIII. Der Marſchall von Ankre klagt, daß der Herr von Luines, der im Louvre ein Zimmer über dem ſeinen bewohnte, zu vielen Lärm macht, und will ihm ein ander Zimmer anweiſen laſſen. Der Herr von Luines wird wider dieſen Marſchall aufgebracht, und macht, daß er und ſeine Gemahlinn elendiglich umkommen = 213

XLIX. Die abentheuerliche und romanenhafte Liebe des Herzogs von Buckingham verurſachet einen Religionskrieg und die Einnahme von Rochelle 217

L. Ein Paar Handſchuh, die man der Königinn Anna abſchlägt, und eine Schaale Waſſers, welche auf das Kleid einer ihrer Favoritinnen gegoſſen wird, verurſachen den Utrechter Frieden 223

LI. Ein Stockſchlag, den ein Deutſcher einem Genueſer giebt, der die Lavette eines Mörſers anſah, welche in einer Straße von Genua zerbrochen war, iſt Urſache, daß die Oeſterreicher aus dieſer Stadt verjaget werden, und daß die Republik ihre Freyheit wieder erhält = 234

Zweyter

Zweyter Versuch.

LII. Das unüberlegte Betragen des Königs von Lydien gegen seine Gemahlinn, verursacht eine erschreckliche Veränderung in der Regierung dieses Königreichs. S. 243

LIII. Ein Geschwür an der Brust eines Frauenzimmers ist die Ursache eines ungerechten Krieges, welcher auch zum Nachtheile desjenigen abläuft, der ihn unternommen hat. = = 248

LIV. Ein Apfel ist Ursache, daß eine Kaiserinn ins Elend verwiesen, und ein vornehmer Mann ums Leben gebracht wird. = = 253

LV. Ein durch einen Lärm erschreckter Hase ist Ursache, daß Rom mit Sturme erobert wird. 259

LVI. Der Befehl, daß man sich soll den Bart abscheeren lassen, verursacht vieljährige Unruhen in Frankreich. = 261

LVII. Eine Medaille ist Ursache, daß ein Waffen-Stillstand gebrochen wird, und ein König ums Leben kömmt. = 264

LVIII. Ein todter Hund giebt Gelegenheit zu der Eroberung einer Stadt. 267

LIX. Ein Schleyer, welchen der Wind von dem Gesichte eines Frauenzimmers hebet, ist Ursache, daß der älteste Sohn eines Kaisers umgebracht wird. 276

LX. Ein Gemählde verursacht in Frankreich einen innerlichen Krieg. = 280

LXI. Ein mit Hammelfellen beladener Wagen ist die Ursache des Krieges zwischen einem kriegerischen Volke und einem großen Prinzen. 285

LXII. Das

Innhalt.

LXII. Das Ballspiel zündet in Frankreich einen Krieg an. = 287

LXIII. Die Thorheit eines Statthalters, welcher verlanget, daß die ihm untergebenen Völker seine Mütze grüßen sollen, giebt Gelegenheit zu der Entstehung einer Republik. 297

LXIV. Der Stich einer Biene ist Ursache, daß die Belagerung einer Stadt aufgehoben wird 291

LXV. Eine Prinzeßinn wird darum nicht Königinn, weil sie einen gewissen Namen führet. 299

LXVI. Ein Ring ist Ursache, daß ein großer König, der mehr auf seine Ehre als auf die Gründe der Politik sieht, eine vortheilhafte Gelegenheit aus den Händen läßt, bey der er das, was man ihm ungerechter Weise vorenthielt, sich konnte herausgeben lassen. = 301

LXVII. Einige Hühner werden einem Priester geraubt, und sind Ursache, daß ein erschrecklicher Aufruhr gestillet wird. = 305

LXVIII. Die Eifersucht zwoer Damen stürzet ein großes Reich beynahe ins Verderben, welchem es durch einen schimpflichen Frieden entgeht. 309

LXIX. Das Aderlassen giebt Gelegenheit zu einem bürgerlichen Kriege in Portugall. 314

LXX. Eine schöne Frau ist die Ursache, daß zween Monarchen sich vereinigen, und ein Land verwüstet wird. 318

LXXI. Die Eifersucht eines alten Mönchs, der ein Liebhaber einer jungen Aebtissinn war, giebt Gelegenheit zu dem Vergleiche in Kirchensachen, welchen Franz I mit dem Pabste Leo dem X errichtet hat. 321

LXXII. Die

Innhalt.

LXXII. Die Offenhertzigkeit eines Kindes verhindert in Frankreich einen Aufruhr. 224

LXXIII. Das Fleischessen an einem Freytage giebt Gelegenheit, daß eine Stadt eingenommen wird. 327

LXXIV. Die Aussprache des Buchstabens Q. verursacht einen großen Streit auf der Universität zu Paris 330

LXXV. Ein Brunnen-Eimer ist die Ursache eines Krieges. 333

LXXVI. Eine Flasche mit Wein ist die Ursache, daß ein Königreich erobert wird. 335

LXXVII. Kupferstiche verursachen große Unruhen in Rom. 340

LXXVIII. Ein griechisches Epigramma machet das ansehnliche Glück seines Verfassers. 342

LXXIX. Ein besonders Versehen eines jungen Frauenzimmers giebt Gelegenheit zum Verdachte einer sich anspinnenden Zusammenverschwörung, und daher zu Untersuchungen, welche eine lächerliche Entdeckung ans Licht bringen 349

LXXX. Die Liebe eines reformirten Officiers zu einem jungen Bauermägdchen ist die Ursache, daß die Bauern einer Provinz sich wider die Huguenotten rüsten, und sehr viele von diesen ums Leben bringen. 351

LXXXI. Die Lobsprüche, welche ein vornehmer Herr einer Königinn, in Gegenwart einer andern Königinn, ertheilet, sind Ursache, daß diese der erstern den Kopf vor die Füße legen läßt. 354

LXXXII. Der türkische Kaiser schicket einen Gesandten nach Frankreich, welcher dem Könige Heinrich IV Hülfe

Hülfe anbiethen muß, lediglich aus dem Grunde, weil das Wort Ligue ihm einen besondern Eindruck macht. 365

LXXXIII. Elisabeth, Königinn von England, weigert sich, dem Könige Heinrich IV wider die Ligue beyzustehen, weil ein französischer Herr gesagt hat, daß sie die französische Sprache schlecht ausspräche. 369

LXXXIV. Die Eifersucht einer Frau verursachet den Untergaug eines Königreichs. 373

LXXXV. Die Furcht eines vornehmen Kronbedienten, daß ein anderer vornehmer Mann der Liebling seines Herrn werden möchte, ist Ursache, daß die Catholiken eines Reiches wieder in ihre Güter eingesetzet werden, und das Ansehn und die Gewalt des höchsten Gerichts im Lande vermehret wird. 379

LXXXVI. Die Eifersucht eines Mannes erreget einen Aufruhr, welcher beynahe einen Staat ins Verderben gestürzt hätte. 382

LXXXVII. Ein großer Minister vergnügt sich mit Springen, ein verschlagener Hofmann ahmet ihm nach, und machet sein Glück. 387

LXXXVIII. Die Thränen eines jungen Mägdchens, das von ihrer nächsten Verwandtinn der Unzucht aufgeopfert werden soll, sind die Ursache, daß ein junger Abt zu der Würde erhoben wird, darinnen er Gelegenheit bekömmt, sein gefährliches Talent zur Empörung sehen zu lassen, und einen Bürgerkrieg in Frankreich anzuzünden. 389

LXXXIX. Die Liebe, welche der Graf von Brion, nachmaliger Herzog von Anville, für Mademoiselle von Vendome, die unter dem Namen der Madame

von

Innhalt.

von Nemours bekannt ist, heget, giebt Gelegenheit zur Bekehrung des Vicomte von Turenne. 393

XC. Eine Tapete verursacht viel Lärm bey Hofe, während der Minderjährigkeit Ludwig des XIV. 400

XCI. Ein Kutscher-Streit verursachet Bewegungen an den Höfen von Frankreich und Spanien, so gar daß man bereit ist, von beyden Seiten einen Krieg anzufangen. 406

XCII. Ein Gruß welcher einen Schüler abgeschlagen wird, verursacht ein erschreckliches Blutbad in der Stadt Thorn im Königreiche Polen. 408

XCIII. Ein Pfarrer beschweret sich gegen einen andern Geistlichen über seine Armuth, und dieß ist Ursache, daß ein junges Mägdchen aus dem allerniedrigsten Stande auf den Thron gehoben wird 410

XCIV. Ein Capitel, darinnen verschiedene große Begebenheiten aus kleinen Ursachen zusammen genommen worden. 426

XCV. Eine Zusammenverschwörung, welche den Umsturz eines Königreichs zum Grunde hat, wird entdeckt, weil eine Hure einen gewissen Mann, der traurig und in tiefen Gedanken war, betrunken macht. 429

Große

Große Begebenheiten
aus kleinen Ursachen.

Einleitung.

Die Geschichte ist ein Gemählde, welches die Zeiten, und alle Gegenden und Reiche der Erden unter einem Gesichtspunkte vereiniget. Man siehet darinn sehr verschiedene Sitten, Gebräuche und Gesetze. Mitten aber in dieser Verschiedenheit wird man eben dieselbigen Charaktere, eben dieselbigen Leidenschaften und Schwachheiten, eben dieselbigen Menschen gewahr.

Kaum war das Chaos entwickelt, kaum war der Mensch aus einem Nichts entstanden, als die Laster sich seines Herzens schon bemächtigten. Adam empöret sich, seine Söhne erzürnen sich wider einander, und die Erde wird mit ihrem Blute getränkt: die Laster häufen sich. Umsonst wird die Sündfluth geschickt, um die Menschen auszurotten und die Welt zu reinigen: eine einzige Familie schwimmet auf dem Gewässer, mit ihr schwimmen die Laster, und mit ihr werden sie erhalten. Die Kin-

Einleitung.

der Noah sind so verderbt als die Kinder Adams. Sie trennen sich, es entstehen verschiedene Völker, verschiedene Reiche, wo der Eigennutz, der Ehrgeiz und die Eitelkeit Verwirrung und Zwiespalt anrichten: die Menschen gerathen wider die Menschen in Wuth, sie zerfleischen einer den andern: die Völker treten wider die Völker auf: sie zwingen die Erde, das Eisen zu verschaffen, welches sie so sorgfältig in ihrem Schooß verbarg; ihrem Blutvergießen unterstehen sie sich die prächtigen Titel von Sieg, von Triumph zu geben, und ihre Häupter mit Lorbern zu zieren, die aus dem Blute entspringen. Die Reiche zerstören einander, eine Staatsveränderung wechselt mit der andern ab, von einem Jahrhundert zu dem andern vererbt sich das Unglück. Das Unglück der vergangnen verkündigte das unsere, in dem unsern sehen wir die Unfälle des künftigen.

Aber die Geschichte zeigt uns gleichwohl auch Beyspiele von Tugend. Die Menschheit schadlos zu halten, schenkt ihr die Natur zuweilen einen von den nützlichsten Männern, welche die Verheerungen ersetzen, die die Laster veranlasset haben. Ihre Absichten sind rein, eine jede ihrer Handlungen ist eine Wohlthat. Ihr Exempel führt diese zur Tugend, hält jene auf, die im Begriff waren, das Laster zu begehen. Kurz, die Weisheit schafft das Wohl aus eben der Quelle, aus welcher das Laster das Uebel entstehen läßt; und öfters aus den kleinsten Ursachen.

I.

Semiramis macht sich einen Scherz ihres Gemahls des Königs Ninus von Aßyrien zu Nutz, um ihn umbringen zu lassen, und sich der königlichen Gewalt zu bemächtigen.

Ninus, König von Aßyrien, fand sich zu eingeschränkt in seinen Staaten: um Eroberungen zu machen, ließ er die stärksten unter den jungen Leuten seines Reichs zusammen bringen; sie mußten reiten und mit den Waffen umgehen lernen; er gewöhnte sie zur Arbeit, und unermüdet zu seyn: als er endlich glaubte, daß sie würden fähig seyn zu kämpfen und zu überwinden, so führte er sie an wider die Babylonier, die er unterwarf. Armenien ward unter das Joch gebracht; die Meden wollten ihm widerstehen, allein er überwand sie. Ihr König wurde gefangen und mit seiner Frau und Kindern gekreuziget. Ganz Asien wurde gezwungen, Ninus als Oberherrn zu erkennen. Die Baktrier allein hielten den Lauf seiner Eroberungen auf: dieses erzürnte den Held, er kehrte in seine Staaten zurück, und warb neue Völker, mit diesen kam er wieder und griff die Baktrier an, sie unterstunden sich ihm die Spitze

zu bieten, er zwang sie aber sich in die Hauptstadt zu werfen. Baktra war von Natur und durch die Kunst bevestiget, dieses vermehrte ihr Zutrauen und ihre Sicherheit; sie verwarfen die Versprechungen des Königs, und trotzten seinen Drohungen. Die Bemühungen des Eroberers waren unglaublich; der Ruhm und die Begierde sich zu rächen, entflammten seine Wuth, die er seinen Soldaten mitzutheilen wußte: aber seine Kräfte nahmen ab, seine Schaaren wurden dünne, seine ermüdeten Völker waren nicht im Stande zu fechten. Ninus sah dieses Unglück und seufzte. Endlich sah er sich genöthiget, seinen Ruhm und seine Rachsucht der Erhaltung seines Heeres aufzuopfern. Er befahl die Belagerung aufzuheben. Schon waren die Zelter abgebrochen, schon war alles aufgepackt, schon war das Zeichen zum Abzuge gegeben; Ninus und seine Soldaten warfen noch wütende Blicke auf Baktra zurück, wie Löwen, die der Muth anfeuert, die Müdigkeit aber zurück hält. In dem Augenblick ward dem Könige gemeldet, daß die Stadt eingenommen, und daß er diese Eroberung der Klugheit und der Herzhaftigkeit eines Weibes zu danken hätte.

Er erwog die Größe dieser That nach der Größe seiner Freude; er verlangte begierig, diejenige zu sehen, die ihrem Vaterlande und ihrem Geschlecht so viel Glanz erworben: er sagte, daß er ihr selbst die

Beloh=

Belohnung ertheilen wollte, die er einem so ausnehmenden Dienste schuldig wäre. Semiramis ward vor ihm gebracht, Ninus erstaunte mehr über ihre Schönheit als über ihre Tapferkeit: stillschweigend und bewundernd sah er sie an, sein Herz, das der Ruhm allein erfüllte, brannte vor Liebe, er wurde von derjenigen überwunden, die über seine Feinde den Sieg davon getragen. Kurz, er both ihr seine Krone an, und sein Herz, und furchte noch, sie möchte beydes ausschlagen. Der Ehrgeiz führte alle Schritte der jungen Semiramis: um der Krone willen nahm sie das Herz des Königs an.

Semiramis war die Frucht einer verbotenen Liebe. Bey ihrer Geburt hatte man sie ausgesetzet. Es fanden sie Schäfer, die sie dem Aufseher über die Heerden des Königs brachten. Sie übertraf bald alle ihres Geschlechts an Schönheit und Verstand. Der Statthalter Syriens sah sie, er wurde von ihren Reizungen gerührt, und verlangte sie zur Ehe, er bekam sie. In dem Kriege wider die Baktrier nahm er sie mit, weil er nicht ohne sie seyn konnte. Semiramis betrachtete die Mauren von Baktra und nahm wahr, daß die Belagerten die vestesten Oerter am schlechtesten bewachten, weil die Aßyrier alle ihre Kräfte an die schwachen wendeten. Als sie alles wohl überlegt, stellete sie sich an die Spitze einiger tapfern Soldaten, stieg an einem gar nicht

vertheidigten Orte in die Stadt, brachte sie in die größte Bestürzung, und öffnete dem aßyrischen Heere die Thore. Und auf diese Weise war es, daß sie die Bewunderung und Liebe des Königes verdiente.

Ninus, den seine neue Gemahlinn ganz beschäfftigte, dachte, als er in seine Staaten zurück gekommen, an nichts, als ihr alles das Vergnügen zu verschaffen, das seine Liebe nur ersinnen konnte. Es fiel ihm ein, ganz Asien derjenigen unterwerfen zu sehen, die über sein Herz herrschte, und geboth den Unterthanen allen ihren Willen zu erfüllen. Eine tugendhafte und kluge Frau würde sonder Zweifel den Scherz ihres Gemahls angewendet haben ihm seine Fehler zu zeigen. Semiramis gab nur ihrem Ehrgeiz und ihrer Grausamkeit Gehör, sie hatte nicht sobald die oberste Gewalt in Händen, als sie sich deren bediente, den König durch einen Meuchelmord umbringen zu lassen. Die Verräther, die sie verführet hatte, streueten aus, Ninus hätte seiner Gemahlinn das Ruder der Regierung überlassen, weil er gemerket, daß sein Lebensende herannahete. Das Volk, welches niemals von den Geheimnissen des Staats unterrichtet ist, glaubte, was man ihm sagte, und erkannte Semiramis als Beherrscherinn. Dieser hohe Geist, diese ruhmbegierige Seele begnügte sich nicht mit der Macht, die sie durch ein Verbrechen erlanget. Sie beneidete den Ruhm, den Ninus durch seine Eroberungen, durch Erbau-

ung

ung der Stadt Ninive erworben. Um die Blicke der Welt, die Bewunderung der Nachkommen auf sich zu ziehen, ließ sie das prächtige Babylon erbauen; und um dieses Werk zu beschleunigen, mußten zwo Millionen Menschen daran arbeiten. Sie stellete sich an die Spitze eines furchtbaren Heeres: durch ihre Siege erweiterte sie das aßyrische Reich, sie ließ Berge abtragen, und Flüsse einen ungewohnten Weg nehmen, sie zwang die Erde fruchtbar zu seyn, wo es schien, als wenn sie nichts herfür bringen wollte.

Semiramis vermählte sich nicht wieder, sie fürchtete ihre Gewalt zu verlieren. Der Thron schützte sie aber nicht gegen die Schwachheiten ihres Geschlechts. Die schönsten Leute ihrer Armee mußten ihre Gunst mit dem Leben bezahlen, damit ihre heimliche Wollust verborgen bliebe. Sie wollte Indien erobern: dieser Zug gelang ihr nicht; sie wurde geschlagen, ihre Völker giengen drauf, und sie selbst ward verwundet. Ihr Sohn Ninias bediente sich der Gelegenheit dieser Niederlage, um sie tödten zu lassen. Er ließ darauf bekannt machen, daß sie unter die Zahl der Götter aufgenommen wäre. Ihr Alter hat sie auf zwey und sechzig Jahre gebracht. Die Aßyrier verehrten sie als eine Göttinn.

II.

Die Liebe Hellenens gegen Paris giebt Gelegenheit zur Belagerung und Zerstörung der Stadt Troja.

Hellena, die Tochter Tindari, Königes von Sparta war von so ausnehmender Schönheit, daß man sie als ein Wunder betrachtete. Alle Könige von Griechenland strebten nach dem Glücke diese reizende Prinzeßinn zu besitzen: ihren Zweck zu erreichen, begaben sie sich alle nach Sparta. Es schmeichelte den König Tindarus sehr, so viel Monarchen an seinem Hofe zu sehen, die sich es für ein großes Glück schätzten, wenn seine Tochter einen Blick auf sie warf. Ein Gedanke aber machte ihm bey aller dieser Freude viel Unruhe. Er konnte nicht zweifeln, daß diejenigen sich für beleidiget halten würden, denen er sie nicht gegeben, und daß der Verdruß sie zur Rache vereinigen würde wider den Glücklichen. Seine Unschlüßigkeit wuchs von Tage zu Tage, endlich suchte er Rath bey dem Könige von Ithaka, Ulysses, dessen Klugheit ganz Griechenland bewunderte. Ulysses gab ihm einen sehr weisen Anschlag, dem er folgte: er ließ alle Liebhaber seiner Tochter zusammen kommen, und ließ ihnen feyerlich schwören, daß sie es auf ihre Wahl wollten

ten ankommen lassen, und daß sie mit vereinigten Kräften den Glücklichen wider einen jeden vertheidigen würden, der sie ihm rauben wollte. Die Schönheit Menelai, des Bruders Agamemnons, Königs von Micene, brachte ihm den Vorzug; drey Jahre währte ihr Glück und ihre Liebe. Alexander Paris, der andre Sohn Priams, Königs der Trojaner, sah, daß das Königreich Troas seinem ältesten Bruder Hektorn gehörte, er entschloß sich um diese Zeit anderwärts irgend ein Reich zu stiften. Er kam in den Peloponnes, zu Sparta sah er Hellenen, und empfand das Vergnügen, das der Anblick eines schönen Weibes verursachet. Das Bild dieser reizenden Fürstinn erfüllte sein Herz, er liebete sie sterblich. Er suchte die Gelegenheit, sie weiter zu sehen und zu sprechen. In diesen entfernten Zeiten wurde die Königinn nicht so genau bewachet als gegenwärtig. Paris fand Gelegenheit, Hellenen seine Liebe zu offenbaren. Er war jung, schön, wohl gemacht, verführerisch: Hellenens Herz war zärtlich, er seufzete nicht lange nach Gegenliebe. Da sie einander beyde mit gleicher Zärtlichkeit liebten, so begehrten sie einander beständig zu besitzen. Hellene verließ ihres Liebhabers wegen den Thron, und folgte ihm nach Troja, wo Priamus die Schwachheit begieng, sie aufzunehmen. Menelaus sah sich einer Gemahlinn beraubt, die er liebte, die er anbetete, er betrübte sich, er gerieth in

Wuth wider den Räuber, ganz Griechenland ertönte von seinen Klagen und von seinem Unglücke. Die Könige erinnerten sich ihres Eides, und eileten ihn zu erfüllen. Die Agamemnons, die Ajaxe, die Achillen, die Philokteten u. s. w. schwuren den Untergang Trojens. Priamus brachte die übrigen Jahre einer langen und friedlichen Lebenszeit mitten in einer zahlreichen Familie zu. Die schöne und tugendhafte Andromache wendete alle Augenblicke an, ihrem Gemahl Hektor zu gefallen. Den ruhigen Bürger ließ ein blühender Handel ein bequemes Leben führen. Der Ackersmann sah mit Freuden die Früchte der Erden: Er schmeichelte sich mit der süssen Hoffnung, die Belohnung seines Fleißes daraus zu ziehen. Mit einem Worte, die Harmonie, die jeder Gesellschaft so nothwendig ist, regierte in Troas. Auf einmal sah man eine Armee Griechen, und alles ward gestört. Die Furcht bemächtigte sich der Gemüther, die Landleute zogen sich in die Stadt, deren Thore gleich gesperret wurden. Der tapfere Hektor begab sich auf die Mauren, sein Beyspiel munterte den niedergeschlagenen Muth wieder auf; man folgte ihm, man ahmte ihm nach, man widerstund zehn Jahr allen Bestrebungen der Griechen. Endlich fiel Hektor durch die Hand des grausamen Achilles, die bestürzten Trojaner waren außer Stand sich länger zu vertheidigen, die Griechen drungen in die Stadt, und opfer-

opferten ihrer Wuth, was ihnen vorkam. Soldaten, Bürger, Prinzen und Prinzeßinnen, alles fiel unter das Schwerdt des Ueberwinders; Priamus selbst ward an dem Fuß des Altars erwürget. Die Stadt wurde an allen Ecken in Brand gesetzet, und gieng im Feuer auf. Menelaus fand Hellenen, seine Liebe erwachte wieder, er vergaß ihre Treulosigkeit, und brachte sie nach Sparta zurück.

III.

Verschiedene junge Römer sind bey dem Wein, und sprechen von ihren Weibern. Diese Unterredung verursacht das Unglück Lukreziens: und diese Gewaltthat ist der Grund zu der Verjagung der Könige aus Rom, und zu Errichtung der Republik.

Tarquinius der Stolze, der siebende König Roms, war ehrgeizig, grausam und staatsklug. Die königliche Würde ersättigte nicht seine unmäßige Begierde, er strebte nach der unumschränktesten Herrschaft. Dahin zu gelangen, ließ er verschiedene Rathsherren umbringen, von denen er glaubte, daß sie fähig wären, seine Anschläge zu hindern, andre, die er in Furcht gesetzt, hielten sich verborgen.

borgen. Dieser Tyrann errichtete eine grausame Gewalt auf dem Ruin der Gesetze, und er bevestigte sie durch eine beständige Gefälligkeit, die er für die Soldaten hatte. Mit ihnen war er sanft, gemein und freygebig. Er überließ ihnen öfters den Raub der Städte, die er den Feinden wegnahm; er führte sie von einer Unternehmung zur andern, damit die Rathsherren und die Vornehmsten vom Volke ihnen die Augen nicht eröffnen möchten, in Ansehung seiner Absichten. Nachdem er verschiedene der nächsten Völker um Rom unterworfen, so griff er die Rutuler an, er trieb sie bis unter die Mauren von Ardea, ihrer Hauptstadt, und belagerte solche: aber da er sah, daß es ihm zu viel Volk würde kosten, wenn er sie mit Sturm einbekäme, so beschloß er die Belagerung in eine Einsperrung zu verwandeln. Weil es alsdenn auf nichts mehr ankam, als nur zu verhindern, daß keine Lebensmittel in die Stadt herein gebracht würden, so wurde in dem römischen Lager die Kriegszucht nicht so strenge beobachtet. Die Officiers machten sich unter einander allerhand Zeitvertreib. Sextus Tarquinus, des Königs Sohn, gab verschiedenen Officiers eine prächtige Mahlzeit, unter diesen war Collatinus, der Gemahl Lukreziens, Statthalter in Collatia, einer kleinen Stadt des Latium. Unter dem Essen ward von Weibern geredet, wie es gewöhnlich ist, wo keine zugegen. Ein jeder wollte

seine

seine Wahl herausstreichen, und erhob die Tugenden und die Schönheit der seinigen. Zu dieser Zeit mußte man wohl kein großes Zutrauen auf die Tugend der Damen setzen, denn man beschloß, daß man sehen mußte, ob diejenigen, von welchen die Rede war, das ihnen beygelegte Lob verdienten. Der Wein, der häufig war getrunken worden, machte aus diesem Scherze Ernst. Man setzte sich zu Pferde und ritt auf Rom, um die Frauen zu überraschen, und um zu sehen, wie sie die Abwesenheit ihrer Männer ertrügen. Man fand sie alle in Lust und Freuden: und ihre Verwirrung bey dem Anblick ihrer Männer war ein gewisses Kennzeichen ihres Fehlers. Darauf begab man sich nach Collatia, und ob es gleich tief in der Nacht war, so fand man Lukrezien mitten unter ihren Weibern mit spinnen beschäfftiget: diese tugendhafte Dame sah ihren Mann mit Freuden, sie erwies ihm die ungekünstelten und aufrichtigen Liebkosungen, die die Liebe eingiebt. Alle diejenigen, die mit Collatino gekommen waren, wurden von ihrer Schönheit, von ihrem edlen und bescheidenen Wesen bezaubert. Sie legten ihr alle das Lob bey, das ihr gebührte: aber Sextus blieb nicht bey dem bloßen Eindrucke stehen, den die Bewunderung hervorgebracht: er war jung, lebhaft, die Liebe bemächtigte sich aller seiner Sinne, je mehr er Lukrezien ansah, desto feuriger wurden seine lasterhaften Begierden. Er ritte

mit seinen Freunden wieder zur Armee, weil seine Pflicht ihn dahin rief, aber er gieng von ihr in dem Vorsatz, bald wieder zu kommen, und seine viehische Leidenschaft zu ersättigen. Sie war so gewaltsam, daß auch alle Arbeit und Zerstreuung des Krieges sie zu besänftigen außer Stande waren: Täglich suchte er einen Vorwand, um verstohlner Weise das Lager und die Armee zu verlassen. Endlich gewinnt seine Ungeduld die Oberhand, er läuft, er fliegt nach Collatia; er stellete sich, als brächte er Befehle von dem Könige, seinem Vater. Er trat bey Collatinus ab. Lukrezia empfieng ihn mit der Sanftmuth und Sicherheit, die jederzeit die Tugend begleiten: sie speisete zu Abend mit ihm, sie ließ ihn in das Zimmer führen, das für ihn bereitet war. Je näher Sextus dem war, was er liebte, je mehr wurde sein Herz in Flammen gesetzt, und je heftiger wurde seine Leidenschaft. Das verletzte Recht der Gastfreyheit, die höchst beleidigte Tugend, nichts rührte sein Gewissen. Er stund vom Bette auf, er nahm einen Dolch, den ihm eine grausame Vorsicht mitzunehmen eingab, er drang bis an das Zimmer Lukreziens: sie erwachte: Traurige Bestürzung! Sextus drückte sie in seine Armen, und ließ ihr fühlen, daß er mit einem Dolch versehen wäre, und sagte ihr: „Wenn ihr schreyet oder „euch weigert, so seyd ihr des Todes. Ich will „mich nicht begnügen euch das Leben genommen

„zu

„zu haben, eurem Gedächtniß werde ich dazu noch „einen ewigen Schandfleck anhängen. Ich werde „einen von euren Leibeignen erwürgen, und bekannt „machen, daß ich Collatinus Ehre gerächet. „

Kurz, der Barbar überwand die tugendhafte Lukrezia, theils durch Drohungen, theils durch Gewalt, und kehrte den Morgen gleich früh wieder ins Lager. Lukrezia sah sich entehrt, und glaubte des Lebens nicht mehr würdig zu seyn: sie schrieb ihrem Ehemann. „Ich bitte euch, begebt euch so „schleunig als möglich nach Rom zu Lukrezius, „meinem Vater. Sie zog ein langes Trauerkleid an, unter welches sie einen Dolch verbarg, sie begab sich zu Lukrezius, und warf sich zu seinen Füssen, sie benetzte sie mit ihren Thränen, und erzählte ihm ihr Unglück. In dem Augenblick langte Collatinus an mit seinen Freunden. So bald er erschien, so sagte ihm Lukrezia: „Ach Herr! ich bin „eurer nicht mehr würdig! Mein Herz ist euch „zwar immer treu gewesen: aber mein Körper ist „befleckt worden, Sextus Tarquinius ist in eurem „Hause gewesen, und hat mir die Ehre geraubet. „O ihr Römer, rächet mich! rächet mich!„ Als sie dieses gesagt, so zog sie ihren Dolch heraus, stieß ihn in ihre Brust und starb. Alle die bey diesem traurigen Schauspiele zugegen waren, konnten ihre Thränen nicht zurück halten. Luzius Junius, der sich in dem Schein der Dummheit verhüllt, um dem

grau-

grausamen Mißtrauen des Königs zu entgehen, und daher den Beynamen Brutus bekommen, näherte sich dem Körper, während daß die andern sich dem Schmerz überließen; er riß den blutigen Dolch heraus und sprach mit einem herzhaften Ton diese Worte, die ihm der Unwille eingab: „Ich schwöre bey diesem Eisen, bey diesem Blute, „daß ich den Schimpf rächen will, der diesem tu„gendhaften Weibe ist angethan worden. Ja ich „will meinen letzten Blutstropfen hingeben, die kö„nigliche Würde aus Rom zu verbannen: Ich „ruse dabey die Götter zum Zeugen und schwöre „es dem Vaterlande.„

Hierauf ließ er den Dolch durch die Hände Collatinus, Lukrezius, Valerius, kurz, aller die zugegen waren, herumgehen, und ein gleiches schwören. Dieser Eidschwur war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande. Diese traurige Nachricht breitete sich bald durch die ganze Stadt aus: von allen Seiten lief man in das Haus Lukrezius. Alle Welt hat Lukrezien bewundert, alle Welt ward von ihrem Schicksale gerührt. Ihr Blut preßte Thränen aus allen Augen, und ihre Wunde rief laut um Rache. Das Volk ergrimmte wider die Tyrannen, und griff zu den Waffen, das Heer, welches dasjenige erfuhr, was zu Rom geschehen war, empörte sich. Man plünderte den Palast des Königs, man widmete alle diejenigen der Hölle, und verdammte

sie

sie zu der grausamsten Todesstrafe, die jemals unternehmen würden, die königliche Würde wieder einzuführen. Es wurde ein jährlicher Magistrat eingeführt, unter dem Namen Consul den Staat zu regieren. Brutus, der Urheber der Freyheit, und Collatinus, der Gemahl der unglücklichen Lukrezia, waren die ersten Consuls.

IV.

Die Decemvirs üben in Rom Tyranney; einer unter ihnen wird in ein Mägdchen verliebt, die er vorbeygehen siehet: diese Liebe ist Ursach, daß die Decemvirs aus Rom verjagt werden, und daß diese Würde abgeschaffet wird.

In den ersten Zeiten der römischen Republik war der Rath und das Volk immer im Streit. Die Rathsherren wollten allein die Regierung des Staats führen, diese Gewalt wollte das Volk mit ihnen theilen. Der Verwirrung und Trennung ein Ende zu machen, schickte man Gesandte nach Athen, um die Gesetze Solons daher zu bringen. Da diese Gesandten zurück waren, wurde zehn Commissarien unter dem Namen Decemvirs aufgetragen, an einem Gesetzbuche zu arbeiten, wor-

nach künftig die Republik sollte regieret werden. Sie brachten das Gesetz der zwölf Tafeln zusammen, von welchen wir noch einige Ueberbleibsel haben. Da alle Würden der Republik in dem Decemvirat vereiniget waren, so übten die Decemvirs in Rom eine unumschränkte Herrschaft aus. Sie waren es, die sich an die Spitze der Völker stelleten, die man wider die Eques und Sabiner führen mußte. Appius Claudius, der ehrgeizigste, der grausamste und staatsklügste unter ihnen blieb in Rom, er vereinigte auf sich alle Gewalt seiner Amtsgenossen, und war desto sicherer, da er die Vorsicht hatte, sich beständig von einem Haufen Bewaffneter begleiten zu lassen. Er verfuhr mit den Gütern der Bürger, und mit ihrem Leben, wie sein Eigensinn es ihm eingab. Eines Tages, da er auf seinem Richterstuhle saß, und ungerechte Urtheile fällete, sah er ein junges Mägdchen von entzückender Schönheit nahe bey ihm vorbey gehen; sie schien etwan funfzehn Jahr alt zu seyn, und gieng mit ihrer Amme in die öffentliche Schule. Appius Claudius ward von ihren reizenden Annehmlichkeiten gerührt, und warf Blicke voll Liebe auf sie. Den Tag darauf sah er sie zur selbigen Stunde wieder vorbey gehen, und fand sie noch schöner. Endlich, da er seiner Liebe nicht mehr zu widerstehen vermochte: so erkundigte er sich nach ihrer Familie, und nach ihrem Namen. Er erfuhr, sie hieße Virginia, und

wäre

wäre die Tochter eines Plebejen, sie wäre an Julius versprochen, der auch ein Plebejer wäre; gleich entschloß er sich, alles anzuwenden, um sie zu verführen, und seine lasterhaften Begierden zu begnügen. Er konnte leicht voraus sehen, daß er ihre Schamhaftigkeit und Unschuld würde schüchtern machen, wenn er es wagte, ihr selbst Vorschläge zu thun, er beschloß also, sich der Verschlagenheit einer der verschmitztesten Weiber zu bedienen, die mit der Schönheit junger Mägdchen einen schnöden Handel zu treiben wissen. Er ließ eine davon zu sich kommen: durch sehr ansehnliche Geschenke, durch die schmeichelhaftesten Versprechungen erlangte er von ihr, daß sie ihm ihre Hülfe versprach. Dieses Weib machte bald Bekanntschaft mit der Amme Virginiens, und gewann ihr Zutrauen. Gewöhnlich ist es, daß man von sich auf andre urtheilet, sie glaubte, die Geschenke würden auf die Amme den Eindruck machen, den sie auf sie gemacht hatten; sie gab ihr einige von geringem Werthe, um keinen Argwohn zu erregen; nach und nach vermehrte sie solche, und versprach ansehnlichere. Kurz, sie wurde so vertraulich mit der Amme, daß sie glaubte, es wäre Zeit ihr das Vorhaben zu eröffnen. Aber die getreue und tugendhafte Amme verwarf die Anerbietungen mit Schröcken, gab alle Geschenke wieder her, und verbot dem Weibe, jemals wieder ihre Schwelle zu betreten. Die Liebe

des Decemvirs ward dadurch nicht abgeschreckt. Die Hindernisse machten sie nur feuriger. Ein andres Mittel schien ihm untrüglich zu seyn, denn seine Macht war ihm für dessen glücklichen Fortgang gut. Er vermochte den Markus Claudius, einen seiner Clienten, dahin, daß er Virginien als seine Leibeigene zurück forderte. M. Claudius war einer von den kühnen und frechen Wagehälsen, die das Zutrauen der Großen durch eine lasterhafte Gefälligkeit verdienen. Dieses verhaßte Werkzeug des Decemvirs opferte seinem Eigennutze die Redlichkeit und alle menschliche Achtung auf, er gieng in die Schule, wo die junge Virginie war, er nahm sie bey der Hand, und wollte sie aus dem Hause reißen, indem er vorwandte, sie wäre von einer seiner Leibeignen gebohren, und gehörte ihm zu. Die bestürzte Virginie setzte sich der Gewalt, die man ihr anthat, mit Thränen entgegen: aber ihre Amme riß sie aus den Händen ihres Räubers. Dieser Bösewicht sagte darauf, daß er keine Gewalt brauchen wollte, er begäbe sich unter den Schutz der Gesetze, und er lade diejenigen den Augenblick vor den Decemvir, die sich seiner gerechten Forderung widersetzten. Hier ergriff er Virginien wieder, und führte sie vor den Richterstuhl des Appius Claudius. Das Volk folgte ihnen theils aus Neubegierde, theils aus Achtung für den Vater Virginiens. Numitorius, der Oheim des Mägdchens,

chens, erfuhr den Vorfall und rennete herbey, ihr zu helfen. Der Räuber richtete seine Klage folgendermaßen ein: „Dieses junge Mägdchen ist in „meinem Hause gebohren, sie ist heimlich daraus „geraubet worden, durch eine Leibeigene, die ihre „Mutter war, und welche, um ihren Diebstahl zu „verheelen, sich stellete, als wäre sie mit einem todten Kinde nieder gekommen. Sie verkaufte dieses „Kind der Frau des Virginius, welche unfruchtbar war, und die, da sie dafür nicht wollte gehalten seyn, sie für ihre Tochter ausgab. Es ist mir „leicht, die Wahrheit meines Vorbringens durch „unverwerfliche Zeugen darzuthun. Ich will sie mit „mir nach Hause nehmen, weil es billig ist, daß „eine Leibeigene ihrem Herren folge; und ich biete „Bürgschaft an, sie wieder zu stellen, im Fall „Virginius noch darauf bestehet, daß er ihr Vater „sey.“ Man sah wohl, daß die Kühnheit dieses Betrügers sich auf das Ansehen des Richters gründete: aber man verstellte sich, und der Oheim Virginiens that seiner Wuth Einhalt, und stellte dem Decemvir mit aller der Mäßigung, der er fähig war, vor, daß es ungerecht wäre, Bürgern in Abwesenheit ihres Vaters die Geburt streitig zu machen; er verlange nur zween Tage, um den Virginium wieder kommen zu lassen, den nur der Dienst des Vaterlandes von Rom entfernt hielte; während dieser Zeit wollte er Virginien zu sich nehmen;

es wäre unbillig, daß man die Tochter eines römischen Bürgers in ein Hauz schickte, wo ihre Ehre in größerer Gefahr seyn würde, als ihre Freyheit. „Die Gesetze, fügte er hinzu, erfordern, daß der „Kläger den Beklagten vor dem Endurtheile nicht „in seinem Besitz stöhre. Alle Welt billigte dieses gerechte Verlangen, und es schien, als wenn der Decemvir es nicht würde ausschlagen können: aber geben die Leidenschaften den Gesetzen und der Vernunft Gehör? Folgendes gaben sie dem Decemvir ein: „Ich muß der Beschützer eines so gerechten „Gesetzes seyn; ich selbst habe es in die zwölf Ta„feln gebracht: gegenwärtige Sache aber ist davon „unterschieden. Nur dem Vater gehöret es, diejenigen zu fordern, die er für seine Kinder ausgiebt; „und wenn er hier wäre, würde ich ihm davon den „Besitz sogleich zusprechen. Ich will die nöthige „Zeit wohl gewähren, Virginius von der Armee „kommen zu lassen, aber ich kann einen Bürger seiner „Leibeignen nicht berauben, die er zurück verlangt.„

Den Augenblick machte sich Claudius fertig, Virginien davon zu führen: Aber die ganze Versammlung gab durch ein allgemeines Murren den Unwillen zu erkennen, den ein so ungerechtes Urtheil bey ihr erreget. Die Weiber, die von Mitleiden gerührt, und deren Augen voller Thränen waren, umgaben Virginien, und schützten sie wider die Gewaltthätigkeit ihres Räubers. Claudius,

der

der ihr ängstliches Geschrey, ihre Klagen und Bitten verachtete, wandte alle Kräfte an, sie zu entführen, als Julius, dem sie zur Ehe versprochen war, mit Augen, die vor Zorn und Wuth funkelten, auf dem Platze erschien. Appius, dem es bekannt war, wie viel Ansehen er bey dem Volk hatte, fürchtete ihn: er ließ ihm durch einen Gerichtsdiener sagen, daß er sich wegbegeben sollte, die Sache wäre schon entschieden. Aber Julius, dessen Liebe auf das äußerste beleidiget war, und der in das Innerste des Herzens des Appius sah, sagte ihm, indem er sich an ihn selbst wendete: „Tyrann, ich will das Leben „verlieren, ehe du die Frucht deines Verbrechens „genießen sollst. Ist es nicht genug, daß du uns „unsrer Tribunen beraubet hast, welches die Beschützer unsrer Freyheit waren; willst du uns noch „das betrübte Schauspiel geben, die Töchter der „Römer schänden zu sehen? Virginie ist mir zur „Ehe versprochen; ich soll eine unbefleckte Jungfrau, ein freyes Mägdchen heurathen, und ich will „sie nur von den Händen ihres Vaters empfangen. „Wenn du in seiner Abwesenheit seiner Tochter „willst Gewalt anthun, so will ich euch Römer zu „Hülfe rufen; Virginius soll die Soldaten anflehen, und die Götter werden uns günstig seyn. „Und wenn ich auch allein wäre, so werden mir „meine gerechte Sache, meine Liebe, Kräfte genug „verleihen, Widerstand zu thun, meine Gattinn zu

„vertheidigen.„ Diese Rede erhitzte das Volk: Claudius wurde es gewahr und floh zu den Füßen des Decemvirs. Von allen Seiten läuft man auf den Platz zu, das Getümmel wird vermehrt, die Römer erbittern einer den andern. Appius sah, daß eine Empörung nahe war, und faßte den Schluß, selbst sein Urtheil aufzuheben: er sagte, er wäre es zufrieden, daß Virginia bis auf den andern Morgen frey bliebe, in dieser Zeit könne Virginius leicht von der Armee zurück seyn, und erweisen, ob dieses Mägdchen seine sey. Claudius stellte sich, als wenn er ungern in diesen Aufschub willigte, und verlangte, daß man sie morgen wieder stellen möchte. Julius both sich selbst dazu an, und man wagte es nicht, ihn auszuschlagen: aber Appius sendete heimlich einen Boten an seine Amtsgenossen, die das Heer unter sich hatten, und bath sie, dem Virginius die Erlaubniß zu versagen, nach Rom zu kommen: er schmeichelte sich, daß er befugt seyn würde, Virginia in die Hände des Claudius zu liefern, wenn Virginius zur gesetzten Zeit nicht erschiene: aber die Freunde des Virginius waren dem Boten des Decemvirs zuvor gekommen; er hatte Urlaub bekommen, und war schon weg, als der Bote ankam. Er erschien den Tag darauf auf dem Platze, mit dem niedergeschlagenen Ansehn, das der Schmerz giebt, und hielt seine Tochter bey der Hand, die in Thränen zerfloß. Es umgaben sie

beyde,

beyde, alle ihre Befreundte, die Theil nahmen an ihrem Unglück, und das Volk fragten, ob es billig wäre, daß während der Zeit, da ein Bürger sein Leben für die Vertheidigung des Vaterlandes wagte, seine Kinder den Beleidigungen solcher Tyrannen sollten ausgesetzet seyn, die da grausamer wären, als die Feinde des römischen Namens selbst. Virginius sagte einem jeden was ihm sein Schmerz eingab, und beschwor sie, seine Tochter in ihren Schutz zu nehmen. Julius von seiner Liebe und von seiner Wuth getrieben, schrie wider die Ungerechtigkeit und Geilheit des Decemvirs. Der Tyrann nur und der schnöde Claudius blieben bey dem Klagen und Seufzen dieser trostlosen Familie unbewegt. Die Thränen Virginiens, ihre Annehmlichkeiten, ihre Schönheit, erweichten aller Herzen.

Appius erfuhr, daß Virginius mit seinen Freunden und Befreunden auf dem Platze wäre, er knirschte vor rasendem Zorne: je mehr aber die Hindernisse sich häuften, je mehr entzündete sich seine Liebe. Er begab sich dahin, stieg auf seinen Richterstuhl, und ließ sich, um allem Aufruhr zuvor zu kommen, von Soldaten umgeben: er drohete, diejenigen scharf zu bestrafen, die den geringsten Lärm würden machen, und befahl dem Claudius, seine Klage und seine Beweise vorzubringen. Dieser Betrüger, der in seinem Laster noch immer standhaft war, sagte, daß er Virginien forderte, weil sie die Tochter von

einer seiner Leibeignen wäre, hierauf stellete er eine, die er verführet hatte, und die aussagte, daß sie Virginien der Ehefrau des Virginius verkauft hätte. Alsdenn nahm Claudius das Wort wieder und sagte, daß es ihm leicht seyn würde, andre Zeugen zu stellen, wenn es nöthig wäre, und er hoffte, der Decemvir würde ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Umsonst bezeugten es die Verwandte und die Freunde des Virginius, daß seine Gattinn verschiedene Kinder gebohren, daß sie sie mit dieser ihrer Tochter schwanger gesehen, daß das Kind in Gegenwart aller Verwandten auf die Welt gekommen; daß alle Nachbarn gesehen, wie die Mutter die junge Virginia selbst gestillet, welches sie nicht hätte thun können, wenn sie unfruchtbar gewesen wäre, wie es Claudius aussagte; daß es endlich sehr sonderbar wäre, daß er bey dieser Sache funfzehn Jahr stille geschwiegen, und daß er nicht eher auf dieses junge Mägdchen Anforderung gethan, als da er gesehen, zu welcher seltenen Schönheit sie gelanget, welche auch sonder Zweifel die Ursache der Verfolgung wäre, die sie ausstehen müßte. Diese Gründe waren so wichtig, daß sich Appius fürchtete, sie möchten auf das Volk einen Eindruck machen; ihrer Wirkung Einhalt zu thun, antwortete er selbst darauf in diesen Worten: „Mein Gewissen verbindet mich auszusagen, daß „ich schon lange von der Wahrheit der Sache un-

„terrich-

„terrichtet bin. Als Claudius starb, setzte er mich „zum Vormund seines Sohnes ein. Kurz dar„auf gab man mir Nachricht, daß diese junge „Leibeigne meinem Mündel gehöre. Meine Unter„suchungen bestätigten die Wahrheit der Sache: „die öffentlichen Geschäffte erlaubten mir nicht, die„sem nachzugehen: gegenwärtig aber, da ich einem „jeden Gerechtigkeit schuldig bin, so befehle ich, daß „Kläger dieses Mägdchen als seine Leibeigene be„halten soll.„ Dieses ungerechte Urtheil war Virginius ein Donnerschlag, er blieb einige Zeit stumm und bestürzt; endlich brach seine Wuth aus; der Decemvir, sagte er, ist der Urheber des Betrugs; und indem er ihn selbst anredete: „Wisse, „daß ich meine Tochter nicht erzogen habe, damit „sie das Werkzeug deiner Vergnügungen seyn soll„te. Wie hast du glauben können, daß die Rö„mer sich ihre Töchter und Weiber würden ent„führen lassen, daß sie ein Tyrann entehrte.„

Diese Rede erregte Unwillen in allen Seelen, von allen Seiten erhebt sich ein Getöse von Stimmen. Appius von seiner Wuth hingerissen, befahl seinen Soldaten das Volk aus einander zu treiben, und schickte einen seiner Gerichtsdiener, dem Claudius Platz zu machen, damit er sich Virginiens bemeistern könnte. Das Volk erschrack bey den Stößen und Drohungen der Soldaten und verlohr sich. Virginius sah sich verlassen, und seine Toch-

ter

ter in der Gewalt ihres Räubers: er verlangte, daß es ihm erlaubt würde, ehe man sie wegbrächte, noch einmal heimlich mit ihr und der Amme zu sprechen, damit er sehen möchte, ob sich nicht ein Anschein finde, daß er nicht ihr Vater sey, und er sich desto leichter trösten könnte. Man gewährte ihm seine Bitte mit der Bedingung, daß er den Platz nicht verlassen sollte. Virginius von Schmerz ganz durchdrungen, nahm seine Tochter in seine Arme, und wischte die Thränen von ihren Augen, er umarmte sie, und führte sie zu den Kramläden, die an dem Ende des Platzes sind. Indem er daselbst bey sich überlegte, was er anfangen sollte, giengen seine Augen überall herum: ein ungefährer Zufall zeigte ihm das Messer eines Fleischers, aus Verzweiflung ergriff er es, und wendete sich zu Virginia. „Meine Tochter! sagte er „ihr, dieses ist das einzige Mittel, deine Ehre und „deine Freyheit zu retten.„ Zugleich stieß er es ihr ins Herz, und indem er es von ihrem Blute rauchend heraus zog, schrie er: „Appius! durch „dieses unschuldige Blut weihe ich deinen Kopf „den höllischen Göttern!

Das Volk, welches bald erfuhr, was geschehen war, lief herbey; gerührt von diesem traurigen Anblicke, drückte es durch seine Klagen und Geschrey seinen Unwillen aus wider einen Tyrannen, der durch

seine

seine Ungerechtigkeit einen Vater in die grausame Nothwendigkeit gesetzt, seine Tochter zu erwürgen.

Der rasende Appius schrie, man solle Virginius anhalten: aber dieser unglückselige Vater öffnete sich einen Weg mit dem Messer, das er in der Hand hielt, gelangte bis an das Thor, und kam in das Lager mit einem Theile seiner Verwandten und Freunde, die ihn in seinem Unglück nicht verlassen wollten.

Numitorius und Julius, die in Thränen zerflossen, legten den Körper Virginiens vor dem Volk hin, und ermahnten es, ihren Tod zu rächen. Diese traurige Neuigkeit ward durch die Stadt ausgebreitet; man lief aus allen Ecken auf den Platz zu, die Rathsherren selbst kamen, und fügten ihre Thränen zu den Thränen des Volks. Appius, der ihr Ansehn und ihre Beredsamkeit fürchtete, ließ ihnen befehlen, nach Hause zu gehen, und geboth, den Körper Virginiens vom Platze zu tragen. Valerius aber und Horatius, zween Rathsherren, die voller Standhaftigkeit waren, verachteten diesen Befehl; und da sie merkten, daß es eine günstige Gelegenheit wäre, die Macht der Tyrannen zu unterdrücken, und das Decemvirat abzuschaffen: so fasseten sie den Entschluß, sich ihrer zu bedienen, die Gemüther der Römer zu erbittern. Appius näherte sich mit seinen Gerichtsdienern und seiner Leibwache,

er

er wollte die zween Rathsherren in Verhaft nehmen: das Volk aber, das von ihrer Standhaftigkeit aufgemuntert wurde, zerbrach die Bänkel der Gerichtsdiener, trieb die Soldaten zurück, und verfolgte Appius mit so vielem Eifer, daß er, um den Tod zu verhüten, sich das Gesicht verhüllen, und in ein Haus fliehen mußte.

Die zween Rathsherren ließen den Körper Virginiens auf eine offne Sänfte legen, und sie durch die vornehmsten Straßen Roms tragen, um das Mitleid aller Römer rege zu machen. Männer, Weiber, Kinder, alles kam aus den Häusern, um dieses Leichbegängniß anzusehen: einige warfen Weihrauch auf die Sänfte, andre Blumen, alle beweinten sie und beklagten das Schicksal dieser jungen Schönheit. Ihre Traurigkeit, ihre Geschenke waren ein Pfand ihrer Regungen und des aufrichtigen Verlangens, das sie hatten, sie zu rächen. Die Leiche ward in des Vaters Haus gebracht, bis auf die Zeit, da ihr die letzte Pflicht sollte geleistet werden.

Der unglückliche Virginius war unterdessen im Lager angelanget: er hielt bey seiner Ankunft das traurige Messer, womit er seine Tochter aufgeopfert, noch in der Hand, und die Soldaten, die sein Unglück erfuhren, stelleten sich um ihn herum. Virginius saß mitten unter ihnen, sein Gesicht war mit Thränen bedeckt; von Schmerz überhäuft, saß

er

er und konnte nicht reden. Endlich brach er dieses traurige Schweigen, hob die Hände gen Himmel und sprach: „Euch! o unsterbliche Götter! rufe „ich zu Zeugen, daß Appius allein der Urheber ist „des Verbrechens, so ich begangen, indem ich meine „Tochter getödtet; hierauf wendete er sich zu den „Soldaten, und fuhr also fort: Ich beschwöre euch! „o ihr meine Cammeraden, verbannet mich nicht „aus eurer Gesellschaft, als einen Verbrecher, als „den Mörder meiner Tochter; ich würde mein Le„ben gern hingegeben haben, um ihre Ehre zu er„halten: Der Tyrann aber wollte ihr diesen köstli„chen Schatz rauben, und ich bin aus Mitleid grau„sam geworden. Nur die Hoffnung, sie durch eure „Hülfe zu rächen, hat mich gehindert, ihr ins Grab „zu folgen.„

Die Soldaten, die durch diese Rede gerührt waren, versprachen ihm in allen seinen Unternehmungen Beystand zu leisten. Die Unruhe, diese Gesinnungen, breiteten sich in das ganze Lager aus, sie entschlossen sich, das Decemvirat abzuschaffen, und alle Decemvirs, als Mitschuldige des Lasters ihres Amtsgehülfen zu bestrafen, Von dem Augenblicke an, sahen sie ihre Gewalt als unrechtmäßig an; sie griffen zu den Waffen, nahmen ihre Fahnen, und wendeten sich auf Rom zu: Die Decemvirs wollten sie vergeblich aufhalten, sie antworteten ihnen, daß sie ihren Mitbürgern zu Hülfe

eilten,

eilten, und den Staat in Freyheit setzen wollten. Sie kamen in Rom an, sie zogen hinein, und versicherten ihre Verwandte und Freunde, daß sie bloß kämen, um die Tyranney auszurotten.

Mitten durch die Stadt, ohne ihre Glieder zu verlassen, begaben sie sich auf den Berg Aventin, besetzten ihn, und wollten sich nicht trennen, bis man das Decemvirat abgeschafft. Die Decemvirs mußten ihre Würde ablegen; man wählte Consuls und Zunftmeister des Volks. Virginius wurde an die Spitze der Letztern gesetzt: er forderte Appius vor Gericht, drang auf seine Bestrafung, und ließ ihn gefangen setzen. Appius, der die Strafe furchte, die seine Laster verdient hatten, brachte sich selber um, wenn man dem Livius glauben soll. Die andern Decemvirs wurden aus Rom verbannt, und die Ruhe ward in der Republik wieder hergestellet. So rächeten die Römer das unschuldige Blut Virginiens, und auf diese Weise erlangten sie ihre verlohrne Freyheit wieder. Der Tod Lukreziens hatte sie ihnen schon verschafft.

V.

Die Eifersucht einer Frau wider ihre Schwester öffnet den Plebejen den Weg zur Consulwürde.

Die Zunftmeister des Volks hatten, aller ihrer Ränke und Kabalen ungeachtet, noch nicht erlangen können, daß die Plebejer zur Würde eines Consuls hätten gelangen mögen. Sie stellten vergeblich vor, daß die Gleichheit der vesteste Grund eines freyen Staats sey, und daß die Hoffnung, zu Würden und Ruhm zu gelangen, das einzige Mittel wäre, bey den Bürgern Nacheiferung zu erwecken, und Rom auf den Gipfel der Hoheit zu bringen: sie fanden allezeit eine unüberwindliche Hinderniß in dem Muthe und der Standhaftigkeit der Patricier. Eine Frau muß Antheil an diesem Streite nehmen: und ihre Thränen geben der Partey, der sie zugethan, den Sieg. Dieses ist ein merkwürdiges Beyspiel der Gewalt, so die Weiber über die Seele der Männer haben: es gelingt ihnen gemeiniglich, wenn ihre Schwachheit selbst ihnen statt der Waffen dienet.

Markus Fabius Ambustus, ein Patricier, hatte zwo Töchter, davon die älteste an Servius Sulpitius, aus eben dieser Ordnung, verheurathet

war, und der gleich zu der Zeit die Consulwürde bekleidete; die jüngere war die Gattinn des Kajus Licinius Stolo, eines Plebejers. Als diese eines Tages bey ihrer Schwester war, hörte sie auf eine so außerordentliche Art an die Thüre pochen, daß sie darüber erschrack. Es wurde aufgemacht; da waren es die Gerichtsdiener des Sulpitius, die mit dem Schaft ihrer Bündel angeklopft, um die Ankunft des Consuls zu melden. Die Gemahlinn des Consuls sagte ihrer Schwester mit einem höhnischen Lächeln: „Die Weiber der Rathsherren erschrecken „nicht über diesen Lärm: sie sind es gewohnt.„ Die Gattinn des Stolo empfand den Gift dieser Worte. Ihre gedemüthigte Eitelkeit versetzte ste in eine so tiefe Schwermuth, daß sie es den Augen ihres Vaters und ihres Gemahls nicht verbergen konnte, sie fragten sie öffters um die Ursache davon, ohne daß sie es ihnen hätte eröffnen wollen. Sie wollte ihren Verdruß desto länger währen lassen, damit sie desto mehr möchten gerühret werden, und ihr um so viel eher Hülfe schaffen, wenn sie die Ursache dazu würde zu erkennen geben. Endlich als sie dachte, daß die bequemste Zeit zu ihrem Geständniß erschienen, so sagte sie ihnen mit thränenden Augen, und einer verstellten Beklemmung, daß sie vor Gram sterben würde, wenn ihr Gemahl nicht zu den Ehrenstellen gelangen könnte, die ihr Schwager bekleidete. Ihr Vater und ihr Gemahl, die

sie

sie sehr zärtlich liebten, schworen ihr, daß sie nichts versäumen würden, ihr Haus zu eben der Würde und zu eben der Pracht zu erheben, die sie in ihres Schwagers Hause gesehen. Fabius opferte den Nuz des Raths der Liebe auf, die er zu seiner Tochter trug: er vereinigte sich mit seinem Schwiegersohne, den Plebejern den Weg zur Consulwürde zu bahnen. Sie zogen den Lucius Sextus in ihre Verschwörung, dieses war ein Plebejer, aber das Volk und der Rath hielten ihn seiner Tugenden und seiner Beredsamkeit wegen hoch. Die Gemahlinn des Licinius, welche der Eidschwur ihres Vaters und ihres Gemahls dreiste machte, munterte sie täglich auf, in ihrer Unternehmung fort zu fahren, indem sie sich erkundigte, wie weit sie es in der Sache gebracht, und ob sie bald zu Stande seyn würde. Auf diese Weise vermochte dieses arglistige Weib ihren Vater und ihren Gemahl, daran zu arbeiten, daß sie ihren Zweck erlangete, und nach vieler Unruhe und vielen Trennungen, die oftmals schienen zu einem bürgerlichen Kriege ausschlagen zu wollen, wurden die Plebejer zur Consulwürde gelassen. Licinius gelangte auch dazu, und seine Gattinn hatte das Vergnügen, an ihrer Thüre das Getöse der Reisbündel zu hören.

Ein Staat ist allemal groß, wenn der Weg zu Ehrenstellen allen denen gebahnt ist, die dazu würdig sind.

VI.

Eine römische Dame wird ihrem Liebhaber abgeneigt, und macht, daß die Verschwörung des Katilina vereitelt wird.

Katilina, einer der berühmtesten Bösewichte, deren die Geschichte Meldung thut, war groß in seinen Anschlägen, kühn in seinen Unternehmungen, unermüdet in der Arbeit, und heftig in seinen Leidenschaften. Er besaß die Kunst, sich zu verstellen im höchsten Grad. Die Natur schien ihn nur zu den größten Frevelthaten gebildet zu haben. Er war beständig in der abscheulichsten Lüderlichkeit versenkt, seine Geldausgaben waren unerschwinglich, er ersetzte sie durch die gräulichsten Verbrechen; das erste, so er begieng, war ein Brudermord. Das Mitleid, die Gewissensbisse erstickten in dem brüderlichen Blute.

Silla vergoß das Blut der Römer, bemächtigte sich ihrer Güter: Dieses gräuliche Schauspiel ist dem Katilina entzückend. Sein Ehrgeiz entwickelt sich; er brennet schon vor Begierde, Silla nachzuahmen, er sucht die Gelegenheit dazu, er findet und ergreift sie. Verschiedene Römer, die tief in Schulden steckten, und die keine andre Hülfe für

sich

sich sahen, als den Umsturz des Staats, schienen ihm geschickt zu seyn, seinen Begierden beyzustehen. Er sprach mit ihnen, er verführte sie, er zog sie mit in eine Verschwörung. Die Zahl der Verschwornen wuchs bald heran. Die Reichen verführte die schmeichelhafte Hoffnung befehlen zu können, sie verschafften ihm Geld; die Armen lockte die Hoffnung der Plünderung, sie versprachen ihm alle ihre Bemühungen: seine Ausschweifungen zogen ihm die jungen Leute zu. Er versammlete die Verschwornen, er vereinigte sie durch eine unaufhörliche Reihe von Verbrechen, mitten unter ihnen erwürgte er ein Kind, und ließ ihnen davon das Blut saufen, durch diesen Gräuel verkittet er ihre Verbindung. Der Entschluß ist gefaßt, der Tag bestimmt, die Dolche sind gewetzt, und die Herzen, die sie durchbohren sollen, sind benennet.

Die Furcht der Strafe, die Hoffnung des glücklichen Erfolgs, waren das Pfand des Zutrauens, so einer auf den andern setzte! Aber Lucius, einer unter ihnen, war sterblich verliebt in Fulvien, einer römischen Dame von großer Geburt. Er hatte sie durch ansehnliche Geschenke verführt. Da Fulviens Gefälligkeit nur eine Folge ihres Eigennutzes war, so hörte sie auf, ihre Zärtlichkeit zu zeigen, so bald sie sah, daß er nicht mehr im Stande war, ihr weiter Geschenke zu machen. Lucius glaubte anfangs einen Mitbuhler zu haben: aber

er wurde bald gewahr, daß er sein Glück nur seiner Freygebigkeit zu danken gehabt, und daß die Unmöglichkeit, darinn fortzufahren, die Ursache seines Unglücks wäre.

Die Liebe, diese den Menschen so schädliche Leidenschaft, machte ihn so geschwätzig; um Fulvien schmeichelhafte Hoffnung zu machen, entdeckt er ihr das Geheimniß der Verschwörung, und zeigte ihr darinn die Reichthümer, die ein glücklicher Erfolg versprach.

Fulvia war nicht verschwiegener, als die andern Frauen von ihrer Gemüthsart, sie entdeckte verschiedenen Personen, was Lucius gesagt. Dieses ward ausgebreitet, und es kam bis zu den Ohren des Cicero. Dieser große Mann war allezeit wachsam, er ließ die Rede die er hörte, nicht außer Acht, sondern gieng bis auf den Ursprung zurück, und zu Fulvia hin. Diese Dame, die sich es sonder Zweifel zur größten Ehre schätzte, daß ein Mann von solcher Wichtigkeit sich an sie wendete, opferte ihm einen Liebhaber auf, für den ihr Herz niemals etwas gefühlt. Sie offenbarte dem Cicero das ganze Geheimniß der Verschwörung: sie that noch mehr, sie machte sich anheischig, gegen Lucius freundlich zu seyn, bis sie auch die geringsten Umstände erfuhr, und ihn deren benachrichtigen konnte. Je mehr der römische Redner erfuhr, je näher sah er das Unglück. Aber die bloße Aussage

eines

eines übelberüchtigten Frauenzimmers war nicht hinlänglich, gerichtlich wider einen Mann von so hoher Geburt, als Katilina war, zu verfahren. Hierzu mußte er stärkere Beweise, und ganz andre Zeugen haben. Er hielt Kundschafter an allen Orten, gewann einige von den Verschwornen, und durch diese Mittel war er bey allen ihren Berathschlagungen gegenwärtig, und entwickelte alle Gedanken des Katilina. Nachdem endlich Cicero mit überzeugenden Beweisen versehen war, so versammlete er den Rath und brach loß. Katilina geht aus Rom, und ergreift die Waffen; Man verfolgt, man erreicht ihn, man liefert ihm eine Schlacht, und tödtet ihn: Rom wird gerettet.

VII.

Die Häßlichkeit eines Weibes ist Ursach an dem bürgerlichen Kriege zwischen Antonius und Octavius.

Der Tod Cäsars befreyete Rom nicht von der Tyranney: Drey Aufrührer bemächtigten sich der Regierung. Markus Antonius, Octavius und Lepidus machten mit einander das berühmte Bündniß, welches unter dem Namen Triumphirat bekannt ist, theilten unter sich das Reich der

Welt, und bevestigten ihre Macht durch das Blut der berühmtesten Römer. Der Fürst der Beredsamkeit kam in diesem gräulichen Blutbade um. Der barbarische Antonius ließ sich seinen Kopf bringen, um die grausame Gewißheit seines Todes zu haben: er ließ ihn hernach seiner Gemahlinn Fulvia bringen, die eben so wüthend war, als er. Dieses verhaßte Weib, diese Plage der Welt, nahm das köstliche Ueberbleibsel des Cicero auf ihre Knie, that ihm alle Beschimpfung an, die nur die Unmenschlichkeit eingeben kann, zuletzt trieb sie die Wuth so weit, daß sie die Zunge dieses großen Mannes verschiedene mal mit ihrer Haarnadel durchbohrte.

Fulvia war heftig in ihren Leidenschaften; sie hatte kaum erfahren, daß Antonius, der die Regierung des Morgenlandes auf sich genommen, in Glaphira, Königinn von Kappadocien, verliebt war, als sie sich aller Gewalt der Eifersucht überläßt und alle Rachmittel anzuwenden sucht, die ihre Raserey ihr eingiebt. Das erste so ihr beyfiel, war, ihrem Gemahl seine Untreue durch eine gleiche zu vergelten. Octavius war jung und von einer angenehmen Gestalt: Fulvia both ihm ihre Liebe an, doch sie war alt, und die Natur hatte ihr die Annehmlichkeiten versagt, die das Herz der Männer einzunehmen vermag. Octavius wollte ihre gute Meynung nicht merken, sein Ekel wuchs vielmehr, so wie ihre Liebe feuriger ward.

ward. Dieses Weib, so nur ihrer Leidenschaft und ihrer Eigenliebe Gehör gab, bildete sich ein, daß bloß die Blödigkeit den Octavius zurück hielt; ihm ein Herz zu machen, entdeckte sie ihm ihre Gesinnung, und verlangte Gegenliebe. Hier schonte Octavius ihrer nicht weiter, er gab ihr alle den Ekel zu erkennen, den er für sie hatte. Doch hierbey blieb er nicht, ihren Schimpf zu vergrößern, machte er diese Begebenheit bekannt. Ja er machte sechs Verse, die er unter seinen Freunden austheilte, damit sie überall herum kommen sollten. Dieses war ungefähr ihr Sinn. „Fulvia verlangt, daß „ich ihr Liebhaber sey, und also die Untreue büße, „deren Antonius, ihr Gemahl, mit Glaphira sich „schuldig gemacht. Ich sollte der Liebhaber Ful„vens seyn? dazu habe ich zu viel Geschmack: „aber sie bietet mir mit der einen Hand ihr Herz „an, und mit der andern den Krieg. Ihre Häß„lichkeit schrecket mich mehr als der Tod selbst. „Trompeter blaset!„

Als Fulvia erfahren, daß Octavius sie so sehr verachtete, daß er sie in Rom zum Gelächter machte, so schwor sie seinen Untergang. Sie begab sich zu dem Lucius Antonius, dem Bruder ihres Gemahls, der eben kein großer Geist war, sie wußte ihm ihre Wuth beyzubringen, und vermochte ihn, Völker zu werben, den Octavius zu bekriegen, und ihn zu zwingen, daß er das Triumphirat ablegte; sie setzte

selbst einen Helm auf, gürtete sich ein Schwerdt um, und sagte den Soldaten, die unter ihrem Schwager stunden, daß die Freyheit ihrer Freunde und ihrer Kinder, ja ihre eigene von ihrem Muth abhänge, sie führe sie wider einen Tyrannen, der Rom in Ketten hielt. Da sie glaubte, daß sie aufgebracht genug seyn würden, so gieng sie dem Octavius entgegen. Der Triumphir aber gewinnt einen Theil des feindlichen Heeres durch seine Schmeicheleyen, und zwingt die übrigen, das Gewehr zu strecken. Fulvia, deren Wuth durch die Schwierigkeiten nur größer wird, und die sich durchaus rächen will, geht nach Asien über, bringt ihrem Gemahl Mißtrauen wider Octavius bey; kurz, durch ihre argkistige Reden trennet sie die Freundschaft der beyden Triumphirs, und sie ergreifen die Waffen.

VIII.

Die Sorgfalt, die ein römischer Bürger für seinen Vater hat, erheben ihn auf den kaiserlichen Thron.

Titus Antonius war von einer sehr angenehmen Gestalt, und einer so sanften Gemüthsart, daß alle, die mit ihm zu reden kamen, ihn lieben mußten. Seine Freunde und Befreundete eifer-

eiferten mit einander, wer ihm die stärksten Beweise der Neigung geben würde. Es war keiner unter ihnen, der ihn nicht im Testament bedacht hätte. Das Glück, welches dazumal seine Ungerechtigkeit zu bereuen schien, verschwendete diesem weisen Römer Ruhm und Güter. Der Reichthum, der das Herz der Menschen gemeiniglich verbirbt, diente hier nur die Tugenden des Titus Antonius in ein größeres Licht zu setzen. Er eilte denen zu helfen, deren Elend er erfuhr, gegen seine Freunde blieb er unverändert, und seine Achtung und Ehrfurcht gegen seine Verwandte litte keinen Abbruch.

Er wußte es, daß er seinem Vater, der zu dem höchsten Alter gelanget war, die Sorgfalt erwiedern müßte, die er von ihm in seiner Kindheit genossen, so oft dieser Greiß auszugehen hatte, war er seine Wache und seine Stütze. Der Kaiser Hadrian berief eines Tages den ganzen Rath zusammen, Titus Antonius führte seinen Vater an dem Arme dahin, der Kaiser ward davon gerührt, und beschloß den Augenblick ihn an Sohnes statt zu nehmen, um das übrige seines Lebens mit einem Menschen zuzubringen, der seinen Aeltern so viel Achtung, so viel Ehrfurcht erwiese, und der durch seine Sanftmuth den Römern eine friedliche und glückliche Regierung versprach.

Hadrian wurde in seiner Hoffnung nicht betrogen: so bald er dem Titus Antonius zum Kaisers

Sohn

Sohn gemacht hatte: so sah er, daß sich dieser tugendhafte Mann einzig beschäfftigte, ihm die Last seiner Arbeit zu erleichtern, und ihm in allem, was er verlangte, zuvor zu kommen. Hadrian fand in den grausamen Schmerzen, die ihm eine tödtliche Krankheit verursachte, keinen Trost, als in dem Eifer, mit dem sich sein angenommener Sohn bestrebte, ihm zu helfen, und in den angenehmen Unterredungen, die er mit ihm hielt, um ihn zu zerstreuen.

Nach dem Tode Hadrians bestieg Titus den Thron, um das Glück der Völker zu machen. Er erließ gleich, was der kaiserliche Schatz noch zu fordern hatte, er schaffte verschiedene Auflagen ab, die zu schwer waren, untersuchte die Aufführung derjenigen, die gezwungen waren, seinen Unterthanen Recht zu sprechen, er belohnte die Gelehrten und Künstler, er half den Elenden, und erhielt die Soldaten in einer genauen Kriegszucht; alle fremde Völker bewunderten seine Tugend, er war der Freund aller Könige seines Zeitalters, die ihn öfters in ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter nahmen, und sich seiner Entscheidung unterwarfen. Kurz, unter der Regierung dieses großen Mannes war das römische Reich blühend, die Welt war ruhig, und die Menschen genossen eines Glückes, das ihnen unbekannt war.

IX. Ein

IX.

Ein Kind verursachet den Tod des Kaisers Commodus, weil es mit einem Papiere spielt, das es in dem Zimmer dieses Kaisers gefunden hat.

Commodus, der Sohn des Markus Aurelius, muß unter die Zahl der Ungeheuer gesetzet werden, die den Thron der Cäsare entehrt haben. Er besaß alle Laster zugleich, und nicht eine einzige Tugend. Viele Schriftsteller, die nicht haben glauben können, daß der tugendhafte Markus Aurelius, einem so schändlichen Menschen, als Commodus war, sollte das Leben gegeben haben, machen ihn zum Sohne eines Fechters: die Ausschweifungen seiner Mutter Faustine geben ihrer Meynung ein Ansehen. Dieses unverschämte Weib überließ sich Leuten von der niederträchtigsten Gattung, und gab denen immer den Vorzug, die durch ihr starkes Ansehn geschickt schienen, sie in ihren unersättlichen Begierden begnügen zu können.

Dieser Kaiser hatte so wenig Empfindung als seine Mutter, und weil ihm vielleicht was anhieng von der Gemüthsart eines Fechters, von dem er mochte gebohren seyn, so fand er ein Vergnügen,

auf der Schaubühne zu erscheinen, und sich der Welt zum Schauspiel zu geben. Eines Tages fassete er den thörichten Entschluß, sich öffentlich nackend mit den Fechtern zu zeigen. Martia, sein Kebsweib, wollte sich der Macht bedienen, die sie durch ihre Gefälligkeit über das Gemüth des Commodus glaubte erlanget zu haben, und stellete ihm vor, daß das, was er vorhätte, eines Kaisers unwürdig wäre, welcher seine Schwachheiten den Augen der Welt verhölen, und über die Menschen erhaben zu seyn scheinen müsse. Verschiedene Staatsbediente mußten ihren Vorstellungen ein Gewicht geben. Dieser Rath war sehr weise, Commodus aber war es zu wenig, um ihm zu folgen. Er sah es vielmehr als einen Widerstand, als einen Frevel wider seine Macht, kurz, als ein Verbrechen an, das den Tod verdiente. Es war ihm so gar ein Vergnügen, daß er eine Gelegenheit gefunden, Blut zu vergiessen. Er eilte, das Todesurtheil derjenigen zu schreiben, die sich unterstanden, seinem Willen zu widerstreben. Es folgte ihm in seinem Zimmer ein Kind, das er im Palast ziehen ließ, es nahm, als der Kaiser sich wegbegeben, das Papier, und spielte lange damit. Martia begegnete von ungefähr dem Kinde, nahm ihm das Papier aus der Hand, und las es; als sie sah, daß Commodus sie wollte umbringen lassen, so gieng sie zu allen denen, deren Namen sie auf dem Todesurtheil gefunden,

funden, und rieth ihnen, ihr Verderben zu vermeiden, und den Kaiser selbst aus dem Wege zu räumen. Ihre Meynung ward gebilliget, und man fassete den Schluß, sie schleunig ins Werk zu stellen. Es kam nur darauf an, wie man es einrichten würde, daß es glücklich ausgienge. Martia entschied, daß man ihm Gift beybringen müßte, und erboth sich selbst dazu an. Sie that es in ein Getränk, welches sie dem Kaiser gab, der sich mit dem Fechten sehr erhitzet hatte. Er schlief ein, erwachte, und übergab sich sehr. Die Verschwornen fürchteten, er möchte alles Gift von sich geben, sie ließen also einen Ringer hereinkommen, der ihn erdrosselte. Da sie seines Todes gewiß waren, giengen sie mitten in der Nacht zu dem Pertinax, der damals Statthalter von Rom war. Pertinax bildete sich ein, sie kämen, ihn auf des Commodus Befehl zu tödten, und sagte ihnen: „Täglich erwarte ich den Tod, ich habe mich „schon lange dazu bereitet, stoßet zu, er hat für mich „nichts schreckendes.„ Sie antworteten ihm, daß sie sehr entfernt wären, ihm nach dem Leben zu stehen, sie böthen ihm vielmehr das Reich an, Commodus wäre an einem Schlagflusse gestorben. Dieser Mann, der sich so wohl zum Tode bereitet, nahm das Reich mit Freuden an. Den Tag darauf ward er zum Kaiser ausgerufen, mitten unter dem Zuruf des Volkes, das froh war, von dem Commodus befreyet zu seyn.

X. Die

X.

Die Erlaubniß, die ein Mann seiner Frau giebt, ihm untreu zu seyn, ist die Ursache, daß man eine sehr beschwerliche Auflage abschafft.

Constans, der Sohn und Nachfolger Constantins des großen, war ein schlechter Kaiser, ohne ein böser Mensch zu seyn. Er schenkte sein ganzes Vertrauen sehr ungerechten, geizigen und herrschsüchtigen Staatsbedienten. Ihrem Rath zu folge, schrieb er eine Auflage aus, die das Vermögen der Unterthanen überstieg, und befahl den Statthaltern der Provinzien, sie auf das schärfste einzufordern, ja so gar alle Strenge zu gebrauchen. Ein Bürger von Antiochia, der kaum von seiner Hände Arbeit leben konnte, wurde zu einer sehr wichtigen Summe taxirt, seine Armuth verboth ihm, sie zu bezahlen. Man forderte sie umsonst von ihm, umsonst wurden Drohungen angebracht, er hatte nichts als Thränen anzubiethen. Man gieng hin und klagte bey dem Statthalter, und sagte ihm dazu, er wäre wohl im Stande zu bezahlen, und sein Versagen wäre mehr eine Wirkung seines Geizes, als seiner Armuth. Der Statthalter, welcher das, was man ihm sagte, wahr zu seyn glaubte, ließ

diesen

diesen Mann ins Gefängniß werfen, und ihm einen Tag setzen, wo er bey Lebensstrafe bezahlen sollte.

Ein sehr reicher Mann, der seit langer Zeit in die Frau des Gefangenen verliebt gewesen, gieng zu ihr, und versprach ihr, daß er die Summen, die man von ihrem Manne forderte, bezahlen wollte, wenn sie ihm wollte zu Willen stehen. Diese Frau, die ihren Mann zärtlich liebte, stund lange zwischen dem Verlangen ihn zu befreyen, ihm das Leben zu erhalten, und dem Abscheu, ihm untreu zu seyn. Endlich gieng sie zu ihm, und trug ihm selbst die Sache vor. Dieser Mann, der sich durch seine Armuth in Gefahr sah, umzukommen, gab seine Einwilligung darein, daß seine Frau, die ihm dennoch sehr werth war, die geschehene Anerbietung annehmen sollte. Die Frau ließ dem reichen Manne melden, er sollte das Geld bereit halten, sie würde kommen und es verdienen. Er ließ ihr sagen, sie möchte sich nach einem Landgute verfügen, das er nicht weit von Antiochia hatte, er würde mit dem Versprochenen da seyn. Sie begaben sich beyde dahin: Der reiche Mann zeigte der Frau einen Sack voll Geld, aber er hatte seine Wollust nicht so bald ersättigt, als er den Geldsack geschickt mit einem Sack voll Erde vertauschte. Als die Frau des Betrugs inne wurde, so machte sie der Zorn, durch einen Treulosen betrogen zu seyn, wüthend. Dieser ersten Bewegung folgte bald der Schmerz,

zu sehen, daß sie die schmeichelhafte Hoffnung verlohr, ihren Mann zu befreyen. Nachdem sie endlich von den vielen Regungen, die durch die verschiedenen Betrachtungen abwechselten, war beruhiget worden, so gieng sie hin zum Statthalter, warf sich zu seinen Füssen, erzählte ihm ihre Geschichte, und verlangte Gerechtigkeit. Die Thränen, die von ihrem Gesichte herabliefen, die Seufzer, die ihre Rede unterbrachen, waren ein Beweis von der Wahrheit ihres Vorbringens. Der Statthalter wurde von ihrem Zustande gerührt, er bedaurete es zu gleicher Zeit, daß er eine tugendhafte Frau durch die Drohungen gegen ihren Mann so weit gebracht, er bezahlte selbst die Schuld, und erkannte ihr das Landgut zu, wo sie war hintergangen worden. Darauf berichtete er dem Kaiser diesen Zufall, und brachte es dahin, daß die Auflage, die ihn verursachet, abgeschafft wurde.

XI. Die

XI.

Die Unvorsichtigkeit eines Gesandten des Kaisers Honorius, der einen Brief, den er bekommen, laut liest, verursacht die Belagerung und die Plünderung der Stadt Rom.

Honorius, der Sohn des großen Theodosius, war ein schwacher Fürst, der weder zu befehlen noch sich Gehorsam zu verschaffen wußte: ein furchtsamer Fürst, der es niemals wagte, sich an die Spitze seiner Armee zu stellen; kurz, ein schläfriger Fürst, der die wichtigsten Sachen niemals untersuchte, der die Sorgen der Regierung niederträchtigen Verschnittenen überließ, die ihn täglich hintergiengen, und die Anführung der Völker geizigen und herrschsüchtigen Generals, die ihn ungestraft verriethen. Die Barbaren, welche beständig durch die Thätigkeit und den Muth seiner Vorfahren waren zurück getrieben worden, bedienten sich der Schwäche der Regierung, und überströmten das ganze römische Reich, wie ein ungestümer Fluß, der seine Dämme durchbricht. Weil sie keinen Widerstand fanden, so giengen sie überall, wo ihre Wuth sie hinführte.

Alarich war das Haupt der Westgothen: Die Römer zitterten vor ihm, sie unterstanden sich nicht, einen Mann zu bekämpfen, der so vollkommen zu befehlen wußte, als zu überwinden. Honorius, der sich in Ravenna eingeschlossen hielt, hörte mit einer blödsinnigen Gemüthsruhe den gräßlichen Bericht an, den man ihm von der Noth machte, die seine Unterthanen täglich ausstunden: Dieser niederträchtige Kaiser vertrieb sich in seinen Höfen die Zeit mit seinen Hünern; da unterdessen die Westgothen die Städte umstürzten, die Männer erwürgten, und die Weiber mißbrauchten, die Kirchen plünderten und abbrannten. Um ihn aus dieser Schlafsucht zu wecken, sagte man ihm, daß Alarich sich nähere, daß er mit seinen Völkern auf Rom ziehe, und daß er, nachdem er sie würde zerstöret haben, sonder Zweifel auf Ravenna würde loßgehen. Bey dieser Nachricht läßt Honorius seinen Rath zusammen kommen, er sagt, man müsse Soldaten werben, und diesen hochmüthigen Barbaren bestrafen. Er bewegt sich, er geräth ganz in Feuer, und beschließt endlich, daß man Alarichen bitten müssen, die Waffen niederzulegen, er ernennet Gesandte, welchen er befiehlt, schleunig abzureisen, um mit den Westgothen wegen der Friedensbedingungen zu handeln. Alarich verlangte eine ansehnliche Summe Geldes, so viel Getraide, als er seine Völker den Winter durch zu ernähren braucht,

braucht, und daß ihm der Kaiser den Titel eines Generals der römischen Armee gäbe. Honorius eröffnete seinen Verschnittenen die Vorschläge Alarichs: sie wagten es kühn zu thun, weil der Feind gelindere Saiten aufzuspannen schien, und machten, daß Honorius, der schon geneigt genug dazu war, ihrer Meynung beytrat. Er schrieb dem Jovius, seinem Gesandten bey dem König Alarich, daß er, was das Getraide und das Geld anbelange, die Sache untersuchen würde: aber daß er niemals die Schwachheit begehen würde, einem Barbar den Titel eines Generals der römischen Armee zu geben. Jovius war in dem Zelte Alarichs, als er diesen Brief empfieng, er hatte die Unvorsichtigkeit, ihn laut zu lesen. Alarich hatte nicht den Artickel wegen der Generalswürde gehört, als er in Wuth gerieth, den Soldaten Befehl ertheilte, die Zelter abzubrechen, und sich gleich auf den Weg nach Rom machte. Allem Widerstande der Belagerten ungeachtet, ward er davon Meister, und die Westgothen verwüsteten es mit Feuer und Schwerdt. Es ist nicht nöthig, die Beschreibung der Zerstörung Roms hier einzuschalten, man findet sie in einer Menge Schriftstellern, und man kann sich vorstellen, was wüthende Barbaren thun können.

Jemand, der dem Schwerdte des Feindes entkommen war, eilete, dem Honorius diese traurige Nachricht zu ertheilen, und sagte ihm seufzend:

„Rom ist erobert. Was? Rom? sagte der Kaiser;
„ich habe sie erst diesen Morgen gefüttert. Ach!
„fuhr der andre fort, die Westgothen haben sich
„ihrer bemeistert, sie plündern die Häuser, sie er-
„würgen die Männer, und mißbrauchen die Wei-
„ber, sie zerstören die Kirchen, die Paläste und die
„schönsten Denkmäler unsrer Vorältern. Ach! sag-
„te Honorius, ihr sprecht von der Stadt Rom, ich
„glaubte, es wäre von meiner Henne. Gott sey
„gepreiset, also ist sie doch nicht verlohren.„

Alles Erstaunen wird erschöpft, wenn man ei-
nen so albernen Menschen auf dem Throne der Cä-
sar siehet.

XII.

Belisarius, einer der größten Gene-
rale seiner Zeit, wurde, nachdem er die Per-
ser überwunden, Afrika und Italien unter-
worfen, von allen seinen Ehrenstellen und
Würden abgesetzt, weil er sich gegen seine
Gemahlinn einmal verdrüßlich
bezeigt.

Fast alle Völker wurden von den Römern über-
wältiget: Europa, Asien, Afrika waren ih-
nen unterthan: aber als sie zu erobern aufhörten,
so vergaßen sie, die Mittel anzuwenden, ihre Erobe-
rungen

rungen zu erhalten. Die nordischen Barbarn, die keinen Unterhalt mehr in ihren unfruchtbaren Gegenden fanden, giengen haufenweise in die Länder der Römer über; und nachdem sie erschrecklich viel Blut vergossen, bemächtigten sie sich der schönsten Provinzen, wo sie Königreiche errichteten. Als Justinian auf den kaiserlichen Thron stieg, hatte das römische Reich nur schwache Ueberbleibsel seiner Größe behalten. Die Ostgothen waren Herren von Italien, die Westgothen besaßen Spanien, die Vandalen hatten sich in Afrika niedergelassen, und Gallien war unter der Herrschaft der Franken.

Justinian faßte das große Vorhaben, diese Barbaren anzugreifen, und das römische Reich wieder in seinen alten Glanz zu setzen. Er wußte, daß Belisarius das Kriegshandwerk vollkommen verstünde, er stellete ihn an die Spitze seiner Völker; und von einem so mächtigen Arme geholfen, wagte er es, die Ausführung seines Vorhabens zu versuchen.

Der furchtbare Belisarius zwang die Perser, den Frieden zu verlangen. Afrika sah diesen Held, und unterwarf sich; Italien vermochte nicht zu widerstehen. Es kehrte unter die Herrschaft der Römer zurück Er eilte wieder nach Constantinopel, um den Ruhm einzuärndten, den man seinen Siegen schuldig war. Alle Augen bewunderten ihn, alle Zungen lobten ihn. Dieser große Mann,

der so viel Achtung, so viel Ehrfurcht verdiente, war der Gemahl einer Unverschämten, die sich den ärgsten Ausschweifungen überließ. Antonina war das Weib aller jungen Leute in Constantinopel, und aus einer Schande in die andere war sie zu einer solchen Frechheit gelanget, daß sie nicht einmal den Schein zu retten suchte. Belisarius, den sein Ruhm nur beschäfftigte, würdigte seiner Gemahlinn Unordnung nicht der geringsten Aufmerksamkeit. Da er aber erfuhr, daß seine Gelindigkeit der Gegenstand des Spottes seiner Officiers war, so erzürnte er sich wider sie, und that ihr die bittersten Vorwürfe; er drohete ihr mit dem Tode, und verboth ihr, aus ihrem Zimmer zu gehen.

Antonina ließ ihr Unglück der Kaiserinn Theodora wissen, und bath sie, ihr Ansehn zu ihrer Hülfe anzuwenden. Theodora, die Gemahlinn des Justinians, war der Liederlichkeit noch mehr ergeben als Antonia. Ehe sie der Kaiser heurathete, lebte sie von ihrem schändlichen Verdienste. Nach ihrer Verehligung war sie etwas behutsamer in ihrer Aufführung. Die Gattinn des Belisarius war ihre einzige Vertraute. Darum nahm Theodora vielen Antheil an ihrem Schicksale, sie ließ sie zu sich holen, und behielt sie bey sich, bis sie einen Vorwand gefunden, den Belisarius so zu drücken, daß er gezwungen wurde, seiner Gattinn Ansehn zu gebrauchen.

Das Verlangen der boshaften und arglistigen Theodora ward bald genug erfüllet. Es entstund eine Art von Empörung unter den Soldaten; auf Befehl der Kaiserinn wurde Belisarius als deren Urheber angeklagt, ob er gleich unschuldig war. Justinianus, den seine Gemahlinn durch ihren Rath dazu vermochte, zog seine Güter ein, entsetzte ihn aller seiner Würden, und nahm ihm seine Leibwache. Vor seiner Ungnade machte sich ein jeder eine Ehre aus seinem Umgange. Von dem Augenblicke seines Unglücks an, wagt es keiner mit ihm zu sprechen, ihn zu beklagen, oder selbst seinen Namen zu nennen. Selten trifft man unter den Großen wahre Freunde an. Das Volk, welches mitleidiger ist, sah mit Schmerzen den Eroberer von Afrika und Italien, allein, traurig und niedergeschlagen; es war betrübt, ihn ohne Vermögen, ohne Ehrenstellen, von dem Throne entfernt zu sehen, dessen einzige Zierde er war.

Theodora sah seinen Schmerz mit Freuden: sie schmeichelte sich, wenn er seine Wiedereinsetzung auf Anhalten Antoniens erlangte, so würde er verpflichtet seyn, alle Beschimpfungen, die sie ihm angethan, zu vergessen. Endlich, als sie vernahm, daß er sich gänzlich von seinem Gram übermeistern ließ, so schrieb sie einen Brief an ihn, der ungefähr so lautete: „Ihr habet mich beleidiget, Belisarius: „Aber Antonina bittet mich, euch zu vergeben, und

„ich bin ihr zu sehr verpflichtet, um es ihr abzu-
„schlagen: Ich schenke euch also das Leben, und
„gebe euch eure Güter wieder. Denket daran, wie
„ihr eurer Gattinn Erkenntlichkeit zeigen möget:
„ihr allein habt ihr alles zu danken.„ So bald er diesen Brief gelesen, gieng er zu seiner Gemahlinn, umarmte sie, dankete ihr für den Dienst, den sie ihm geleistet, und versprach ihr, hinführo mit aller Achtung zu begegnen.

XIII.

Kabades, König der Perser oder Parther, steigt wieder auf den Thron, weil sich die Königinn einem Soldaten überläßt.

Kabades, König in Persien, war ein großer Kriegesmann, aber ein böser Fürst. Er gieng mit seinen Unterthanen grausam um, entführte alle Weiber, die ihm gefielen, und ließ die Männer umbringen, die es wagten, sich zu beklagen. Die Gemahlinn dieses Wollüstigen war von einer so großen Schönheit, daß sie alle diejenigen bezauberte, die sie sahen.

Ein junger Soldat von des Königs Leibwache sah sie einsmals vorbey gehen, von Bewunderung

rung entzückt, sagte er, daß der, so eine solche Frau besäße, der glücklichste Mensch seyn müßte. Die Königinn hörte ihn; und da die Liebe, und die Lobsprüche den Damen allemal schmeichelhaft sind, aus was für einem Munde sie auch kommen, so warf sie einen Blick auf ihn, der ihm ihre Zufriedenheit zeigte. Die Liebe entzündet sich bald in dem Herzen eines Mannes, wenn er ein gefälliges Frauenzimmer zu sehen glaubt. Der Soldat bildete sich ein, einige Zärtlichkeit in dem Blicke der Königinn wahrgenommen zu haben, er vermeynte, daß bloß die Gelegenheit zu seinem Glücke fehlte, und schmeichelte sich, sie zu finden: aber die Königinn wurde so genau bewachet, daß alle seine Bemühungen umsonst waren. In seinem Herzen trug er das Bild dieser schönen Fürstinn, und die Ueberzeugung, in welcher er war, ihr nicht gleichgültig zu seyn, brachte seine Liebe aufs höchste. Da er endlich die Unmöglichkeit sahe, zu seinem Zwecke zu gelangen, so ward ihm das Leben zur Last, er suchte die Gelegenheit, es zu verlieren. Im Kriege stürzte er sich in die größte Gefahr: aber die Verzweiflung, die bey ihm den Muth ersetzte, machte, daß er immer überwand, er stürzte alles zu Boden, was ihm begegnete, und sein Beyspiel munterte seine Cammeraden auf, so, daß er öfters den zweifelhaften Sieg zwang, sich auf die Seite der Perser zu lenken. Kabades wurde durch die Befehlshaber von dem Ver-

dienste

dienste dieses Soldaten unterrichtet, er verlieh ihm viele Belohnungen, gab ihm höhere Stellen, und nach einiger Zeit vertrauete er ihm eine Vestung an.

Er bekleidete diesen Posten, als die Perser, die der Grausamkeiten des Kabades überdrüßig waren, ihn absetzten und ihn verdammten, die übrigen Tage seines Lebens in einer Vestung zuzubringen. Man führte ihn in die Vestung, wo obbemeldeter Soldat Befehlshaber war. Der König war nicht einen Monat darinn gewesen, als die Königinn kam, und hineingelassen zu werden verlangte: weil es aber ausdrücklich den Soldaten, die den Thurm bewachten, war verbothen worden, jemand ohne Erlaubniß des Befehlshabers herein zu lassen, so ward sie zurück gewiesen: umsonst hielt sie weiter darum an; statt daß ihre Bitten, ihre Thränen, die Soldaten gerührt hätten, so gaben sie ihnen vielmehr Gelegenheit zum spotten. Endlich, da sie bey dem Befehlshaber mehr Gefälligkeit zu finden hoffte, so wendete sie sich an ihn. Wie bestürzt war dieser, und wie entzückt, daß er eine Frau eine Gnade von ihm verlangen sah, die ihm seit so langer Zeit das Herz erfüllete. Sie sprach mit ihm von ihrem Unglück, und er sprach von seiner Liebe: kurz, sie gewährten einander warum ein jedes bath. Die Königinn gieng vielmals in den Thurm, und kam wieder heraus, und als sie merkte, daß die

Solda-

Soldaten, die es gewohnt wurden, wenig Acht auf ihr gaben, so ließ sie den Kabades ihre Kleider anziehen, und durch die Wache gehen; er flüchtete zu den Hunnen, kam mit einem mächtigen Heere wieder, zwang die Perser zum Gehorsam, stieg wieder auf den Thron, und lebte noch dreyßig Jahre in Ruhe und Frieden.

XIV.

Die Strenge einer Kaiserinn gegen ihre Tochter verursacht die Verheerungen des Attila in Gallien und Italien, und die Erbauung der Stadt Venedig.

Placidia, die Tochter des Honorius und Mutter des dritten Valentinians, war eine verbuhlte Frau: aber da sie wohl wußte, wie sehr man ein Vergnügen findet, die Fehler der Großen auszubreiten, so verbarg sie sorgfältig ihre Liebeshändel vor den Augen des Volks, und erschien niemals öffentlich, als mit einem bescheidenen Wesen, das alle Welt betrog.

Die Fehler, die sie begieng, machten sie aufmerksam bey allen denen, die ihre Tochter Honorata begehen konnte. Sie wendete alle Augenblicke

an,

an, die sie ihren Vergnügungen raubte, auf die Aufführung dieser jungen Prinzeßinn wachsam zu seyn. Sie untersuchte alle ihre Schritte, hörte alle ihre Reden, keine Geberde mochte ihr entwischen: Sie trieb die Achtsamkeit so weit, daß sie ihre Tochter verhindern wollte, die Männer anzusehen. Diese unvorsichtige Strenge hielt Honoraten in einer beständigen Furcht; die Furcht machte, daß sie Gelegenheit suchte zu betrügen, sie gewöhnte sich zur Verstellung. Kurz, statt in ihrer Mutter eine Freundinn zu finden, die durch ihre Gelindigkeit sie gewöhnte, ihrem Rathe zu folgen, so fand sie nur in ihr eine strenge Tadlerinn, die immer bereit war, sie zu strafen. Diese junge Prinzeßinn, die den gewaltsamsten Leidenschaften ausgesetzt war, konnte nicht lange in dem Zwange leben, in dem sie Placidia erhielt. Sie suchte die Gelegenheit, ein so unerträgliches Joch abzuwerfen, sie schrieb dem Könige der Hunnen, Attila, einen Brief, in welchem sie ihm ihre Hand anboth, und zum Pfande ihrer Treue, schickte sie ihm die Hälfte eines Ringes. Attila, der nichts als einen Vorwand suchte, die Abendländer zu verheeren, bediente sich desjenigen, so ihm Honorata anboth, er schrieb an den Kaiser Valetinian den Dritten, daß Honorata seine Gemahliun wäre, er verlange, daß man sie ihm schicke, und daß man ihm die Hälfte des Kaiserthums zum Heurathsgute abtrete.

Als Valentinian, so, wie er es vorher gesehen, es ihm versagt hatte, so stellete er sich an die Spitze eines furchtbaren Heeres, zog nach Gallien, und verheerte es mit Feuer und Schwerdt. Der berühmte Aelius gieng ihm entgegen, schlug ihn, und zwang ihn, die Reichsländer zu räumen: aber diese Niederlage brachte Attila nur noch mehr auf. Er versammlete alle seine Macht, gieng in Italien, eroberte Aquileja, ließ alle Einwohner erwürgen, und zerstörte sie. Meyland, Padua, Verona, Mantua u. s. w. waren auch das Opfer seiner unmenschlichen Wuth.

Die Völker aus diesen Gegenden zogen sich an die Spitze des adriatischen Meerbusens, und baueten sich daselbst Hütten; diesem Beyspiele folgten andere, und das ist der Anfang von Venedig.

Attila fuhr in seinen Verheerungen fort. Endlich nahm er einen jährlichen Tribut an, den ihm Valentinian anboth, und kehrte nach Sicilien zurück, wo er starb.

XV. Einem

XV.

Einem Manne ist es unmöglich, auf der Stelle eine Summe zu bezahlen, die er im Würfeln verlohren, und dieses ist Ursache, daß die Vandalen, die sich in Afrika niedergelassen, Italien verheeren und Rom plündern.

Rom, das von den Westgothen war geplündert und abgebrannt worden, schien aus seiner Asche wieder zu entstehen. Die Bürger liessen ihre Häuser um die Wette wieder aufbauen; die Großen wendeten ihr Vermögen daran, die öffentlichen Denkmaale wieder aufzurichten; der Handel blühete und der Ueberfluß regierete in dieser prächtigen Stadt: aber sie war den Barbaren zum Raube bestimmt, sie bereicherten sich zum zweyten male mit ihrer Beute; die Uneinigkeit und die Weichlichkeit der Römer rief sie dahin. Valentinian der Dritte, ein würdiger Nachfolger des Honorius, sahe mit der größten Unempfindlichkeit das Reich von allen Seiten zerfallen. Von allen Seiten war er mit Feinden umgeben, und er dachte nur an Vergnügungen. Statt daß er sich mit seinen Staatsbedienten um die Regierung hätte bekümmern sollen, spielte er mit ihnen die Würfel,

und

und ließ keine Gelegenheit vorbey gehen, sie zu betrügen. Maximus erhielt sich in der Freundschaft dieses schwachen Fürsten, bloß durch die Gefälligkeit, die er hatte, mit ihm zu spielen.

Eines Tages, da sie beyde sehr auf das Spiel erpicht waren, verlohr Maximus eine ansehnliche Summe; und weil er sie nicht bey sich hatte, so mußte er dem Kaiser zur Sicherheit der Schuld seinen Ring lassen. Valentinian, der geschickt war, Mittel zu erfinden, seine Begierden zu vergnügen, glaubte, dieser Ring würde ihm dienen, der Gemahlinn des Maximus habhaft zu werden; sie war ausserordentlich schön, und er hatte verschiedene mal versucht, sie durch Versprechen und Geschenke zu verführen. Er schickte also einen von seinen Vertrauten zu dieser Dame, der ihr sagte, daß ihr Mann bey Hofe auf sie wartete; und, um sie zu überzeugen, daß dieser Befehl von dem Maximus käme, so schickte er den Ring mit, zu gleicher Zeit stellete er Leute an die Thüre des Palasts, die sie entführen und an einen abgelegenen Ort bringen mußten, wo er sie mißbrauchte. Dieses Frauenzimmer, welches glaubte, daß ihr Mann in ihre Unehre gewilliget, that ihm darüber die lebhaftesten Vorwürfe; dem Maximus aber, der seine Gemahlinn liebte, war es leicht, seine Unschuld darzuthun: und in der Wuth, die ihm die Eifersucht einflößte, schwor er, ihrer beyder Schimpf in dem Blute des

Kaisers zu waschen. Er richtete eine Verschwörung an, und versprach denen, die mit dazu treten wollten, ansehnliche Summen. Kurz, es fanden sich Böswichte darunter, die verrucht genug waren, Hand an den Kaiser zu legen.

So bald der Tod Valentinians bekannt gemacht wurde, ließ sich Maximus durch seine Mitschuldigen zum Kaiser ausrufen; sie hofften, die Frucht ihres Verbrechens in seiner Erhebung zu finden. Dieser neue Kaiser beschloß, sich der Gelegenheit, die ihm der Tod seiner Gemahlinn gab, zu bedienen. Und, um sich auf dem Throne zu befestigen, zwang er Eudoxien, die Wittwe Valentinians des Dritten, seine Hand anzunehmen; und weil sie einigen Abscheu dazu zeigte, so glaubte er, ihr Herz durch das Geständniß seines Verbrechens zu gewinnen. Er sagte dieser Fürstinn, daß er Valentinian aus keiner andern Ursache hätte umbringen lassen, als weil er dem Verlangen, das er gefaßt, sie zu besitzen, nicht widerstehen können. Diese Rede that eine ganz andre Wirkung als er gehoffet. Ihr Zustand schien ihr grausam; und wenn sie ihren Thränen Einhalt that, so war es nur die Wuth, die sich ihrer bemeistert, sie ausbrechen zu lassen. Ihren Gemahl zu rächen, entschloß sie sich, das Reich umzustürzen, und den verhaßten Maximus unter seine Trümmern zu begraben. Sie wußte, daß die Vandalen, die sich in Afrika niedergelassen, von

einem

einem muthigen, unternehmenden und grausamen Könige regieret wurden: sie schrieb ihm, und bath ihn, mit einem Heere zu kommen, um den Valentinian zu rächen, und sie aus den Armen des grausamsten Tyrannen zu reißen. Ihre Bitte begleiteten große Geschenke, und das gewisse Versprechen, ihn mit allem Benöthigten zu versehen.

Diese Gelegenheit schien dem Genserich, bey seiner Begierde, die er hatte, Italien zu plündern, sehr günstig. Er versammlete Schiffe, brachte seine Soldaten darauf, und landete in Italien, wo er alles in Blut und Graus verkehrte; er nahete sich Rom, er zog wüthend hinein; die bestürzten Römer konnten nichts thun als weinen: die Natur wird erschüttert, wenn man an die Drangsale denkt, die sie erduldeten. Die Plünderung Roms dauerte vierzehn Tage, während welchen alles, was noch der Wuth der Westgothen entgangen, und alles, was wieder war hergestellet worden, ungerissen wurde. Genserich kehrte nach Karthago zurück, wo er die Kaiserinn Eudoxia und die vornehmsten Römer in Ketten und Banden hinnahm. Das Volk, das wider den Maximus rasete, zerriß ihn in Stücken. Die Gefangenschaft hatte noch Reizungen für Eudoxia, weil sie das Vergnügen gehabt, den verhaßten Maximus vor ihrer Abreise umkommen zu sehen.

XVI.

Die Vorstellung, die Amalasuntha, Königinn der Ostgothen in Italien, einem Herrn wegen seines Geizes macht, sind Ursach an dem Tode dieser tugendhaften Fürstinn, und an der Zerstörung des Königreichs der Ostgothen.

Amalasunth war die Tochter des großen Theuderichs, Königs von Italien, und Aldofleden, der Schwester Chlodowichs, Königes der Franken. Alle Geschichtschreiber rühmen ihre Schönheit. Zu den äußerlichen Annehmlichkeiten fügte sie alle Eigenschaften des Herzens und des Verstandes. Die Großen und das Volk rühmeten sie um die Wette. Theuderich schätzte sich täglich glückselig, daß er einer so liebenswürdigen Tochter das Leben gegeben: er wendete alle Augenblicke, die die Angelegenheit des Reichs nicht ausdrücklich erforderten, in ihrem Umgange an. Um sie beständig bey sich zu haben, versagte er sie vielen Königen, die sie zur Ehe verlangten, und gab sie Eutharichen, seinem Verwandten, und erklärte ihn zugleich zum Nachfolger in das Ostgothische Reich. Bald darauf hatte Amalasunth das Unglück, ihren Vater und ihren Gemahl zu verlieren.

Die

Die Großen des Reichs, denen ihre Tugend und ihre Gaben bekannt waren, riefen sie als Königinn und Regentinn aus, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalrichs, den sie von Eutharichen hatte.

Ihre Hoffnung betrog sie nicht, Amalasunth wußte zu regieren. Sie stellete erfahrne und geschickte Generale an die Spitze der Völker, welche die Anfälle der Feinde aufhielten: Die Bedienungen wurden nur Leuten von Verdienst ertheilet; man gab genau auf die Aufführung der Richter Acht, die Elenden wurden geschützt, und strenge Strafen hielten die Laster in Zwang.

Der geizige und ungerechte Theudat, der ein Schwestersohn Theuderichs war, glaubte Ansehn genug in seiner Geburt zu finden, den Unterthanen ihr Vermögen ungestraft zu rauben: Dem einen versagte er die Bezahlung dessen, was er schuldig war, und er bemächtigte sich der andern Landgüter mit Gewalt. Amalasunth, der diese Ungerechtigkeiten bald berichtet wurden, schrieb dem Theudat, daß dieses keine fürstliche Aufführung wäre, und daß er sich dadurch den Haß des Volks zuzöge; zugleich befahl sie ihm, seine Schulden zu bezahlen, und das an sich Gerissene wieder zu geben. Dieser niederträchtige Fürst, den der Geiz vielmehr leitete als die Ehre, faßte einen unversöhnlichen

Haß wider die Königinn, und schwor, sich zu rächen, so bald sich eine Gelegenheit dazu ereignen würde. Niederen Seelen ist die Verrätherey eigen, er stellete sich, als wenn er Amalasunthen sehr viel Dank wüßte, wegen ihres guten Raths, und als wenn ihm sein Vergehen reuete: kurz, er wußte sie so zu betrügen, daß, nachdem Athalrich einige Zeit darauf gestorben war, sie den Thron mit ihm theilte, und ihn zum Könige erklären ließ.

Dieser Treulose nahm nur deswegen die Krone mit Freuden an, weil er sah, daß sie ihm die Mittel verschaffte, diejenige aus dem Wege zu räumen, die sie ihm anboth. Ihm war der Eindruck bekannt, den die Tugenden Amalasunthens auf die Völker gemacht hatten, er wagte es also nicht gleich, sein grausames Vorhaben ausbrechen zu lassen: ja so gar, um bey der Königinn alle Ursache zum Mißtrauen aus dem Wege zu räumen, bezeigt er ihr allemal sehr viele Ehrfurcht, und sehr viele Unterwürfigkeit. Durch diese List näherte er sich seinem Zwecke. Amalasunth unterließ auf seine Aufführung Acht zu haben; das Volk und die Soldaten gewöhnten sich nach und nach, den Theudat als ihren König anzusehen. Endlich, da seine Macht ihm veste genug zu stehen schien, um seine Rache zu vollführen, so wagte er es, Amalasunthen anzugreifen; und damit die Unterthanen nicht gleich merken möchten, daß er ihr Verderben vorhätte,

so

so richtete er seine ersten Streiche nicht auf sie, sondern auf ihre Freunde und auf ihre eifrigsten Diener: einen Theil davon ließ er verbannen, die andern verdammte er zum Tode. Kurz darauf ließ er sie entführen, und in eine kleine Insel bringen, die zu Toskana gehörte, er betheuerte den Ostgothen, daß er keinen Theil an dem Entschlusse genommen, den Amalasunth gefaßt, sich wegzubegeben, sie wollte die übrigen Tage ihres Lebens ruhig, und von der Last der Regierung befreyet, zubringen. Er zwang sie so gar durch die schröcklichsten Drohungen, an den Kaiser Justinian zu schreiben, daß sie Italien verließ, weil sie der königlichen Würde überdrüßig wäre.

Justinianus, der damals in Constantinopel herrschte, würde Amalasunthen beygesprungen seyn, wenn er von ihrem Unglücke wäre unterrichtet worden. Allein ihr Zwang war ihm unbewußt, und er stellete ihrem Schreiben völligen Glauben bey. Theudat, der auf diese Weise alle Vorsicht gebraucht, um zu verhindern, daß man nichts von dem Schicksale dieser Fürstinn erführe, gab Leuten, deren Grausamkeit ihm bekannt war, den Befehl, sie umzubringen. Dieser Treulose wußte sein Vertrauen so klüglich zu stellen, daß sein Befehl auf das schleunigste befolgt wurde. Sie reiseten den Augenblick ab, fanden Amalasunthen im Bade, und erdrosselten sie. Bald darauf kamen sie wieder zu Ravenna

an, und machten bekannt, daß sie an einer Krankheit gestorben wäre.

Der Geiz, welcher die Triebfeder aller Handlungen Theudats war, verhinderte ihn, den Mördern so große Belohnungen zu ertheilen, als er ihnen versprochen hatte: sie murreten, und die Ermordung der Königinn ward bald bekannt: Die Ostgothen und die Italiäner hatten alle das größte Mitleid mit dem traurigen Geschick einer Fürstinn, deren Tugenden sie so sehr bewundert und verehrt. So bald als Justinian davon Nachricht bekommen, so gerieth er in Wuth, und schwor den Tod einer Frau zu rächen, die er geliebt und hochgeachtet hatte. Er schickte den Belisarius mit einer Armee nach Italien. Die Ostgothen brachten Theudaten um, und riefen einen andern König aus. Alle ihre Bemühungen waren umsonst: Belisarius unterwarf einen Theil von Italien; der verschnittene Narses, der ihm folgte, eroberte das übrige, und machte dem Königreiche der Ostgothen ein Ende.

XVII. Chil-

XVII.

Chilperich, König der Franken, wird durch einen Meuchelmord umgebracht, weil er im Scherze seiner Gemahlinn Friede-gund einen Schlag mit einer Ruthe giebt.

Es wird wenig Menschen unbekannt seyn, daß bey den ersten Zeiten des fränkischen Reichs alle Söhne der Könige die Erbschaft ihres Vaters unter sich theilten, und den Königstitel führten. Chlotar der erste hinterließ vier Söhne, Charibrecht, Guntchram, Chilperich und Sigebrecht. Chilperich, König von Soissons, hatte alle mögliche Laster: er war geizig, grausam, herrschsüchtig, und überließ sich den größten Ausschweifungen. Er heurathete alle Weiber, die ihm gefielen, ohne auf ihre Geburt zu sehen, und verstieß sie, so bald er eine fand, die ihm schöner schien. Außer seinen Gemahlinnen hatte er auch Kebsweiber. Die Tochter eines Bauren aus dem Dorfe Avaugour, ward bey einer seiner Gemahlinnen Kammerfrau: ihre Schönheit, ihre Annehmlichkeiten, ihr Verstand zogen die Aufmerksamkeit des Königs bald auf sie, er nahm sie unter seine Kebsweiber. Dieses war die berühmte Fride-

gund. Dieses ehrgeizige Weib warf ihre Blicke bald auf den Thron: durch ihre Gefälligkeit bemächtigte sie sich des Gemüths Chilperichs, daß sie ihn vermochte, seine Gemahlinn zu verstoßen: Aber dieser Monarch heurathete auf die Vorstellungen und nach dem Beyspiele seines Bruders Sigebrechts, die Prinzeßinn Galswind, eine Tochter des Königs der Westgothen in Spanien. Friedegund dämpfte einige Zeit ihren Ehrgeiz, sie war allzu gewiß, daß sie das Herz Chilperichs durch die Aehnlichkeit ihrer beyderseitigen bösen Neigungen bald wieder gewinnen würde. Sie borgte alle Hülfe der Kunst, um den Glanz ihrer Schönheit zu erhöhen, sie mischte so viel Wollust in alle ihre Geberden, daß sie die Liebe des Königs wieder entzündete: sie sah ihn feuriger als jemals wieder zu ihren Füßen. Friedegund wußte wohl, daß die Vorwürfe übel angebracht seyn würden, bey einem Manne, wie Chilperich, sie wendete also andre Mittel an, ihrer Mitbuhlerinn loß zu werden: ein Giftbecher brachte sie auf die Seite. Dieser traurige Tod verursachte in Frankreich grausame Verheerungen. Brunehild, die Gemahlinn Sigebrechts und Schwester Galswinds, trieb ihren Gemahl an, den Tod ihrer Schwester zu rächen. Friedegund erbitterte Chilperichen, wider Sigebrechten und Brunehilden; Ströme von Blut wurden vergossen.

Friede=

Friedegund, die ihren Zweck niemals aus den Augen verlohr, bediente sich der Liebe Chilperichs, sich zur Königinn erklären zu lassen. Als sie ihr Vorhaben ausgeführet, entschloß sie sich, mit den jungen Großen des Hofs, sich wegen der Gefälligkeiten schadloß zu machen, welche sie mehr aus Ehrgeiz, als aus Liebe, dem Könige Chilperich erwiesen. Friedegundens Schönheit, Rang und Ansehn verschafften ihr bald eine zahlreiche Menge Anbether, und Landri schien ihr den Vorzug zu verdienen: sie ließ ihn zu einer Würde erheben, die ihn verpflichtete, öfters um sie zu seyn: aber das Glück, dessen sie beyde genossen, ihre Liebe zu begnügen, ward bald gestört. Chilperich erfuhr durch die sonderbarste Begebenheit, was zwischen seiner Gemahlinn und dem Landri vorgieng. Dieser Monarch war zu Chelles, einem Lustschlosse, wo er sich oft von der Last des Krieges und der Regierung zu erholen pflegte; er hatte eine Jagd vor. Ehe er zu Pferde stieg, gieng er zu dem Zimmer der Königinn; er fand sie mit zerstreueten Haaren, indem sie sich eben das Gesicht wusch; mit einer kleinen Ruthe, die er in der Hand hielt, gab er ihr einen sanften Streich auf die Schulter. Sie hatte den Rücken nach ihm gewendet, und glaubte, es wäre ihr Liebhaber, darum sagte sie: „Landri, dahin schlägt „man die Weiber nicht.„ Diese Worte gaben dem Könige zu erkennen, wie sie mit einander stun-

den:

den: er warf einen grimmigen Blick auf sie, und ritt zur Jagd, die er sonder Zweifel nicht hatte unterbrechen wollen, damit er seinen Zorn denen, die er zu bestrafen vorhatte, verbergen möchte. Friedegund, die sich umgewendet, erschrack über ihr Versehen, und da sie die grausame und rachsüchtige Gemüthsart Chilperichs zu sehr kannte, so ließ sie den Landri holen, erzählte ihm was vorgegangen war, und sagte ihm, es wäre für sie kein Mittel übrig, der Strafe zu entgehen, als den König umzubringen.

Der Hofmann folgte dem Rathe der Königinn so genau, daß Chilperich den Abend, als er vom Pferde stieg, zween Dolchstiche bekam, wovon er auf der Stelle den Geist aufgab, ohne daß man den Mörder, dem die Nacht günstig war, hätte aufhalten können. Friedegund ließ, um der Strafe eines solchen Verbrechens zu entgehen, überall ausbringen, Brunehild wäre die Urheberinn davon, sie hätte die Meuchelmörder abgeschickt.

XVIII.

Ein Scherz der Kaiserinn Sophie, der Gemahlinn Justins des zweyten, ist Ursach, daß die Lombarder in Italien einen Einfall thun, und sich darinn vest setzen.

Narses war ein Verschnittener, dem aber ungeachtet, war er herzhaft, wachsam, geschickt, listig, kurz, was man einem großen General nennet, wenn er dem Belisarius nicht ganz gleich war, so ist der Unterschied doch sehr gering gewesen. Seine Gaben zum Kriege erwarben ihm das Zutrauen Justinians des ersten; und seine Siege vermehrten den Glanz der Regierung dieses Kaisers.

Als Belisarius unter dem Schatten seiner Lorbern ruhen wollte, gieng Narses hin, und führte die Armeen wider die Ostgothen an. Er schlug und tödtete den tapfern Totila, den die Feinde zum Könige gewählt hatten, eroberte Rom, und schickte dem Justinian die Schlüssel davon. Tejas folgte dem Totila, und ward von Narses mitten unter den Ostgothen, die alle niedergemacht wurden, erschlagen. Sechzigtausend Franken wollten den furchtbaren Verschnittenen in seinen Siegen aufhalten:

halten: ihre schleunige Niederlage aber vermehrte nur seinen Ruhm. Die erschrockenen Ostgothen legten die Waffen nieder; alle Städte öffneten die Thore, Italien unterwarf sich, und Narses wurde erwählt, diejenigen zu beherrschen, die er zu überwinden gewußt hatte. Dieser weise Statthalter dachte daran, wie er dem Uebel, so er zu thun gezwungen gewesen war, abhelfen möchte. Er ließ aus den fremden Ländern Getraide herbeyschaffen, und gab denen unentgeltlich davon, die keines kaufen konnten, er ließ die Aecker besäen, und die Häuser wieder aufbauen, die der Krieg zerstörte, er befreyete diejenigen von Auflagen, die gelitten hatten, verschaffte den Kaufleuten Geld, um auswärtig zu handeln, und setzte Italien vor allem feindlichen Ueberfalle in Sicherheit. Die Gesetze werden wieder hergestellet, die Gelehrsamkeit, die Künste blühen, der Handel ist ruhig, und der Ueberfluß regieret, wo Narses regieret.

Sollte man wohl glauben, daß die Römer nach dreyzehn Jahren den Undank so weit trieben, daß sie Narses anklagten, sich auf ihre Unkosten bereichert zu haben, und daß er grausam mit ihnen umgienge? Sie schickten Abgeordnete an den Kaiser Justinus, dem Nachfolger Justinians, die sich über den Statthalter beklagten, und meldeten, daß sie sich den Gothen unterwerfen würden, wo man ihn nicht zurück beriefe. Der unvorsichtige Justinus

stellte

stellte dieser Klage Glauben bey, ohne den Grund davon zu untersuchen, und sendete dem Narses Befehl, nach Constantinopel zu kommen, welchem Longin in der Statthalterschaft folgen sollte.

Die Kaiserinn Sophia, die von ihm nach den andern Verschnittenen urtheilte, sagte: „Vertrauet „ihn mir nur an; ich will ihn mit meinem Frau„enzimmer spinnen lassen„. Narses, dem dieser unzeitige Scherz zu Ohren kam, ward wüthend, und sagte: daß er ein Gewebe machen würde, das weder der Kaiser noch die Kaiserinn in ihrem Leben entwickeln sollten. Auf der Stelle schrieb er Alboinen, dem Könige der Longobarder, Pannonien zu verlassen, und nach Italien zu kommen, dessen Eroberung er ihm erleichtern wollte. Alboin setzte sich mit seinen Longobarden bald in Marsch, sie fanden wenig Widerstand, bemächtigten sich eines Theils von Italien, wo sie ein Königreich stifteten, welches viele hundert Jahre, trotz allen Bestrebungen der Kaiser, bestanden hat.

XIX. Ein

XIX.

Ein Mägdchen wird von Seeräubern gefangen; ihre Gefangenschaft ist Ursach, daß sie Königinn von Frankreich wird.

In dem siebenden Jahrhunderte verheerten die Dänen oder Normänner alle Seeküsten von Europa. Sie plünderten die Häuser, und nahmen alles gefangen mit sich, was sie antrafen. Unter vielen Personen, die sie aus England mitführten, fand sich ein junges Mägdchen, so Bathilde hieß, und aus dem königlichen sächsischen Geblüte entsprossen war. Da sie ihrer Gewohnheit gemäß, diese Leibeigene zum Verkauf ausgesetzet, so gefiel das Mägdchen einem von den Bedienten Erchenbalds, Dagobrechts des ersten Major domus. Er kaufte sie für einen geringen Preis, und schenkte sie seinem Herrn. Dieses Kind war von angenehmer Gestalt, Erchenbald trug ihr auf, bey Tische einzuschenken. Jemehr diese Leibeigene heran wuchs, jemehr entwickelten sich ihre Schönheit und ihre Annehmlichkeiten. Kurz, ein reizendes Gesicht, eine majestätische Gestalt, edle Geberden zogen ihr bald die Blicke und die Seufzer aller jungen Hofleute zu, die bey Erchenbald zu Tische waren:

waren: endlich wurde er selbst aufmerksam, und bezahlte der schönen Sklavinn den Tribut der Liebe, den ihr niemand versagen konnte. Das erste Pfand davon war ihre Freyheit, die er ihr schenkte. Er ward selbst ihr Sklave, und fand kein Vergnügen mehr, als die reizende Bathilde zu sehen, anzuhören, und zu bewundern; aber sie fügte zu der größten Sanftmuth etwas so Erhabenes, daß sie Erchenbalden in Ehrfurcht erhielt. So oft er den Mund eröffnete, um von seiner Liebe zu sprechen: so schloß er ihn zu, ohne etwas gesagt zu haben; er konnte nichts als seufzen, und ein Blick von Bathilden brachte das größte Vergnügen in seinem Herzen. Da endlich seine Gemahlinn gestorben war, so glaubte er, daß er diesem schönen Kinde seine Liebe gestehen könnte, ohne ihre Tugend zu beleidigen. Er both ihr seine Hand an. Bathilde aber erinnerte sich immer dessen, was sie ihrer Herkunft schuldig war, und hielt ein andres, als eines Königs Bette, ihrer unwürdig, sie wußte sehr geschickt dem Antrage Erchenbaldes aus dem Wege zu gehen, ohne daß es geschienen, als wenn sie ihn verachtete; und weil er seinen Antrag öfters wiederholete: so begab sie sich in ein Haus, das von dem seinigen entfernet war, und welches sie nicht eher verließ, als bis sie erfahren, daß er eine andre Frau genommen. Endlich sah sie Chlodowich der zweyte, und ward so eingenommen von ihrer Schönheit, daß er sie von

Erchenbald verlangte, und sie heyrathete. Ihre Schönheit brachte sie auf den Thron; ihre Tugenden machten, daß man sie darauf bewunderte. Die Königinn Bathilde war die Mutter der Armen, der Trost der Unglücklichen; kurz, ihre Macht zeigte sie nur durch Wohlthaten. Nach dem Tode Chlodowichs wurde sie zur Regentinn erkläret, und einen Theil ihrer Zeit schenkte sie dem Staate, den andern widmete sie der Gottseligkeit. Die Aemter bekam niemand, als wer sie zu bekleiden fähig war. Ihre Ehrfurcht für die Bischöfe gieng so weit, daß sie nichts ohne ihren Rath vornahm; allein ihr Zutrauen betrog sie. Siegbrand, Bischof zu Paris, verbarg einen unmäßigen Ehrgeitz, unter dem Scheine der größten Gottesfurcht. Dieser hochmüthige Mann machte, um sich noch mehr Ansehn zu geben, daß man seinen öftern Besuch, und die Gütigkeit die sie ihm erzeigte, falsch auslegte.

Die Großen wurden darüber eifersüchtig und ließen ihn meuchelmörderischer Weise umbringen. So bald Bathilde die schimpflichen Reden erfuhr, die dieser böse Mensch in Ansehung ihrer veranlasset, beschloß sie die Eitelkeit der Welt zu verlassen, und den übrigen Theil ihres Lebens Gott zu weihen. Sie begab sich in die Abtey Chelles, welche sie gestiftet hatte, wo sie in der Uebung aller Tugenden lebte und starb. Die Kirche hat sie unter die Heiligen versetzt.

XX.

Die Leibesschwachheiten Sybillens, der Gemahlinn Karls des großen, geben Gelegenheit zu Errichtung des deutschen Kaiserthums.

Pipinus der kurze hatte den Muth, die Krone von Frankreich auf sein Haupt zu setzen, und die Gewalt, sie darauf zu behaupten. Karl der große, und Karlmann, seine Söhne, theilten sich in seine Staaten. Einige Große glaubten in der Jugend der zween neuen Könige, eine günstige Gelegenheit zu finden, das Joch abzuschütteln, welches Pipin ihnen aufgelegt, sie griffen zu den Waffen, und wiegelten ganz Aquitanien und die Gasconier auf: Karl aber, welcher wachsam und muthig war, eilte sie zu bekämpfen: er gieng auf sie los, zerstreuete ihr Heer, und nahm sie gefangen. Dieser Sieg verkündigte die großen Gaben, die er zum Kriege besaß, und alle Könige von Europa zitterten. Desiderius, König der Longobarden in Italien, wollte die Waffen wider ihn ergreifen: die Furcht aber machte, daß er eine Verbindung mit dem suchte, welchen er angreifen wollte: er bot ihm seine Tochter Sybilla zur Ehe an; er brachte die Königinn Bertha, die Mutter Karls des großen,

auf seine Seite, er wußte, wie viele Gewalt sie über sein Gemüth hatte, und Karl heyrathete Sybillen, aller Bestrebungen Pabst Stephans des vierdten ungeachtet. Dieser, welcher zu wohl einsah, wie sehr eine solche Verbindung seinem Nutzen entgegen war, wendete Schmähworte, Drohungen und alles an, um die Ausführung davon abzuwenden. Sybilla war Leibesschwachheiten unterworfen, die ihrem Gemahl bald ein Ekel waren, er verstieß sie, und nahm Hildegarden aus einem erlauchten schwäbischen Geschlechte. Karlmann starb um diese Zeit zu Simanzi, unweit Laon, und hinterließ zween Söhne, Pipinen und Siagren: aber alle Franken, die Karls Tugenden bewunderten, wollten ihn zum Könige haben. Gerberg, Karlmanns Wittwe, furchte, daß ihren Söhnen das Schicksal betreffen möchte, das so viele Konigssöhne erfahren, und floh mit ihnen zum Könige der Longobarden.

Desiderius glaubte in dem Schritte, den die Königinn gethan, einen Vorwand zu finden, den Schimpf seiner Tochter zu rächen, und empfieng sie mit vielem Vergnügen. Er warb Völker, und versuchte solche Bündnisse zu treffen, die ihm in seinem Unternehmen helfen könnten. Als er alles wohl eingerichtet zu haben glaubte, so schlug er dem Pabste vor, die Söhne Karlmanns zu Königen von Austrasien zu salben. Auf dem Stuhle Petri saß dazumal Hadrian der erste, welcher ein standhaf-

ter

ter und geschickter Mann war. Dieser Pabst, den der Unterschied zwischen Karln und Desiderius zu bekannt war, schlug das Verlangen des Königs der Longobarden beständig aus, und flehete Karln um Beystand an. Desiderius lagerte sich mit einem furchtbaren Heere vor Rom, und belagerte es. Karl stellte sich an die Spitze seiner Franken, warf die Longobarden, die ihm den Uebergang über die Alpen verwehren wollten, übern Haufen, fiel auf eine schon bestürzte Armee, hauete sie in Stücken, und verfolgte den Desiderius, der sich in Pavia gerettet hatte; hier nahm er ihn gefangen, und ließ sich zum Könige der Longobarden krönen: er bestätigte darauf seines Vaters des Pipins Schenkung an den Pabst, behielt sich aber den Titel und die Macht eines Beherrschers von Rom und dem übrigen Italien vor. Seine Macht, sein Eifer für den Gottesdienst, und seine Ehrfurcht für diejenigen, die auf dem Stuhle Petri saßen, brachten den Pabst auf den Gedanken, ihn zum abendländischen Kaiser ausrufen zu lassen. Pabst Leo der dritte bediente sich einer Reise, die dieser Monarch nach Rom that, um ihm die kaiserliche Krone auf das Haupt zu setzen, und um ihn zum römischen Kaiser auszurufen; es geschah mit einstimmigen Willen des Volkes und der Geistlichkeit; und das ist der Ursprung des deutschen Reichs.

XXI.

Die Entdeckung des Salzes in Asien kömmt von einem Chan der Tartarn, der ein Stück Fleisch auf die Erde fallen ließ.

Wenn wir der tatarischen Geschichte glauben sollen, so hat man lange in Asien von dem Gebrauche des Salzes nichts gewußt. Vor Taunack Chan waren seine Eigenschaften den Tatarn völlig unbekannt. Dieser Fürst war einmal auf der Jagd, und nachdem er sehr viel Wild gefället, so war er so hungerig geworden, daß er mitten auf dem Felde seinen Leuten befahl, ein Feuer zu machen, und einige Stücke zu braten.

Er ließ von ungefähr einen Bissen Fleisch auf die Erde fallen, und da ihm der Hunger so sehr zusetzte, so nahm er sich nicht die Zeit, es recht abzuwischen, er brachte ihn an den Mund, und fand ihn besser als die übrigen, weil es einen kleinen Salzgeschmack angenommen. Da es ein Mann von vieler Einsicht war, so dachte er dieser Bemerkung nach, und ließ eine gewisse Menge von dieser Erde mitnehmen, die er geschickten Leuten zu untersuchen gab, und diese brachten das Salz heraus; von ihm nahmen alle Tatarn den Gebrauch

des Salzes in ihren Speisen an. Man behauptet, daß dieser Chan eine große Menge andrer Entdeckungen gemacht habe, die der Naturgeschichte sehr nützlich gewesen.

Den großen Prinzen hat die Welt die Wissenschaften und die Künste zu danken. August, Medicis, Ludewig der vierzehende, sind unsterbliche Namen.

XXII.

Ein junges Mägdchen, welches alle Morgen aus einer Quelle Wasser holet, ist Ursach, daß ein tatarischer Prinz sich wider den Chan, seinen Vater, auflehnet, und seinen Tod befördert.

Ogus, der Sohn Cara-Chans, gab gleich in der Jugend viele Zeichen seiner künftigen Hoheit; es ist der Gebrauch, daß man immer was wunderbares zu der Geburt der großen Männer dichtet, hier wurde ausgebreitet, daß das Gesicht dieses Prinzen, als er auf die Welt kam, wie die Sonne geglänzet habe. Wenn man den Geschichtschreibern glauben soll, so sind alle Handlungen dieses Kindes Wunderwerke gewesen. Kaum hatte er die Jünglingsjahre erreicht, als alle benachbar-

ten Könige, die von seinen vortrefflichen Eigenschaften gehört, ihm ihre Töchter zur Ehe anboten. Cara, sein Vater, der mehr auf seinen Nutzen als auf seines Sohnes Neigung sah, zwang ihn die Tochter des Carar zu heyrathen; dieser Chan besaß weitläuftige Staaten, und sein Haß war so gefährlich, als seine Freundschaft vortheilhaft war. Diese gezwungene Heyrath war nicht glücklich. Ogus konnte seine Gemahlinn nicht leiden. Sie wendete umsonst alle die verführerischen Schmeicheleyen an, womit das Frauenzimmer unser Herz so gewiß zu rühren weis; in den Augen des Ogus waren alle ihre Versuche unerträglich, und vermehrten nur seine Abneigung gegen sie.

Einmal, da dieser Prinz auf der Jagd war, empfand er einen heftigen Durst, und nachdem er lange genug sich nach einer Quelle umgesehen, wo er sich erfrischen möchte, so ward er eines Mägdchens gewahr, das einen Krug voll Wasser trug. Er näherte sich ihr, und verlangte von ihr einen Trunk seinen Durst zu löschen, und sie reichte ihm den Krug. Ihr sanftes und bescheidenes Wesen, ihre Annehmlichkeiten, ihre Schönheit rührten den Ogus, sein Herz war frey, kein Gegenstand erfüllete es, also war es desto fähiger, den Eindruck so vieler Reizungen anzunehmen. Er betrachtete diese liebenswürdige Unbekannte; und empfand so viel Vergnügen, sie anzusehen, daß er seinen Durst und das

Wasser,

Wasser, welches sie hielte, darüber vergaß. Der Prinz fügte zu der schönsten Gestalt von der Welt ein edles Ansehn, welches seinen Rang verrieth. Das junge Mägdchen sah den Eindruck, den sie auf sein Herz gemacht, nicht gleichgültig an: aus Bescheidenheit hielt sie die Augen nieder, sie hob sie gleichwohl manchmal in die Höhe, um ihn zu sehen, Die Leute des Ogus, die ihn schon lange gesucht, unterbrachen dieses stumme Gespräch. Das junge Mägdchen, welches nicht gewohnt war, so viel Menschen zu sehen, nahm den Weg zu ihrer Wohnung. Die Augen des Prinzens blieben auf ihr geheftet: so wie sie sich entfernte, so nahm die Traurigkeit in seinem Herzen überhand. Als er sie endlich nicht mehr sehen konnte, kehrte er sich um und seufzete.

Seine Bedienten hatten wenig Mühe, das was in seinem Herzen vorgieng, einzusehen; seine Traurigkeit, die Schönheit derjenigen, die sie bey ihm gesehen, gaben es ihnen genugsam zu erkennen.

Der Prinz, der kein Vergnügen mehr fand, als sich mit seiner schönen Unbekannten zu beschäfftigen, verließ die Jagd, um sich ganz den Gedanken, die ihm die Liebe eingab, zu überlassen. Als er allein war, so fand er sein Herz in der Unruhe, die den Verliebten gewöhnlich ist: auf den Wunsch, den liebenswürdigen Gegenstand seiner Flamme zu besitzen, folgte die Furcht sie nicht mehr zu sehen,

ihr vielleicht nicht zu gefallen. Er stellete sich ihre Züge, ihre Gestalt wieder vor, und seine Einbildungskraft machte sie noch schöner, als er sie gesehen. So brachte er das Uebrige von dem Tage, und die ganze Nacht zu. Den Morgen darauf nahm er einen seiner Bediente, den er seines Vertrauens würdig hielt, mit, und gieng wieder an den Ort, wo er das bezaubernde Mägdchen gesehen. Nachdem er einige Zeit, die ihm die Ungeduld sehr lang gemacht, da gewesen war, so sah er sie wieder mit ihrem Kruge kommen. Die Fackel der Liebe erleuchtet die Verliebten; sie sehen, was andre nicht wahrnehmen. Ogus merkte, daß seine Gegenwart bey dem Mägdchen eine Bewegung erregte, und daß er ihr nicht gleichgültig war. Nun glaubte er ein Recht zu haben, ihr seine Regungen zu entdecken, er gieng auf sie zu, und sagte ihr alles, was ihm seine Liebe eingab. Man antwortete ihm nicht: man hörte ihn aber an, und hierdurch sagte man ihm alles, was er wissen wollte; ein Seufzer der ihr entfuhr, überzeugte ihn vollends.

Die Furcht überlästig zu werden, machte, daß er sich weg begab: vorher aber sagte er ihr, daß er des andern Tages zur selbigen Stunde da seyn würde: ein zärtlicher Blick von dem Mägdchen ließ ihm hoffen, daß sie gleichfalls wieder kommen würde. Er betrog sich nicht, denn kaum war er da, als er sie erscheinen sah. Endlich nachdem sie

verschie-

verschiedene mal zusammen gekommen, so entdeckten sie einander ihren Stand. Das junge Mägdchen, deren Aeltern nur Schäfer waren, vergoß Thränen, als sie erfuhr, daß ihr Liebhaber der Sohn des Chans wäre, und sie also nicht hoffen könnte, mit ihm verbunden zu werden. Ogus, der vor Freuden außer sich war, daß eine Person, die er anbetete, Thränen für ihn vergoß, sagte ihr: „Du „glaubst dein Unglück in der Liebe zu finden, und du „wirst dein Glück darinn antreffen: Sie hebt den „Unterschied auf, den das Vorurtheil zwischen die „Menschen gesetzt. Ich würde eher der Krone, die „auf mich wartet, entsagen, als dem Besitze deines „Herzens: allein ich will sie auf dein Haupt setzen, „niemand scheint mir würdiger sie zu tragen. Auf diese Weise drückten sie, was sie für einander empfanden, aus. Aber die Eifersucht störte sie.

Man weis, wie sehr auf die Handlungen der Fürsten Achtung gegeben wird, bey Hofe erfuhr man bald, daß Ogus alle Morgen wegritte, ohne daß jemand wußte, wo er sich hin begäbe. Seine Gemahlinn vermuthete, daß er an einem Orte seyn möchte, bey irgend einem Gegenstande, der sein Herz zu rühren gewußt. Gleich bemächtigte sich ihrer die Eifersucht: alle ihre Bemühung gieng dahin, diejenige ausfündig zu machen, welche ihr das Herz ihres Gemahls raubte: sie ließ ihm nachgehen, und als sie erfuhr, daß er einer jungen Schäferinn wegen

gen sich entfernete, mit welcher er alle die Zeit zubrächte, die er nicht bey Hofe zu seyn verpflichtet war, so gerieth sie in die stärksten Anfälle von Wuth, und beschloß, alles anzuwenden, ihre Mitbuhlerinn zu verderben. Der erste Schritt, den sie that, war, daß sie sich zu den Füßen des Chans warf, um ihn zu rühren. „Gnädigster Herr! sagte „sie ihm, sie sehen in mir die unglücklichste Frau, „ich flehe sie an um Hülfe. Wenn sie nicht Erbar„men mit mir haben, und mir nicht helfen, so ist „der Tod meine einzige Zuflucht. Wie sehr hat sich „mein Zustand geändert! in dem Palaste meines „Vaters wechselten alle Augenblicke meines Le„bens durch neue Vergnügen; seine Gefälligkeit „ließ keines von meinem Verlangen unerfüllet, sei„ne großmüthige Vorsorge kam ihnen allemal zu„vor. Die Hofleute eiferten um die Wette, mein „Wohlwollen zu verdienen, durch dieses allein er„hielten sie sich in der Gnade meines Vaters. An „diesem Hofe, wo mich ihr dringendes Anhalten „hingeführt, sehe ich mich der grausamsten Ver„achtung ausgesetzet. Ein undankbarer Gemahl, „dessen Liebe, ich gestehe es, mein ganzes Glück „machen würde, erwiedert mein zärtliches Bemü„hen mit der unerträglichsten Kaltsinnigkeit; er „brennet für eine andere, die wegen ihres Stan„des seiner unwürdig, und noch unwürdiger ist, „meine Mitbuhlerinn zu seyn. Es ist, sie werden

„es

„es kaum glauben wollen, eine niederträchtige „Schäferinn. Welche Schande wird es für mich „seyn, und wie wird es meinen Vater schmerzen, „wenn ich sie in dem Seraille des Ogus werde „neben mir sehen müssen.„

Cara=Chan, dem es bekannt wer, wie sehr sie ihr Vater liebte, und wie gefährlich es war, ihn aufzubringen, entschloß sich, ihr hierinn zu Gefallen zu leben.

Dieserhalb gab er einem seiner Leute Befehl, diese junge Schäferinn, die das Herz seines Sohnes gefesselt hielt, zu entführen, und sie in ein enges Gefängniß zu werfen.

An einem Abende, da sie die Heerde nach Hause führte, ward sie angehalten, und an einen so wohl verwahrten Ort gebracht, daß sie niemanden von sich Nachricht geben konnte. Den Tag darauf gieng Ogus, wie gewöhnlich, an den Ort ihrer Zusammenkunft. Er wartete umsonst auf sie; sie erschien nicht. Er wurde unruhig, und nähert sich ihrer Wohnung, er geht hinein, nnd fragt nach ihr: allein man antwortet ihm nur durch Seufzer. Endlich sagt man ihm, sie wäre verschwunden, und ihr Schicksal sey unbekannt. Er läßt sie auf allen Seiten suchen, man erfährt aber nicht, wo sie hingekommen. Hier überließ er sich ganz dem lebhaftesten Schmerz, und versprach demjenigen die größten Belohnungen, welcher ihm Nachricht brächte von

der, die er beweinete. Der Bediente, der die Befehle des Chans ausgerichtet, wurde durch die Hoffnung der Gnade des Prinzen verführt, und eröffnete ihm das Geheimniß, das ihm anvertrauet worden.

Ogus, der nur seiner Liebe Gehör gab, versammlete seine Anhänger, und flog an den Ort, wo er seine Geliebte wußte; er stürzte die zu Boden, die ihn aufhalten wollten, zerbrach die Thüren des Gefängnisses, und setzte diejenige in Freyheit, welche ihm seine Freyheit geraubt. Cara-Chan erfuhr bald, was sein Sohn gemacht; er gerieth darüber in Wuth, und in dem ersten Feuer nahm er seine Leibwache, und gieng ihm entgegen, mit dem Vorsatz, ihn zu tödten. Ogus hatte sich durch seine Sanftmuth bey allen Leuten beliebt gemacht, man gab ihm also bald Nachricht von dem Unglücke, das ihm und seiner Geliebten drohete. Dieser Prinz, der sich einmal wider seinen Vater aufgelehnt, bedachte sich bald, er befahl seinen Leuten, auf ihrer Huth zu seyn, und sich wider den Chan wie gegen einen Feind zu vertheidigen, wenn er sie angriffe.

Cara-Chan erschien an der Spitze seiner Leibwache, er nähert sich und greift die Leute seines Sohnes an: diese, welche die Herzhaftigkeit des Ogus anfeurete, treiben sie zurück, und verfolgen sie in ihrem Rückzuge, und zerstreuen sie. Umsonst wollte der Chan seine Soldaten wieder sammlen;

er

er empfieng selbst einen Hieb in den Kopf, und starb auf der Stelle. Ogus erfuhr diese traurige Nachricht mit vielem Schmerz. Er verfluchte hundertmal einen Sieg, der seinem Vater das Leben gekostet. Er ließ ihm ein prächtiges Leichbegängniß halten, wie man es den tatarischen Fürsten zu thun gewohnt ist. Hierauf war das erste, daß er seine Gemahlinn entfernte, durch ihre Eifersucht hatte sie ihn zum Vatermörder gemacht; er schickte sie ihrem Vater zurück, und gab seine Hand und seine Krone derjenigen, die er allein seiner Liebe würdig fand.

Er war ein tapferer und ehrgeiziger Mann, er fiel seine Nachbarn an und unterwarf sie, eroberte die ganze Tartarey, und einen Theil von China. Endlich starb er nach einer langen und ruhmwürdigen Regierung. Er hinterließ seinen Nachkommen einen Namen, den die ganze Tatarey noch itzo verehret.

XXIII. Die

XXIII.

Die Liebe einer Frau gegen einen Herzog ist Ursach, daß Karl der dicke, König in Frankreich und deutscher Kaiser, abgesetzt, und gezwungen wird, um Brod zu bitten.

Karl der dritte, mit dem Zunamen der dicke, König in Frankreich und deutscher Kaiser, hatte in seinen weitläuftigen Staaten, theils durch Verräthereyen, theils auch durch Feigheit die Verwirrungen zu befriedigen gewußt. Er ließ diejenigen meuchelmörderischer Weise umbringen, welche ihm durch ihre Macht oder durch ihre Tapferkeit furchtbar schienen, und gab seinen Nachbarn unermeßliche Summen, wenn er erfuhr, daß sie ihn anzugreifen vorhatten. Dieser schändlichen Schläfrigkeit überlassen, genoß er die Frucht seiner Laster, als er von einer so gewaltsamen Krankheit überfallen wurde, daß sein Verstand davon geschwächet wurde. Irmengard, die Wittwe Bosons, Königs von Prowence, ein verschmitztes und ehrgeiziges Weib, bediente sich der Schwachheit des Kaisers, und vermochte ihn dahin, ihren Sohn zu adoptiren und zum Nachfolger zu erklären. Hildegard, die Schwester Karls des dicken, erzürnte

sich,

sich, daß ihr Bruder den unächten Sohn Karlmanns, Arnulfen nicht zum Erben einsetzte; sie war sterblich in ihn verliebt, und entschloß sich, alles, auch ihren Bruder aufzuopfern, um eine Krone auf das Haupt ihres Geliebten zu setzen. Sie stellte den Großen vor, daß Karl der dicke alle Tage blödsinniger würde, und folglich nicht mehr im Stande wäre, die Regierung zu führen.

Die Sachsen, die Bayern und die Thüringer setzten ihn auf einem Landtage ab, und Hildegard brachte es durch ihre Ränke dahin, daß Arnulf zum Kaiser ausgerufen wurde. Odo, Graf von Paris, maßte sich der Regierung Frankreichs und des Königstitels an.

Alle, die einen Augenblick zuvor sich aus einem Blicke des Kaiser Karls die größte Ehre machten, verließen ihn so sehr, daß sie ihn nicht des Ansehns würdigten. Seine hohen und niedern Bedienten beraubten ihn alles Hausgeräths, aller Kleider und jagten ihn aus seinem Hause. Kann man die Unbeständigkeit des Glücks genug bewundern? Eben der Mann, der kurz zuvor fast Herr von der ganzen Christenheit war, der sich niemals öffentlich zeigte, als in Kleidern, welche durch ihren Glanz seine Macht, seine Hoheit ankündigten, eben dieser Mann ist herumirrend und ohne Wohnung! sich zu decken hat er nichts als Lumpen, er wird von

Hunger geplagt, und findet nicht Brod, daß er sich sättigen könne.

Der Mangel seines Verstandes gieng nicht so weit, daß er nicht die Größe seines Unglücks eingesehen hätte, er ächzte und verlangte Hülfe von allen denen, die ihm vor Augen kamen: Niemand aber gab dem Erbarmen Gehör. Der einzige Leutbrecht, Erzbischof zu Maynz, schickte ihm Brod und Kleider. Endlich schämte sich Arnulf, daß er dem, welcher sein Herr gewesen war, nicht einmal den Unterhalt gereichet: er gab ihm die Einkünfte von drey Dörfern. Siehe die Geschichte Frankreichs und Deutschlands.

XXIV.

Die Königreiche Neapolis und Sicilien werden aufgerichtet, weil zween normannische Freyherren sich mit einander raufen.

In den vorigen Jahrhunderten war das Frauenzimmer der Verläumdung eben so ausgesetzt als gegenwärtig. Alle diejenigen, welchen die Natur sich günstig erwiesen, wurden entehrt, weil sich immer Männer fanden, die sich rühmten, sie besuchet zu haben, und weil das Volk, welches

ches immer geneigt ist, das Böse zu glauben, diese Lügen für Wahrheit hielte.

Ein junges Frauenzimmer von einem ziemlich berühmten Geschlechte in der Normandie war von einer so ausnehmenden Schönheit, daß sie die Blicke aller Welt auf sich zog: sie wurde von allen als ein Wunder ausgeschrien: die Wünsche aller jungen Herren von hohem Adel giengen dahin, sie zu heurathen, sie hielten um die Wette um sie an. Ihr Ruhm mußte aber der Verläumdung den Zoll bald bezahlen, den ihr alle Schönen schuldig waren. Wilhelm Repostel rühmte sich überall, daß er von ihr dasjenige erlangt, was alle Männer von dem Frauenzimmer begehren, und woraus sie ihnen ein Verbrechen machen, wenn sie es gewährt bekommen. Man legte ihm Glauben bey, und die sie vorher zur Ehe begehrten, gedachten itzt, nur sie zum Kebsweibe zu haben.

Drango Osmund, der Bruder dieses jungen Fräuleins, erfuhr das schimpfliche Gerüchte, das Repostel wider sie ausstreuete, er glaubte verbunden zu seyn, den Schimpf, den man seiner Familie that, in dem Blute des Urhebers zu rächen. Sie trafen sich bey einer Jagd, und er zwang ihn vom Leder zu ziehen, und tödtete ihn.

Ruprecht, mit dem Zunamen der Teufel, welcher damals Herzog von der Normandie war, hielt den Repostel sehr werth, Osmund mußte sich ent-

fernen; er begab sich nach Apulien, zu Geimar, dem Herzoge von Benevent, der ihn wider die Sarazenen, welche die Küsten von Italien damals verheerten, gebrauchte. Dieser Normannier zeigte in verschiedenen Treffen so viel Tapferkeit, daß der Herzog ihm, um ihn bey sich zu behalten, den Besitz vieler Güter in seinem Herzogthume gab.

Einige Zeit darauf reiseten funfzig oder sechzig Normänner, die von Jerusalem kamen, durch Salernum, wo ihnen wegen ihres Landsmannes, welcher das ganze Zutrauen des Herzogs seiner Verdienste wegen erlangt hatte, sehr höflich begegnet wurde. Eben da sie in dieser Stadt waren, kamen zwanzig tausend Sarazenen, und belagerten sie. Der Herzog, der nicht Volk genug hatte, um so vielen Feinden zu widerstehen, ließ ihnen eine Summe Geldes anbieten, sie nahmen sie an: während daß die Salertiner ihr Lösegeld zusammen brachten, versäumten die Sarazenen in ihrem Lager alle Kriegszucht, und überließen sich allen möglichen Ausschweifungen.

Die sechzig Normänner fielen mitten in der Nacht mit einigen Salertinern, denen der andern Muth ein Herze machte, aus der Stadt, drangen in das Lager, überrumpelten die Feinde, brachten sie in Unordnung, und tödteten deren so viel, daß sie sie zwangen, sich wieder einzuschiffen; das ganze Lager verblieb ihnen, mit einer unermäßlichen

Beute,

Beute, welche sie den Salertinern überließen. Der Herzog, der über ihre Tapferkeit erstaunet war, wollte sie mit Geschenken überhäufen: aber er erstaunte noch weit mehr über ihre Großmuth; sie schlugen sie alle aus. Er wollte sie bey sich behalten; und da er sah, daß alles umsonst war, Bitten und Anerbietungen, so mußten sie ihm wenigstens versprechen, daß sie wieder kommen wollten. Der Ruhm, den sie erjagt hatten, munterte andre Normänner auf, nach Salernum zu gehen. Ihre Tapferkeit machte, daß alle, die im Lande Güter besaßen, und Einfälle fürchteten, sie sehr gerne sahen. Sie dienten bald dem griechischen Kaiser, bald dem Pabste, und immer mit gleich glücklichem Erfolge. Aber ihre Gewalt machte sie endlich furchtbar, man fieng an, ihrentwegen in Sorge zu gerathen; die Griechen, die allezeit treulos sind, erwiesen ihnen viele Ungerechtigkeiten, und zogen sich ihre Rache zu, die Normänner wendeten ihre Waffen wider diejenigen, die ihre Dienste so schlecht erkannten, sie eroberten Calabrien, Apulien, Sicilien, und stifteten ein Königreich, welches mehr als hundert und funfzig Jahr gestanden hat.

XXV.

Die Grafschaft Arragonien wird zu einem Königreiche erhoben, weil Nugna, Königinn von Navarra und Gemahlinn Sancius des vierten, mit dem Beynamen des Großen, ihren Sohn Garzias ein unbändig Pferd zu reiten hindert.

Man weis, mit was für Geschwindigkeit die Mahometaner Asien und Afrika unter das Joch brachten. Man weis auch, daß bloß die Herzhaftigkeit und der Muth der Franzosen und ihrer Häupter sie aufhielten, da sie im Begriff waren, ganz Europa zu erobern. Sie waren schon hineingedrungen; schon war ihnen Spanien unterworfen, Languedoc hatte ihnen nicht widerstehen können: leichte Eroberungen munterten sie täglich zu neuen Unternehmungen auf: alles zitterte. In Frankreich findet sich ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit, er sammlet die Franzosen zu sich, bringet ihnen seinen Muth bey, geht wider die Saracenen, trifft sie bey Poitiers, richtet ein erschreckliches Blutbad unter ihnen an, und zwingt den erschrocknen Ueberbleibsel ihres Heeres, nach Spanien zurück zu kehren.

Die

Die Nachkommen eben der Westgothen, die nachdem sie unter Alarichen Rom verheeret hatten, sich in Spanien niedergelassen, waren gezwungen worden, sich in die Felsen von Asturien zu verbergen, um der Wuth der Mahometaner zu entgehen. Als sie ihre Ueberwinder geschwächet sahen, durch die Siege Karl Martels, so fiengen sie an, aus ihren Schlupfwinkeln hervor zu gehen, wo sie doch öfters noch ihre Zuflucht hinnehmen mußten. Nachdem aber Karl der große, durch die Gewalt seiner Waffen, die Macht der Mahometaner in Spanien vollends erniedriget, so fiengen die Westgothen an, ihre Herrschaft zu erweitern. Sie wurden bald Herren von ganz Asturien, wozu sie Leon fügten. Dieses Glück machte den andern Westgothen, die in den verschiedenen Gegenden Spaniens zerstreuet waren, einen Muth. Die sich in Navarra niedergelassen, gaben sich einen König, die Arragonier wählten ein Haupt, unter dem Titel eines Grafen. Kurz, täglich sah man die Kräfte der Westgothen zunehmen. Der König von Navarra, der kurz darauf nach Arragonien überkam, war mächtig genug, den Mahometanern zu widerstehen, ja sie anzugreifen.

Es war Sancius der vierte, genannt der große, der in der Mitten des eilften Jahrhunderts diesen Thron besaß. Dieser Fürst schenkte einen Theil seiner Zeit dem Kriege, den andern der Liebe.

Den Sommer brachte er mit seinen Soldaten zu, den Winter aber mit seinem Kebsweibe Gaya, welche sein Herz durch die äußerlichen Annehmlichkeiten, und durch die Schönheit ihres Geistes beständig gefesselt zu halten wußte. Ramirus war die Frucht ihrer beyderseitigen Liebe. Täglich entwickelte sich das Verdienst dieses jungen Prinzen, und zog ihm eine Menge Bewunderer zu; der König empfand eine vollkommene Zufriedenheit, wenn er einen Sohn sah, der so würdig war, nach ihm die Krone zu tragen. Er war im Begriff, die Mutter eines so liebenswürdigen Prinzen sich feyerlich an die Seite legen zu lassen, und zur Königinn zu machen: allein der Tod hinderte die Gaya, zu der Ehre zu gelangen, die der König ihr beschieden.

Sancius wurde so lebhaft gerührt von dem Tode seiner Gemahlinn, daß er sich vornahm, sie die übrige Zeit seines Lebens zu beweinen, und sich mit keinem andern Frauenzimmer zu verbinden: Aber Könige sind öfters weniger Herren über ihr Schicksal, als ihre Unterthanen: zuweilen sind sie verpflichtet, ihre Neigungen der Wohlfahrt des Staates aufzuopfern. Der Graf von Castilien, der von niemand abhieng, hatte eine einzige Tochter zur Erbinn; dem Sancius wäre es gefährlich gewesen, wenn sie einen mächtigen Nachbar geheurathet hätte, welcher, wenn er seine Kräfte durch die Castillische

stillische Erbschaft vermehrt, sein Navarra anfallen möchte. Die Staatskunst vermochte den Sancius also sein Gelübde zu brechen. Er heurathete selbst die Prinzeßinn von Castilien, von welcher er zween Söhne, Garzias und Ferdinand bekam.

Garzias, der von einem lebhaften und hitzigen Gemüthe war, legte sich zeitig auf die gewaltsamsten Uebungen. Sein einziger Zeitvertreib war das Wettrennen zu Pferde, die Turniere und die Jagd.

Sancius, welcher eine Hochachtungsvolle Liebe für Rugna gefasset, vertrauete ihr die Regierung an, so oft er wider die Mahometaner ziehen mußte. Einmal da er im Felde war, bekam Garzias Lust ein Wettrennen anzustellen, er bat also seine Mutter Rugna, ihm ein sehr schönes Pferd aus dem königlichen Stalle zukommen zu lassen, und befahl dem Stallmeister, seiner Mutter Erlaubniß gemäß ihm das Pferd zu satteln. Der Stallmeister, welcher wußte, daß dieses Pferd sehr unbändig war, schlug es ihm gänzlich ab, und gieng auf der Stelle zur Königinn, welcher er die Gefahr vorstellte, die der junge Prinz laufen würde, wenn er einen Gaul ritte, der so schwer zu bändigen wäre. Auf diese Nachricht verbot die Königinn dem Stallmeister, das Pferd verabfolgen zu lassen. Garzias blieb darauf bestehen, erzürnte sich, gieng selber zu seiner Mutter und beklagte sich; da er sieht, daß sie dem Stallmeister recht giebt, so wird er wütend,

und faſſet das gräuliche Vorhaben, ſich zu rächen. Nachdem er lange die Mittel dazu geſucht hatte, ſo gab ihm ſeine Bosheit die entſetzlichſte Verläumdung ein: er ſtreuete nämlich aus, die Königinn ſey dem Könige ungetreu, und er habe gewiſſe Beweiſe davon.

Rugna erfährt es, beunruhiget ſich, und läßt den Prinzen zu ſich kommen, dem ſie ſein Verbrechen vorhält: aber anſtatt, daß dieſer unnatürliche Sohn in ſich gegangen wäre, daß er ſich für die geſchämt hätte, deren Gegenwart ihm Ehrfurcht einflößen ſollte, ſo lacht er vielmehr über ihren Schmerz, ja er unterſtund ſich ihr zu behaupten, daß ſie ſtrafbar ſey, und als er ſie verließ, ſo ſagte er einem jeden, ſie hätte ihn zum Stillſchweigen vermögen wollen. Kurz, er vollendete ſeine Laſterthat, und ſobald der König angekommen, ſo ſagte er ihm, daß die Königinn mit dem Stallmeiſter einen laſterhaften Umgang habe, und bringt Umſtände bey, welche die Sache ſo wahrſcheinlich machen, daß der König ihm Glauben beymiſſet. Sancius ließ ſeine Gemahlinn auf der Stelle gefangen ſetzen, und verdammt ſie lebendig verbrannt zu werden; er gab ihr doch nach der Gewohnheit, die damals regierte, dreyßig Tage, um einen Ritter zu ſuchen, der es wagte, ſie wider den Prinzen zu vertheidigen.

Der Ankläger, der aus einer rechtmäßigen Ehe entsprossen, war der vermuthliche Erbe der Krone: es wagte es niemand sich mit ihm in einen Kampf einzulassen. Die Zeit, die der Königinn gewährt war, ihre Unschuld darzuthun, verfloß; man beklagte sie, aber es war alles, was man für sie thun konnte. Es kam endlich der Tag, da ihr Urtheil vollstrecket werden sollte, der Scheiterhaufen ward aufgerichtet, die Scharfrichter holten sie aus ihrem Gefängniß, und führten sie an den Ort, wo die Marter auf sie wartete: sie gelangte dahin, und sah schon die Anstalten zu ihren Martern. Der Scheiterhaufen ward angezündet, man ergreift die Königinn, um sie hinein zu werfen. „Haltet ein! „schrie Ramir, der Sohn der Gava, des Kebsweibes Sancii, ich nehme ihre Vertheidigung auf „mich; man lasse den Ankläger erscheinen.

Das Volk, welches seinen Schmerz nicht hatte zeigen dürfen, ließ seine Freude ausbrechen: man versammlete sich um den großmüthigen Ramir, und alle Zungen beschäfftigten sich mit seinem Lobe. Man meldete schleunigst dem Könige was vorgieng. Garzias empfieng Befehl vor Ramirn zu erscheinen: aber dieser Prinz zitterte, als er kämpfen sollte; gleich allen Feigen, die kein Herz haben, als wenn niemand ihnen widersteht. Seine Feigheit brachte ihn zu dem, was das Gewissen nicht von ihm erlangen können. Er warf sich

zu

zu den Füßen seines Vaters, gestand sein Verbrechen, und ließ der Unschuld der Königinn Gerechtigkeit wiederfahren.

Man kann von der Freude des Sancius urtheilen, als er erfuhr, daß seine Gemahlinn unschuldig sey, wenn man den Schmerz erwägt, den er empfunden, als er sie strafbar geglaubt. Er eilte selbst hin ihre Fessel zu zerbrechen, und dem Volke ein untrügliches Zeugniß ihrer Tugenden zu geben: Voll gerechten Zornes verdammte er seinen Sohn zu der Todesstrafe, die ihr zubereitet gewesen. Aber diese tugendhafte Königinn, deren Großmuth man nicht genug bewundern kann, war mit ihrer Rechfertigung zufrieden, und verlangte Gnade für ihren Sohn, sie versicherte den König, daß dieses das einzige Mittel wäre bey ihr das Andenken des Ungemachs auszulöschen, so sie gelitten. Seinen Schmertz selbst reden zu lassen, um denjenigen zu retten, der ihn verursachet, dieses heißt wohl mit Recht, die Großmuth, die mütterliche Liebe höher unter allen Glauben weit treiben. Die Thränen der Rugna ersparten ihm zwar die Todesstrafe, aber sie vermehrten den Haß und die Verachtung des Volks gegen diesen ungerathenen Sohn.

Sancius gewährte zwar der Königinn das Leben ihres Sohns: Aber er glaubte, er könnte Ramirn kein würdiger Geschenke zur Belohnung

geben,

geben, als die Grafschaft Arragonien, die er gegen das Jahr 1035 zum Königreiche machte, und ihm abtrat.

XXVI.

Die Schönheit eines jungen Türken, der zu Antiochia wohnt, ist Ursach zu den grausamen Kriegen zwischen Frankreich und England.

Ein Pilgrim von Amiens brachte ganz Europa wider Asien in die Waffen. Auf sein Zureden giengen die Christen herüber, um die Mahometaner von den heiligen Oertern zu verjagen, wo das Geheimniß der Erlösung vollendet worden ist. Die Frömmigkeit veranlassete dieses Vorhaben: aber die Klugheit war nicht bey dessen Vollstreckung. Die Häupter vergaßen ihren ersten Vorsatz, und dachten an nichts weiter, als Staaten zu erobern. Die Soldaten, die in schlechter Zucht gehalten wurden, thaten nichts als plündern und morden. Diejenigen, die etwas eroberten, wurden der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht. Die Christen erleichterten durch ihre Trennungen und ihre Thorheit den Mahometanern die Wiedereroberung des gelobten Landes.

Endlich,

Endlich, da ihnen alles den Untergang drohete, so verlangten sie noch Hülfe aus Europa. Der heilige Bernhard predigte einen neuen Kreuzzug. Er fieng damit an, daß er Ludewig den Jüngern, König in Frankreich, überredete; alle Welt folgte dem Beyspiel des Königs, und nahm das Kreuz. Man will versichern, daß der heilige Bernhard, der einen großen Vorrath davon mitgenommen, eines Tages, da er zu Vezelai in Burgund predigte, so viel austheilte, daß er seinen Priesterrock darüber zerschneiden mußte, und doch nicht reichte. Er gieng nach Deutschland herüber, und brachte den Kaiser Conrad den dritten auch dahin, das Kreuz zu nehmen.

Kurz, die Fürsten machten sich auf den Weg, alle Welt folgte ihnen, und man schickte denen eine Spindel und einen Rocken, welche ausschlugen, wider die Feinde der Religion zu fechten. Eleonora von Guienne wollte ihren Mann aus Liebe oder aus Wohlstand begleiten. Ludewig der jüngere kam nach Constantinopel im Anfange des Octobers im Jahre tausend hundert und sieben und vierzig. Der griechische Kaiser Manuel Comnenus empfieng ihn mit der Pracht, die man seinem Range schuldig war. Darauf gieng er über den Hellespont, und schlug eine Armee Muselmänner an dem Ufer des Meanders; aber er theilte darauf sein Heer, ward geschlagen und gezwungen, sich nach Antiochia

tiochia zu retten, wo Reimund, der Vaterbruder Eleonorens, damals regierte.

Die Königinn von Frankreich wurde von der Schönheit eines jungen Türken gerührt, der Saladdin hieß; er hatte die mahometanische Religion abgeschworen, und hielt sich an dem Hofe Reimunds auf; sie überredete den König in Antiochien zu bleiben, um sich von der ausgestandenen Arbeit im Kriege zu erholen. Je mehr sie den Saladdin sah, je mehr entzündete sich die Liebe in ihrem Herzen. Sie konnte ihrer Leidenschaft nicht mehr widerstehen, und da sie erkannte, daß ihr Rang dem jungen Türken zu viel Ehrfurcht einprägte, als daß er ihr die Regungen seiner Seelen hätte eröffnen dürfen, so entschloß sie sich ihm Gelegenheit zu geben, diese Kühnheit zu wagen. Kurz, Saladdin verstund sie, und erfüllete ihre Absichten.

Eleonora, die sich auf diese Weise von dem Verdruß einer mühseligen und unglücklichen Reise schadlos hielt, furchte nichts mehr als die Rückreise nach Frankreich, wo ihr Liebhaber ihr nicht folgen konnte. Ihren Aufenthalt zu verlängern, gab sie ihrem Oheim Reimund Gehör, welcher mehr Zärtlichkeit für sie hegte, als man sonst von der Freundschaft erwartet. Reimund, der dem Eingeben seiner Liebe folgte, hielt den König öfters auf, wenn alles schon zur Abreise bestellet war. Endlich aber kehrte sich der Monarch nicht mehr

an das Einreden Reimunds, und reisete wieder nach seinen Staaten zurück, wo seine Anwesenheit höchst nöthig war, die Königinn mußte sich von ihrem Liebhaber trennen, und ihn ihrer Pflicht aufopfern.

Aller Vorsicht ungeachtet hatte Eleonora ihre Liebe nicht so heimlich treiben können, daß sie die Welt nicht gemerket hätte. Einige Hofleute hatten die Unbedachtsamkeit, dem Ludwig dasjenige zu entdecken, was er niemals hätte wissen sollen, und dieser Fürst glaubte dadurch entehrt zu seyn. Er begieng die Schwachheit seine Ehe mit Eleonoren unter dem Vorwande der Blutfreundschaft trennen zu lassen, und gab ihr das Heurathsgut wieder, welches er sonder Zweifel nicht behalten konnte?

Heinrich der zweyte, König von England, der nicht so zärtlich war als Ludewig der jüngere, glaubte, daß man ohne Schande der Ehemann einer Gemahlinn seyn könnte, die Aquitanien und Languedok zum Heurathsgut hätte; er ehlichte Eleonoren, und dadurch sah er sich Herr von England, Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Languedok und Guienne, Diese große Macht, auf welche er sich verließ, und die Aufmunterungen seiner Gemahlinn, brachten ihn zu einem grausamen Kriege mit Ludewig dem jüngern. Seine Nachfolger waren nach seinem Beyspiel fast beständig im Kriege mit den Königen von Frankreich. Sollte man wohl

glauben,

glauben, daß die Liebe eines jungen Türken, und einer unverschämten Königinn, die Franzosen und die Engländer wider einander in Wuth sollte gebracht, und auf beyden Seiten einer Million Menschen das Leben gekostet haben.

XXVII.

Eduard der Bekenner, König in England, that das Gelübde der Keuschheit; welches Ursach ist, daß die Normänner England erobern.

Die Britten, welche sich so lange wider die Macht der Römer zu vertheidigen gewußt, wurden ohne Mühe von den Angelsachsen unter das Joch gebracht. Diese wichen der Tapferkeit der Dänen. Canut der große, eroberte England im Jahre 1017. und man gieng so grausam mit den Angelsachsen um, daß, wenn ein Engländer einem Dänen begegnete, er stille halten mußte, bis der Däne vorbey war. Nach dem Tode Hardiknuts im Jahre tausend und ein und vierzig geschah es, daß die Angelsachsen das Joch der Dänen abwarfen, und die Krone Eduard dem Bekenner ertheilten. Dieser Sachse war schwach, schläfrig, kurz, unfähig einen wankenden Thron zu

bevestigen. Die Großen des Königreichs vermehrten täglich ihre Macht auf seine Unkosten.

Ein Graf, Godwin genannt, hatte es so weit gebracht, daß man ihn mehr fürchtete und achtete, als den König. Er war es, der Strafen und Belohnungen austheilte. Ein unermeßlicher Reichthum setzte ihn in den Stand, einen gewaltigen Aufwand zu machen, und eine Menge Menschen an sich zu ziehen, die keine andre Pflicht kannten als den Eigennutz. Eduard empfand es, wie gefährlich der Mann war, aber es mangelte ihm an Standhaftigkeit, die Macht, die er in Händen hatte, wider einen ehrgeizigen Unterthan anzuwenden. Er hasete und fürchtete ihn: endlich trieb er die Schwäche so weit, daß er es nicht wagte, die Hand seiner Tochter Edithe auszuschlagen, die er doch nicht liebete. Damit Godwin den Ekel nicht merken sollte, den er für seine Tochter hatte, so borgte der fromme Eduard die Hülfe der Religion, und that das Gelübde der Keuschheit. Godwin war hinter die Absicht des Königes gekommen, aber er bediente sich dessen Verstellung, sein Ansehn zu vermehren; und statt, daß die Verachtung gegen seine Tochter ihn hätte beleidigen sollen, so sah er sie vielmehr als die Gewißheit seiner künftigen Größe an. Er schmeichelte sich, daß er, wenn Eduard ohne Erben stürbe, nach dem Tode dieses Königs die Krone auf sein Haupt würde setzen können.

England hatte damals einen furchtbaren Nachbar, dieses war der berühmte Wilhelm, Herzog von der Normandie, ein Sohn Ruprechts, genannt der Teufel, und der Tochter eines Rauchhändlers von Falaise, die Harlotte hieß, welches so viel als Charlotte ist, so in diesen barbarischen Zeiten schlecht ausgesprochen wurde. Die Engländer ließen es hernach eine freche Weibsperson bedeuten, um dem Namen der Mutter eines Mannes, der ihnen mit der äußersten Härte begegnete, einen Schandfleck anzuhängen. Sie nenneten Wilhelmen aus Spott den Sohn Harlottens und gewöhnten sich alle unehliche Kinder Harlotten oder Hurensöhne zu nennen: welcher Gebrauch noch itzt im Schwange ist.

Wilhelm, der bey seines Vaters Lebenszeit als rechtmäßiger Erbe des Herzogthums Normandie erkannt wurde, widerstand durch seine Geschicklichkeit und Muth allen denen, die ihm sein Herzogthum wollten streitig machen, und machte, daß alle seine Nachbarn vor ihm zitterten. Als er dasjenige erfuhr, was in England vorgieng, so begab er sich dahin, um die Kräfte des Landes zu untersuchen, und um zu sehen, ob das Mißvergnügen des Königes und die Eyrsucht des Grafen ihm nicht Gelegenheit geben könnten, sich der Englischen Krone zu bemächtigen. Als er also an den londonschen Hof gekommen war, so suchte er das

Vertrauen des Königes zu erlangen, um durch sich selbst den Zustand der englischen Sachen einzusehen. Eduard gab ihm bald zu erkennen, wie sehr er Godwinen haßte, und wie sehr er fürchtete, daß die Krone nach seinem Tode auf den Grafen oder einen seiner Kinder fallen möchte. Als der Herzog von Normandie auf diese Weise von allem unterrichtet war, so schlug er dem Eduard vor, ihn an Sohnes statt zu nehmen, und versprach alles anzuwenden, die Anschläge Godwins zu Wasser zu machen. Kurz, dieser Norman wußte so geschickt seinen Ehrgeitz unter dem Schleyer der Freundschaft zu verbergen, und betrog den schwachen Eduard so dadurch, daß er sich überredete, alle diese Vorschläge wären in der Begierde seine Unruhe zu stillen, und seine Wünsche zu erfüllen gegründet. Er erlangte alles, was er forderte, und gieng nach der Normandie zurück, um alles vorzukehren, was sein Vorhaben zu einem glücklichen Ausgange bringen könnte.

Einige Schriftsteller haben versichert, Eduard habe ein Testament zum besten des Herzogs von der Normandie gemacht: es scheint aber, daß dieses Testament, es mag nun wahr oder erdichtet seyn, nur der Vorwand gewesen, dessen sich Wilhelm bedient, sich zum Herrn von England zu machen, und daß die Verwirrungen und Trennungen, die in diesem Lande waren, der einzige Bewegungsgrund gewe-

gewesen, der ihn zu einer so kühnen Unternehmung angefrischt. Es ist unglaublich, daß er sie hätte wagen dürfen, wenn er sich nicht einen Anhang in dieser Insel gemacht hätte. Die Dänen, welche in großer Anzahl da waren, und die mit Verdruß die Nachkommen Canuts von der Krone ausgeschlossen, und die Angelsachsen wieder auf dem Throne sahen, versprachen sonder Zweifel Wilhelmen zu helfen, der ursprünglich ein Däne war. Die Geschichtschreiber dieser Zeit haben so wenig Ausführliches, daß man sich mit bloßen Muthmaßungen behelfen muß.

Nach dem Tode Eduards, der sich bald ereignete, riefen die Engländer einmüthiglich Haralden, den Sohn Godwins, der schon vor Eduard gestorben war, zum Könige aus. Wilhelm versammlete geschwind seine Völker, schiffete sie zu St. Valery ein, und landete an die Küsten von Sussex, kurz darauf schlägt und tödtet er Haralden in der Schlacht bey Hastings. Der Ueberwinder nähert sich London, und lässet sich zum König ausrufen. Umsonst wollten sich die Engländer empören, wer sie zu überwinden gewußt, wußte sie auch zu paaren zu treiben. Einige versichern, er habe sie zu hart gehalten: aber er hatte anfangs gelinde regieret, und jeder Tag sah einen neuen Aufstand. Als er anfieng die Strenge zu brauchen, so begnügten sich die Engländer damit, daß sie sich beklagten, und

unterstanden sich nicht mehr, sich zu empören. Ehe man die Menschen beurtheilet, muß man die Bewegungsgründe untersuchen, von welchen sie getrieben werden.

XXVIII.

Ein Persianer von niederer Herkunft vergisset im Schooße des Glückes seinen ersten Stand, und ist Schuld daran, daß Zingis Chan, Persien und Indien verheeret.

Nachdem Zingis Chan die ganze Tatarey und den größten Theil von China erobert hatte, so verlangt ihn nach Ruhe. Er war damals sechzig Jahr alt.

Er war mit dem Ruhme zufrieden, den ihm seine Siege verdienet, ihm verlangte aber nach einem schönern Ruhme, den nur große Fürsten sich zu verschaffen wissen, nämlich die Wissenschaften, die Künste, und den Handel blühend zu machen. Dieses glückliche Vorhaben ins Werk zu setzen, sendete er Botschafter an Muhammed den Carismier, welcher Persien, Carismien, und einen großen Theil von Indien besaß, folglich einer der mächtigsten Fürsten in der Welt war. Die Gesandten des Zingis

schlugen

schlugen dem Muhammed ein Bündniß mit ihrem Herrn vor, welcher in vollkommener Einigkeit mit ihm zu leben verlangte, und ihn als seinen Sohn ansehen wollte. Dieses sind die eigenen Worte dieser Gesandten, wenn man dem Chan Abulgasi Bagadur trauen kann, der ein Abkömmling Zingis Chans war, und es in seiner Geschichte der Tatarn saget. Muhammed, dem die Eroberungen des Tatarn bekannt waren, nahm das vorgeschlagene Bündniß mit Freuden an, und es wurde ein so gutes Vertrauen zwischen beyden Reichen gestiftet, saget der arabische Geschichtschreiber, daß man aus einem Reiche ins andre hätte Gold und Silber in Händen tragen können, ohne in Gefahr zu seyn, etwas zu verlieren. Dieses so erwünschte Einverständniß zwischen so mächtigen Fürsten wurde durch die Eitelkeit eines Menschen gestört, den das ungerechte Glück weit über sein Verdienst erhoben. Hier ist die Begebenheit, so wie sie die Araber erzählen.

Die Mogolle, Unterthanen des Zingis Chans, hatten jederzeit die Gewohnheit der Scythen beybehalten, sie wohnten nur unter hölzernen Hütten, die sie nach ihrem Gefallen von einem Orte zum andern bringen konnten. Ihre ungekünstelten Sitten befreyeten sie von vielen Bedürfnissen; und da das Geld, welches sie bey ihren Eroberungen erbeutet, ihnen sehr unnöthig war, so gaben sie dessen sehr

viel für die geringsten Sachen. Dieses zog eine unbeschreibliche Menge von Kaufleuten in ihr Land. Zingis Chan, welcher alles erfuhr, was in seinen Ländern vorgieng, sah leicht ein, daß seine Unterthanen sich bald in einem großen Elende befinden würden, wenn sie auf diese Weise ihr Geld auszustreuen fortführen, und daß das einzige Mittel, den Ueberfluß in seinen Staaten zu erhalten, die Mogolle aufzumuntern wäre, selbst ihre Waare zu den Fremden zu bringen. Da er verschiedene gefunden, die geneigt waren, seinen Absichten zu folgen, so gab er ihnen Befehl in die Staaten Muhammeds zu gehen, und gab ihnen drey Hofbediente zur Begleitung mit, welche er als Gesandte an seinen Bundsgenossen schickte, dem er einen sehr verbindlichen Brief schrieb, in welchem er ihn bat, seinen Unterthanen so gut zu begegnen, als es den Persianern geschehen war, die Handels wegen in die Tatarey gekommen; er versprach ihm jederzeit mit ihm als ein Vater zu handeln, und bat ihn seiner Seits die Freundschaft zu unterhalten, weil es das einzige Mittel wäre, ihre Ruhe blühend zu machen, und ihren gemeinschaftlichen Ruhm zu vermehren.

Da die Gesandten und die Mogollischen Kaufleute bis an die Stadt Otrar, welche die Gränze Persiens ist, gekommen waren, so giengen sie hin den Statthalter davon zu begrüssen. Dieses ist

der

der Mensch, der aus dem niedrigsten Stande zu den hohen Würden gelanget war. Die verhaßten Gaben, welche er besaß, die Jugend zu verführen, und sie zur Hintansetzung aller Ehre und Pflichten zu vermögen, hatten ihm den Weg zu diesem Gipfel des Glücks gebahnet. Einer von den Kaufleuten, der ihn in seinen vorigen Umständen gekannt, und so gar sein vertrauter Freund gewesen war, glaubte, daß er, ohne die ihm schuldige Ehrfurcht zu verletzen, ihn bey dem Namen nennen könnte, den er geführt, als sie Freunde waren: aber dieser Statthalter zeigte, wie unwürdig er seines Ranges war: er erröthete, wenn von seiner Geburt Erwähnung geschah, und erzürnte sich wider den, der ihn daran erinnerte. Der große Trojan spottete derer, die ihm eine erlauchte Geburt andichten wollten.

Der Persianer ließ diesen Kaufmann, und alle Mogolle, die ihn zu begrüssen gekommen waren, ins Gefängniß werfen; er fertigte schleunigst einen reitenden Boten an den Muhammed ab, um ihm Nachricht zu geben, daß Fremde zu Otrar angekommen wären, einige sagten, sie wären Gesandten des Zingis Chan, andre gäben sich für Kaufleute aus: er aber hielte sie für Leute, denen irgend was Böses aufgetragen wäre, und sey es der Klugheit gemäß, sie aus dem Wege zu schaffen. Der König, ohne die Sache mehr zu erläutern, schickte ihm Befehl zu, sie alle umbringen zu lassen, welches den

Augenblick ins Werk gestellet wurde; der Statthalter von Otrar gesellte zu seinem Geize die Grausamkeit, und bemächtigte sich aller ihrer Güter.

Aller Vorsicht unerachtet, die er angewendet, sie alle zu tödten, so hatte doch einer von den Kaufleuten das Glück zu entrinnen, und dem Zingis Chan das Vorhaben wider seine Gesandten zu melden. Bey dieser Nachricht gerieth der Chan in die größte Wuth: er gab gleich seinen Hauptleuten Befehl, die Völker zu versammlen, er drang in die Staaten des persischen Monarchen gegen das 1218te Jahr, verheerete alles mit Feuer und Schwerdt, hieb alle Mannschaften nieder, die man ihm entgegen schickte, und warf die Städte, auf die er zukam, über den Haufen. Das erste Opfer seiner Wuth war Otrar: der Statthalter, welcher Ursach war an diesem grausamen Kriege, wurde mit Ketten beladen, um die Mauren geschleifet, und mit Stockschlägen getödtet. Der Ueberwinder, den das Glück niemals verließ, unterwarf sich alle östlichen und mittägigen Gegenden des Caspischen Meeres, er drang bis in Indien, welches, so wie ganz Persien, er unter seinen Gehorsam brachte. Muhammed, der aus einer Provinz in die andre floh, starb gänzlich verlassen; und von allem seinen erstaunlichen Reichthume blieb ihm nichts als zerrissene Kleider, in welchen er begraben wurde.

Zingis

Zingis Chan sah sich endlich Herr von dem weitläuftigsten Reiche, wovon jemals in der Geschichte Meldung geschehen. Dieser Tartar hatte von Osten gegen Westen neunhundert deutsche Meilen erobert, und über fünfhundert von Norden gegen Süden: aber seine Geschichte ist ein Zusammenhang von Grausamkeiten, er that nichts als verheeren und ausrotten. Er theilte sein großes Reich unter seine vier Söhne, und ein jeder von ihnen ward einer der mächtigsten Könige der Welt. Dieser große Eroberer starb im Jahre tausend zwey hundert und sieben und zwanzig, neun und sechzig Jahre alt.

XXIX.

Heinrich der zweyte, König in England, verliebet sich in Alix von Frankreich, die seinem Sohne Richard dem ersten versprochen war; dieselbe verursachet große Verwirrungen zwischen Frankreich und England.

Heinrich der zweyte besaß, wie man bereits gesagt, so viel Land in Frankreich, daß der König mit Recht sich fürchtete, daß dieser mächtige Vasall ihn nicht einmal der Krone berau-

ben

ben möchte. Ludewig der jüngere, der damals auf dem französischen Throne saß, suchte seiner Sicherheit halben Verwirrung in der Familie des englischen Monarchens zu erregen. Er entzündete die Ehrsucht in dem Herzen seiner Söhne; er that noch mehr, er lieh ihnen Völker und Waffen; und indem er diese Tieger an das Blutvergießen gewöhnte: so brachte er sie dahin, daß sie das Blut ihres eigenen Vaters nicht schonen wollten. Was hat die Staatskunst der Welt nicht für Unglück gebracht.

Der König von Frankreich kannte das ehrgeizige Gemüth der Söhne Heinrichs: er glaubte also, daß es ihm leicht seyn würde, sie wider ihren Vater aufzubringen, so oft es sein Nutzen verlangen würde; und, um sie in die Umstände zu setzen, ihm, so oft als er es benöthiget seyn dürfte, zu dienen, so veranstaltete er zwischen ihm und Heinrichen einen Tractat, durch welchen Heinrich ihnen einen Theil seiner Länder abtrat.

Mit seinem ältesten Sohne Heinrich theilte er den englischen Thron; der zweyte Richard bekam Poitou. Gottfried der dritte bekam das Herzogthum Bretagne; Johann ohne Land, der vierte, war zu jung, um an diesem Tractate Theil zu nehmen, man gab ihm daher kein Apanage. Als dieser Vertrag geschlossen, so gab Ludewig, um sich die Prinzen noch verbindlicher zu machen, den beyden

ältesten

ältesten seine zwo Töchter, Margarethen und Alix. Alix, die dem Richard bestimmt war, konnte ihres zarten Alters wegen noch nicht heurathen, und wurde dem alten Heinrich zur Erziehung anvertrauet, bis sie mannbar geworden. Sie war schön, und er war gegen sie so zärtlich, als alle alte Leute gegen liebenswürdige Kinder: aber als sie zu dem Alter gelanget war, wo alle Reizungen des Frauenzimmers entwickelt sind, so sah er sie mit ganz andern als den Augen der Freundschaft an: sein Herz entbrannte bald für sie, und seine Leidenschaft, die täglich sich vermehrte, ward so gewaltsam, daß nichts im Stande war, ihn aufzuhalten, weder die Pflicht gegen seinen Sohn, noch gegen die Prinzeßinn, noch gegen sich: er braucht Gewalt gegen sie. Dieses Verbrechen, welches nichts mit sich führen sollte, als die Schaam, es begangen zu haben, reizte vielmehr noch seine Begierden: er verlangte von der Gefälligkeit dieser jungen Prinzèßinn selbst, was er nur durch die Gewalt erlangt. Alix wurde selbst strafbar, um ein Verbrechen zu verheelen, an welchem sie nicht Theil genommen.

Sie hatte Heinrichen nicht sobald dadurch ein Recht auf sich ertheilet, als sie allen seinen Eigensinn und alle seine Schwachheiten erdulden mußte. Heinrich, der wie alle alte Leute, mißtrauisch und eifersüchtig war, zwang sie, in ihrem Zimmer zu bleiben, und keine andere Gesellschaft zu haben, als ihre

Kammer-

Kammerfrau und ihn. Die Handlungen der Könige bleiben selten lange verborgen; man erfuhr bald, was zwischen Heinrichen und Alix vorgieng. Das Gericht davon breitete sich in Frankreich aus. Ludewig der jüngere, den es verdroß, daß man seiner Tochter Ruf auf diese Weise schändete, ließ Heinrichen sagen, er möchte ihm Alix zurück schicken, oder sie dem Prinzen Richard, dem sie versprochen war, übergeben. Heinrich liebte sie zu sehr, als daß er sich von ihr hätte trennen wollen; er gab den Gesandten lauter ungewisse Antworten. Ludewig der jüngere zweifelte nun nicht mehr an der Wahrheit, und versammlete Völker, um seine Tochter selbst aus den Händen ihres Räubers zu reissen. Der Pabst, welcher willens war, beyde Könige zur Hülfe des heiligen Landes zu vereinigen, schickte ihnen einen Legaten, der sie vermochte, sich zu Ivri einzufinden, um die Ursachen, die sie hätten, sich über einander zu beklagen, zu untersuchen. Ludewig zeigte dem Legaten den Schimpf, den Heinrich dem Hause Frankreich anthat, indem er seine Tochter zurück behielt, und verlangte schlüßlich, daß sie ihm entweder zurück gegeben, oder mit Richard vermählt werden sollte; wo dieses nicht geschehe, so wolle er alle seine Kräfte zusammen ziehen, sie selber zu holen. Heinrich, der keinen scheinbaren Grund anzubringen hatte, versprach, um sich aus der Sache zu ziehen, sie erster

Tagen

Tagen mit Richard zu vermählen. Er wußte aber den Ludewig so gut einzuschläfern, daß dieser König starb, ehe ihm Heinrich seine Tochter entlassen.

Dieser Tod verursachte dem Könige in England viele Freude, er sah den Philipp August, der in der zartesten Jugend war, auf dem Throne von Frankreich, und schmeichelte sich, in seiner Liebe ungestört zu bleiben: aber er betrog sich. Der Muth und die Standhaftigkeit übertrafen das Alter bey dem jungen französischen Monarchen. Er ließ Heinrichen auffordern, ihm seine Schwester wieder zu geben, mit der Drohung, ihm seine Staaten zu verheeren, wenn er im geringsten zauderte. Der älteste Sohn Heinrichs starb eben damals, ohne Kinder zu hinterlassen. Philipp August ließ dessen Wittwe, die auch seine Schwester war, mit eben den Drohungen abfordern. Heinrich sah sich verbunden, dasjenige zu gewähren, was man von ihm verlangte: er würde sich die Verachtung aller europäischen Mächte zugezogen haben, wenn er einen so ungerechten Krieg geführt hätte. Aber die Eroberungen Saladdins, der Jerusalem eingenommen hatte, halfen ihm aus der Verwirrung. Der Pabst Clemens der dritte vermochte diese zween Monarchen, ihre besondere Streitigkeiten auszusetzen, um nach Palästina zu gehen, und die heiligen Oerter von der Entheiligung

der

der Ungläubigen zu befreyen. Sie sprachen mit einander zu Gisors, und versprachen einer dem andern, sich nur mit dem Kreuzzuge zu beschäfftigen.

Dieser Friede wurde bald gebrochen, Richard, der Sohn Heinrichs, hatte Alix in einer Reise, die er nach England gethan, gesehen, er wurde von ihrer Schönheit so gerührt, daß er bey seinem Vater alles anwendete, um die Einwilligung zu seiner Heurath mit ihr zu erlangen: auf seine abschlägige Antwort gieng er zu Philipp Augusten, um ihn anzuregen, gemeinschaftlich mit ihm wider Heinrichen die Waffen zu ergreifen. Der König in Frankreich folgte dem Rathe Richards, und drang mit bewaffneter Hand in die Länder Heinrichs, und nahm viele Städte weg. Heinrich, der seine Liebe seiner Ehre und dem Nutzen seines Volks vorzog, entschloß sich, lieber umzukommen, als Alix wieder zu geben. Er warb Völker, um sie Philippen entgegen zu setzen: aber er wurde geschlagen, und gezwungen, einen Frieden einzugehen, dessen erste Bedingung war, daß er Alix seinem Sohne Richard geben sollte. Der Verdruß, sich gezwungen zu sehen, einem andern ein Frauenzimmer abzutreten, die er äußerst liebte, war so heftig, daß er darüber starb.

Richard, der nunmehro nach seines Vaters Tode König von England war, versprach Philippen, Alixen zu heurathen, so bald er aus dem gelobten

lobten Lande zurück wäre. Diesem Versprechen zu folge, gab ihm der König in Frankreich alle Städte wieder, die er seinem Vater in dem letzten Kriege abgenommen, und Richard gieng in sein Königreich, um die nöthigen Anstalten zu dem Kreuzzuge zu machen. Er war kaum dahin gekommen, als seine Mutter Eleonora ihm erzählte, was zwischen seinem verstorbenen Vater und Alixen vorgegangen war; und setzte noch hinzu, die Prinzeßinn von Frankreich hätte von ihm einen Sohn bekommen, daß er sie also weder mit Ehren, noch mit guten Gewissen nehmen könnte, sie rieth ihm Berengariam von Navarra, des Don Garzias Tochter zu heurathen. Richard opferte seine Liebe der Pflicht auf, folgte dem Rathe seiner Mutter, und bath sie, selbst nach Navarra zu gehen, und Berengarien für ihn zu verlangen.

Während daß Eleonora nach Navarra reisete, eilte Richard, Völker zu dem Kreuzzuge zu versammlen. Endlich gieng er ab, und begab sich nach Meßina in Sicilien, allwo Philippus August schon angekommen war. Der König von England, der vermuthen konnte, daß die Ursachen, welche er anführen würde, die Schwester des Königs in Frankreich nicht zu heurathen, nur für einen erdichteten Vorwand würde gehalten werden, entschloß sich, Gelegenheit zu suchen, öffentlich mit ihm zu brechen. Deswegen beleidigte er einige Kriegsbediente Philipps,

lipps, und hoffte, der König würde sich ihrer annehmen, und sich mit ihm entzweyen: allein Philipp brauchte so viel Behutsamkeit, daß Richard seinen gesuchten Zweck nicht erlangen konnte. Als Richard erfuhr, daß seine Mutter nicht mehr weit von Meßina war, so mußte er Philippen wohl die Gründe eröffnen, die ihm abhielten, Alix zu heurathen.

Der Lärm, den Heinrichs Liebe für die Prinzeßinn gemacht hatte, rechtfertigte zwar Richarden: allein nichts konnte den Fehler beschönigen, den er in Ansehung Philipps begangen, indem er ihm den Entschluß, welchen er dieserhalben gefaßt, verborgen gehalten; und der König in Frankreich sah den Befehl, den Richard gegeben, Berengarien nach Sicilien zu bringen, um sie vor seinen Augen zu heurathen, als den beleidigensten Schimpf an. Er würde ihm die Wirkung seines Zornes auf der Stelle haben empfinden lassen, wenn ihm seine vornehmsten Bedienten nicht den Schaden vorgestellet hätten, den ein solcher Bruch der ganzen Christenheit zufügen würde. Er gab diesen Gründen Gehör, und nahm diese Vorschläge an, die ihm Richard machte, ihm Alix und ihr Heurathsgut wieder zu geben, nebst noch zwey tausend Mark Sterling Silbers, die er ihm fünf Jahre durch zu bezahlen versprach. Philipp August begab sich nach Palästina: aber er kehrte bald nach Frankreich zurück, weil er die Gegenwart

genwart Berengariens, die ihm stets an den Schimpf, welcher seiner Schwester geschehen, erinnerte, nicht ertragen konnte.

Kaum war er angekommen, als er denjenigen, der in der Abwesenheit des Königs England regierte, auffordern ließ, ihm Alix und ihr Heurathsgut auszuantworten: auf die abschlägige Antwort warb er eine mächtige Armee, um selbst sich Recht zu verschaffen. Allein die Großen seines Königreichs stellten ihm vor, daß sein Ruhm darunter leiden würde, wenn er wider einen Tractat handelte, worinnen unter Strafe der Excommunication verboten wäre, wider die Kreuzfahrer, oder ihre Güter etwas zu unternehmen, unter was für Vorwand es auch wäre. Diese Gründe hielten seine Ahndung einige Zeit auf, welche er aber doch ausbrechen ließ, so bald er erfahren, daß Richard in Oesterreich gefangen sitze.

Philipp August ließ dem Johann ohne Land vorschlagen, daß er ihn zum Könige von England wollte ausrufen lassen, wenn er Alixen heurathen wollte. Dieser, der schon Gedanken auf den Thron gemacht, nahm den Vorschlag an, gieng selbst zu dem Könige von Frankreich, und machte ein Bündniß mit ihm. Nachdem dieser Tractat geschlossen war, fuhr Johann nach England über, um sich zum Könige ausrufen zu lassen, und Philipp fiel in Normandie ein, wo er sich verschiedener Plätze bemächtigte.

tigte. Die Engländer und Normänner, die Richard beständig treu blieben, widerstanden seinen Feinden, und wendeten alles an, um ihn aus seiner Gefangenschaft zu erlösen. Er kam endlich loß, und wieder in England an, wo er mit dem freudigsten Zuruf bewillkommet wurde. Kurz darauf, da er seinem Muthe und seinen Kräften zu viel trauete, so wollte er lieber den Krieg mit Philippen fortführen, als sich mit ihm vertragen: aber er wurde in vielen Gelegenheiten geschlagen, und gezwungen, Alixen und ihr Heurathsgut heraus zu geben. Philipp August vermählte sie darauf dem Grafen von Ponthien.

Man findet viele englische Geschichtschreiber, welche ungerecht genug sind, Philipp Augusten für eidbrüchig und für einen König ohne Ehre auszugeben, weil er seine Schwester während der Gefangenschaft Richards hatte wieder geben wollen. Ich habe keine Geschichtschreiber gelesen, denen der Leser weniger trauen könne, als denen von diesem Volke.

XXX. Die

XXX.

Die Eifersucht, die eine florentinische Kaufmannsfrau bey der Fürstinn von Illyrien erregt, verursacht die Zerstörung der Republik Ragusa.

Ragusa war vordem eine blühende Stadt. Ihre Einwohner, welche durch weise Gesetze, und durch ihre Freundschaft gegen einander vereiniget waren, lebten in einem angenehmen Wohlstande, und in einer glücklichen Ruhe. Die Wahl der Magistratspersonen geschah ohne Rottirungen, das Verdienst allein bahnte den Weg zu den Ehrenstellen; die Eifersucht ließ ihre aufrührischen Reden in Ragusa nicht hören, das Volk war der Stimme derjenigen folgsam, welche es zu Herren gewählt.

Die Einigkeit der Bürger und die Klugheit der Häupter machte diese Republik allen Nachbarn furchtbar. Die Türken hatten umsonst alle ihre Kräfte wider sie angewendet. Sendal, Fürst von Illyrien, hatte alles versucht, sie unter seinen Gehorsam zu bringen. Seine Bemühungen waren aber zu seiner Schande ausgeschlagen: so lange die Raguser vereiniget blieben, waren sie unüberwindlich. Ein Mißtrauen, welches die Weisheit

vorschrieb, versicherte sie wider alle Ueberfälle. Kurz, diese Republik, die nicht an das Erobern gedachte, die sich nur mit ihrer Vertheidigung beschäfftigte, schien ewig dauren zu sollen, aber alles erreicht seine Endschaft. Sie ward von einer sehr geringen Ursache umgestürzt, da sie schien am vestesten zu stehen. Hier ist sie:

Ein Kaufmann von Florenz war mit seiner Gattinn Handels wegen nach Clitia gereiset, wo der Fürst Sendal residirte; er beschäfftigte sich daselbst mehr mit seiner Handelschaft, als mit der Aufführung seiner Gattinn. Diese Italiänerinn dachte ihrer Seits an nichts, als sich des Zwangs, in welchem er sie in Florenz gehalten, schadlos zu halten. In der ganzen Stadt wurde bald von nichts als von ihr gesprochen: Die Männer lobten ihre Gestalt, ihre Bildung, ihren Verstand; die Weiber fanden alle Vollkommenheiten bey ihr. Der Fürst Sendal wollte in diesem Streite Richter seyn: dieserhalben suchte er diese Italiänerinn zu sehen und zu sprechen. Es gelang ihm bald, und sein Spruch fiel für die Gattinn des Kaufmanns aus. Sie schien ihm selbst so schön, daß er heftig in sie verliebt wurde, und alles anwendete, sie zu besitzen: alle seine Schätze standen zu ihrem Dienste, und diese Frau, die bey der Handlung gewohnt worden war, alles was man von

ihr

ihr forderte, ums Geld zu geben, gewährte dem Prinzen, was er verlangte.

Dieses verschmitzte Weib wußte das Herz ihres Liebhabers so zu fesseln, daß er kein Vergnügen empfand, wo sie nicht war, und alles, was ihn von ihr entfernen konnte, war ihm verhaßt. Seine Gemahlinn, die Fürstinn, eine Tochter des Despoten in Servien, Eleazars, ward es am ersten gewahr. Der Ehestand verband sie seit verschiedenen Jahren mit dem Fürsten Sendal, und bis zur Ankunft der Italiänerinn hatte sie alles das Vergnügen einer glücklichen Ehe genossen. Ein Prinz, der in seiner Kindheit schon Tugenden eines reifern Alters zeigte, war die Frucht ihrer ehelichen Liebe. Sie beschäfftigten sich beyde, die Gaben desjenigen auszubilden, in welchen sie einstens nach ihrem Tode wieder leben sollte. Wenn Sendal durch die Last der Regierung ermüdet war, so erholte er sich in der Gesellschaft seiner Gemahlinn und seines Sohnes. Die angenehmste Beschäfftigung dieses Fürsten war, dem Sohne die Liebkosungen eines zärtlichen Vaters zu verschwenden, und der Mutter alle die Achtung eines getreuen und beständigen Gemahls zu zeigen. Auf einmal aber wird er finster, in sich gekehrt: sein Mund, der sich niemals öffnete, als seiner Gemahlinn angenehme Sachen zu sagen, richtet itzt nur harte oder gleichgültige Reden an sie: seine Augen, die ihr allezeit Zärtlichkeit zeigten, kündigen

ihr itzt nur Zorn an. Sie ächzte, sie weinete, sie seufzte umsonst: ihr Schmerz hat Reizungen für ihn. Diese Fürstinn untersuchet ihre Aufführung, und da sie sich keinen Vorwurf zu machen weis, so untersucht sie die Aufführung ihres Gemahls; und erfährt, daß eine andere ihr sein Herz geraubt hat. Ihn wieder an sich zu ziehen, wendet sie Liebkosungen und Klagen an, und da alle ihre Mühe vergebens ist, so bricht ihre Wuth aus, sie bringt sie ihrem Sohne bey, nimmt ihn mit sich nach Ragusa, sie erzählt den Ragusiern ihr Unglück, erweicht sie, und als sie sah, daß ihre Noth sie rührte, so zeigte sie ihnen ihren Sohn, und sprach zu ihnen: „Tapfre Kriegsleute! groß„müthige Männer! ihr sehet hier eine unglückliche „Fürstinn, die sich mit ihrem Sohne in eure Ar„men wirft, und euch um Hülfe anflehet wider „einen unnatürlichen Vater, wider einen grausa„men Gemahl, den nach dem Blute seines Sohnes „und seiner Gemahlinn dürstet. Ich nehme meine „Zuflucht zu euch, weil ich euch allein fähig zu seyn „glaube, dem Verbrechen Einhalt zu thun, und „die Unschuld zu schützen. Ragusa schließt nichts „als tugendhafte Menschen in ihren Mauren; wenn „ich strafbar wäre, so würde ich es nicht gewagt „haben, hinein zu treten. Meine Unglücksfälle „rühren euch: ja ich schmeichle mich dessen, meines „Gemahls Verbrechen erregt euren Zorn. Ich bin

„eure

„eure Mitbürgerinn; meine Tugend, mein Zu-
„trauen giebt mir ein Recht dazu.„

Der Rath versammlete sich, man gab ihr und ihrem Sohne das Bürgerrecht, und es ward eine Summe Geldes vestgesetzt, wovon sie Standesgemäß leben konnten.

Sendal, welcher erfuhr, was zu Ragusa vorgieng, und welcher fürchtete, die andern Fürsten möchten es ihm übel auslegen, wenn er seine Gemahlinn und seinen Sohn von dem Allmosen einer Republik leben ließe, schickte Gesandten nach Ragusa, um sie wieder abzufordern: weil jene aber mit ihnen nicht wollten zurück kehren, so schlug der Rath es ab, sie abfolgen zu lassen. Sendal ereiferte sich und griff zu den Waffen. Bey dieser Nachricht machten die Raguser alle Anstalten, sich zu vertheidigen, und wählten den jungen Prinzen zu ihrem Anführer. Die Bürger bothen ihm ihr Vermögen und ihr Leben an; sie leisten ihm den Eid der Treue, gehen unter seiner Anführung wider seinen Vater zu Felde, schlagen ihn, und jagen ihn in die Flucht. Der junge Prinz kam im Triumph wieder nach Ragusa, aber er bediente sich seines Sieges, nur seine Undankbarkeit ausbrechen zu lassen.

Er zwang die Bürger, ihm, ihrem Eide gemäß, Gehorsam zu leisten, ließ nach und nach fremde Trouppen in die Stadt kommen, und sich zum unumschränkten Herrn erkennen.

Muhammed der zweyte kam kurz darauf, und belagerte Ragusa. Die Raguser, die mit der Regierung übel zufrieden waren, vertheidigten sich schlecht, die Stadt wurde eingenommen: aber der Ueberwinder ließ sie nach ihren alten Gesetzen leben, und begnügte sich mit einem jährlichen Tribut; und gegenwärtig ist Ragusa den Türken noch zinsbar.

XXXI.

Die Neugierde eines Herzogs von Orleans, der auf einem Balle eine Maske erkennen will, ist Ursach, daß verschiedene Vornehme umkommen, und daß Karl der sechste, König in Frankreich in Raserey fällt.

Karl der sechste war von einer so finstern und schwermüthigen Gemüthsart, daß alle Hofleute ihm um die Wette Zeitvertreib zu verschaffen suchten. Bey Hofe sah man nichts als Concerte, Bälle, Turniere u. s. w. Kurz, jeder Tag brachte ein neues Vergnügen. Der Königinn Blanka fiel es ein, in ihrem Palast zu St. Marcel einen Ball zu geben. Hungrimen von Jansay, des Königs Stallmeister, erfand eine Maskerade

von

von wilden Menschen, die Kleider waren von Leinewand, auf welche man Werk mit Pech geklebt, um die Haare vorzustellen. Diese grobe Verkleidung schien in diesen unwissenden Zeiten so angenehm, und ward bey Hofe so gerühmt, daß der König sie zu sehen begehrte. Er fand sie so sehr nach seinem Geschmack, daß er dabey seyn wollte. Es ward also ausgemacht, daß der König in einen wilden Mann verkleidet, und nebst fünf andern Wilden, die mit Ketten an einander gebunden, auftreten sollte; welches geschah, wie es angegeben worden.

Als die Wilden herein waren, so ließ sie der König los, um sie tanzen zu lassen, und gieng hin, und setzte sich der Herzoginn von Berri, welche sehr schön war, auf den Schooß. Indem er da saß, kam der Herzog von Orleans. Es wunderte ihn sehr, daß sich jemand so gemein dürfte machen, mit der Herzoginn von Berri, und gab seinen Edelknaben Befehl, sich mit den Fackeln zu nähern, um zu sehen, ob er ihn nicht erkennen möchte. Einer von seinen Edelknaben kam mit einer Fackel den tanzenden Wilden zu nahe, und ihre Kleider, die von einer sehr feuerfangenden Materie waren, brannten den Augenblick lichter Lohe. Die Musik hörte auf, man vernahm nichts als gräßliches Geschrey nach Hülfe. Einer unter ihnen vergaß seine Schmerzen, und schrie: rettet den König. Die

Herzo-

Herzoginn, die gleich vermuthete, daß es der würde seyn, der auf ihrem Schooß saß, deckte ihn mit ihren Kleidern, und bewahrte ihn für die Flamme. Alle die andern kamen elendiglich um, außer einem, der sich erinnerte, unweit davon ein Faß mit Wasser gesehen zu haben, und sich hinein stürzte.

Diese traurige Nachricht breitete sich bald in Paris aus. Das Volk, welches seinen König liebte, und ihn todt glaubte, erfüllte die Luft mit seinem Geschrey und seinen Klagen: Karl aber stieg den Tag darauf zu Pferde, und ritte mit einer großen Menge Edelleute zur Lieben Frauen Kirche, um Gott, der ihn errettet, zu danken. Den Palast, wo das Unglück geschehen war, ließ er abtragen, und stiftete die Kapelle von Orleans in der Cälestinerkirche, um Gott darinn für die Seelen derer, die in diesem Zufall waren verbrannt worden, zu bitten.

Die Gefahr, in welcher der König gewesen, griff seinen Verstand an. Er bildete sich ein, Gespenster oder Abgründe zu sehen: Mit einem Worte, seit diesem Unglück führte er beständig ein trauriges und kränckliches Leben. Diese Begebenheit ereignete sich gegen das 1393ste Jahr.

XXXII. Ver-

XXXII.

Verschiedene englische Große lachen über eine Höflichkeit, die Eduard der dritte den Grafen von Salisbury erweiset; welches Gelegenheit giebt, zur Stiftung des Ordens vom Hosenbande, im Jahre 1343.

Die Gräfinn von Salisbury war eines von den liebenswürdigsten Frauenzimmern ihres Zeitalters. Sie hatte alle äußerliche Annehmlichkeiten, und dabey eine erstaunliche Lebhaftigkeit des Verstandes, wundernswürdige Einsicht, reizende Sanftmuth, und eine unvergleichliche Bescheidenheit. Ihre Eigenschaften und ihre Geburt würden ihr sonder Zweifel bey Hofe den ersten Rang verschaffet haben; allein außerdem, daß sie die Vergnügungen des Landlebens der Pracht und der Hoheit vorzog, so glaubte sie auch, daß ihre Pflicht ihr nicht erlaubte, an den lärmenden Vergnügungen des Hofes Theil zu nehmen, so lange ihr Gemahl der Freyheit beraubt wäre. Er war ein Kriegsgefangener bey den Franzosen.

Die liebenswürdige Gräfinn lebte also auf dem Schloß Salisbury, und beschäfftigte sich einzig mit ihren häuslichen Angelegenheiten, als David,

König

König von Schottland, dem der ehrgeizige Eduard die Krone rauben wollte, in Northumberland einfiel, alles mit Feuer und Schwerdt verheerte, und das Schloß Salisbury belagerte. Ob es gleich bloß ein Weib war, die in dieser Vestung Befehl ertheilte, so fand David dennoch so viel Widerstand, daß er gezwungen wurde, unverrichteter Sache abzuziehen, die Gräfinn fiel in seinen Nachzug, und tödtete ihm viel Leute.

Eduard der dritte, der sich bey der ersten Nachricht von dem Einfalle der Schotten in Northumberland gleich in Marsch gesetzt hatte, erschien bald vor Salisbury: aber er wollte die Feinde nicht verfolgen, weil seine Soldaten, die von einem übereilten Marsch sehr ermüdet waren, Ruhe verlangten. Dieser Herr, dem man Nachricht gab, von dem Widerstande, den die Gräfinn den Schotten gemacht hatte, und von der Tapferkeit, mit welcher sie sie während ihres Rückzugs angegriffen, glaubte verbunden zu seyn, sie zu besuchen, um ihr zu zeigen, wie sehr er ihren Muth und ihr Glück verehrte und bewunderte. Eduard war gegen das Frauenzimmer sehr verbindlich: die Schönheit der Gräfinn bezauberte ihn, und weil er glaubte, daß ein König weniger Vorsicht anzuwenden hat, ein Herz zu rühren, als ein anderer, so gab er ihr die Regungen, die sie ihm eingeflößt hatte, zu erkennen; da er aus der Antwort der Gräfinn ersah, daß seine Hoffnung vergeblich

geblich war, so verließ er sie bald, und schmeichelte sich in der Entfernung ein Mittel gegen die Liebe zu finden: allein die Schönheit und die Tugend dieser reizenden Gräfinn hatten einen zu starken Eindruck auf sein Herz gemacht, als daß er sie so geschwinde hätte vergessen können, als er gehofft: das Bild so vieler Annehmlichkeit ließ ihm wenig Ruhe.

Endlich da einige Jahre vorbey gegangen, ohne daß er hätte aufhören können an sie zu gedenken, so verlangte ihn sehr, sie noch einmal zu sehen, und dieserhalb gab er ein großes Fest, zu welchem er die vornehmsten Engländer fordern ließ.

Die Gräfinn erschien nach dem Befehle des Königs, allem Widerwillen ungeachtet, den sie hatte, bey Hofe zu seyn. Der König erfuhr ihre Ankunft, durch die Lobeserhebungen, welche die Großen von ihr machten, und durch die Eifersucht des übrigen Frauenzimmers. Da das Fest nur ihrentwegen angestellet war, so ließ er solches sogleich den Anfang nehmen. Der König, der die Augen nicht von ihr wendete, wurde zuerst gewahr, daß ihr Kniebund im Tanzen losgegangen war, und bückte sich geschwind es aufzuheben. Die Gräfinn, welche glaubte, daß der König ein ganz andres Vorhaben hätte, zeigte ihm ihr Erstaunen darüber: aber Eduard, der ihren Gedanken errieth, sagte ihr: Honni soit, qui mal y pense; und als er bemerkte,

daß

daß verschiedene Herren, die sich über seine Herablassung wunderten, zu lachen anfiengen, so sagte er: „Was ihr gesehen habt, soll die Ursache seyn, „daß ich einen Orden stiften werde, welchen zu tra„gen die größten Herren sich eine Ehre machen „werden.„ Er stiftete in der That auch den Orden des Hosenbandes; die Ritter tragen ihn an dem linken Beine. Der Wahlspruch davon sind die Worte, die Eduard ausgesprochen, als er das Knieband aufgehoben.

XXXIII.

Simon von Montfort, Graf von Lichtenstein, schlägt Heinrich den dritten, König in England, nimmt ihn gefangen, und übt in diesem Königreiche eine unbeschränktere Gewalt aus, als die Könige selbst: er kömmt aber um, weil er seinen Söhnen verbietet, mit einem englischen Herrn ein Turnier einzugehen, im Jahr 1265.

Heinrich der dritte, König von England, war ein schläfriger Fürst. Er war zuweilen kühn in Unternehmungen, aber allezeit schwach in der Ausführung: die geringste Hinderniß hielt ihn auf.

auf. Er überließ sich manchmal heftigen Regungen, den Augenblick aber darauf verfiel er wieder in seine natürliche Weichlichkeit. Er war beständig von Fremden umgeben, denen er die vornehmsten Stellen des Königreichs gab, und die er auf Kosten seiner Unterthanen bereicherte; seiner Verschwendung ein Genüge zu leisten, und seinem übertriebenen Aufwande eine beständige Quelle zu verschaffen, mußte er zu sehr beschwerlichen Auflagen seine Zuflucht nehmen. Die Engländer, die es heftig verdroß, daß man sie der Ehrenstellen beraubte, und ihr Vermögen in fremde Hände spielte, fiengen an zu murren, und indem sie immer in grössere Hitze kamen, so versagten sie es, die Auflagen zu bezahlen, und unterstanden sich die Waffen zu ergreifen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Rebellen finden allemal Häupter, den Engländern mangelte es nicht daran. Richard, Graf von Glocester, und Simon von Montfort, Graf von Leicester, beyde des Königs Schwäger, stelleten sich an der Spitze der Aufrührer, und wagten es, ihrem Oberherrn den Krieg anzukündigen. England ward dem Unglücke ausgesetzt, das bey bürgerlichen Kriegen unvermeidlich ist. Viele Städte wurden mehr als einmal der Raub der Soldaten, welche die Grausamkeit allezeit weiter trieben, als die Befehle ihrer Häupter es verordnet. Der Graf von Glocester starb, und Simon von Leicester blieb

allein das Haupt der Mißvergnügten. Da es ein sehr geschickter Kriegsmann war, welcher das größte Lob würde verdienet haben, wenn er seine Gaben wider andere als gegen seinen König angewendet hätte: so wußte er alle Fehler, welche die Königlichen begiengen, vortrefflich zu nutzen. Kurz, nach vielen Treffen, wo der Vortheil immer auf seiner Seite gewesen war, kam es zu einer entscheidenden Schlacht, die so glücklich für ihn ausfiel, daß er den König und die ganze königliche Familie gefangen bekam. Die Engländer, die ihn als ihren Retter ansahen, hatten mehr Achtung für ihn als für ihre Könige selbst.

Aber diesem Herrn, der Geschicklichkeit genug gehabt hatte, zur höchsten Gewalt zu gelangen, mangelte es an Klugheit, sich dabey zu erhalten: er mißbrauchte sein Ansehen; die Engländer, mit denen er zu hochmüthig umgieng, wurden gewahr, daß er mehr auf seine eigene Erhöhung, als auf ihren Nutzen gesehen; ihr Mißvergnügen, und ihre natürliche Unbeständigkeit, machten, daß sie sich bald nach einem umsahen, der ihnen zu widerstehen vermöchte. Er fand sich bald; es war Gilbert, Graf von Glocester, der Sohn Richards. Dieser junge Herr, der vielen Antheil an dem Siege gehabt, den die Mißvergnügten über den König erhalten, wollte ihn durch Ritterspiele feyern, und ließ ein Turnier ankündigen. Der Graf von Leicester, welcher

cher fürchtete, daß dieses Fest einige Unruhe erregen möchte, verbot seinen Söhnen ihm beyzuwohnen. Der junge Glocester, den es schon verdroß, daß der Graf seine Gewalt nicht mit ihm theilte, ward wüthend, als er den Befehl erfuhr, den er seinen Kindern gegeben, und schwor seinen Untergang. Ihn desto geschwinder zu befördern, gieng er zu den Großen, die er dem Könige zugethan zu seyn wußte, und that ihnen den Vorschlag sich mit ihm zu vereinigen, um ihn aus dem Gefängnisse zu schaffen; er bekam viele Anhänger, und befreyete zuerst den Prinzen Eduard, der nicht so genau bewachet wurde, als der König. Diesen Herrn setzte er an die Spitze der Partey, die er aufgerichtet hatte. Der junge Prinz, der unter dem Namen Eduards des ersten regieret hat, bediente sich der Gelegenheit, die ihm das Glück darbot. Er ließ schleunig eine allgemeine Vergebung für alle diejenigen bekannt machen, die zu ihm kommen würden. Durch diesen Staatsstreich vergrößerte sich sein Heer täglich, viele Städte erklärten sich für ihn: als er nun Macht genug zusammen zu haben glaubte, so gieng er dem Grafen von Leicester entgegen, zwang ihn zum Fechten, und gab in der Schlacht so viel Zeichen von Tapferkeit und Klugheit, daß der Graf darüber bestürzt wurde, und sagte: „Bey „Sanct Jakobs Arm, ich habe meinen Feinden „Fechten gelehrt. Laßt uns Gott unsre Seelen

„ empfehlen, denn sie sind Herren über unsre Le ber. „ Kurz darauf, da er diese Worte gesprochen, fiel er todt darnieder, von den Wunden die er bekommen. Da die Rebellen kein Haupt mehr hatten, zerstreueten sie sich. Eduard mit Lorbeern gekrönt, gieng hin, zerbrach die Ketten des Königes seines Vaters, setzte ihn wieder auf den Thron, auf welchem er sich klüglich betrug, und ruhig starb im Jahre 1279.

XXXIV.

Ein Streit, der zwischen zween Männern vom niedrigsten Stande entsteht, wovon der eine ein Genueser, der andre ein Venetianer war, verursacht einen blutigen Krieg zwischen den beyden Republiken, Venedig und Genua, gegen das 1258ste Jahr.

Genua wußte sich von der Herrschaft der Nachfolger Karls des großen zu befreyen: aller der Verwirrungen und Trennungen, die sie beunruhigten, ungeachtet, erhielt sie ihre Unabhängigkeit. Den Barbarn, die Europa bevölkerten, waren die Vortheile des Handels unbekannt: Genua ließ Schiffe bauen, und brachte die Waaren von Asia und Afrika nach Europa herüber, hierdurch

erlangte

erlangte sie einen unsäglichen Reichthum, und ward eine der blühendsten Städte der Welt. Venedig ahmte ihr nach und ward ihre Mitbuhlerinn.

Diese zwo Republiken, die durch den Handel allen Völkern bekannt wurden, hatten sich in allen Theilen der damals bekannten Welt niedergelassen. Sie besaßen ein sehr ansehnliches Comtoir zu Akra, welches durch seine Lage, durch die Größe seines Hafens denen sehr bequem war, die längst der Küste Syriens handelten. Die Genueser und Venetianer besaßen mehr denn einen Drittel von der Stadt, wo sie nach ihren eigenen Landesgesetzen lebten.

Die Verschiedenheit der Gebräuche, der Eigennutz selbst, welches unter Kaufleuten etwas erstaunliches ist, gaben unter ihnen nicht die geringste Gelegenheit zu Trennungen: sie lebten verschiedene Jahre in einer so vollkommenen Einigkeit, als wenn sie von einem Volke gewesen wären, und einerley Interesse gehabt hätten: wenn aber die unter den Menschen gewöhnlichen Trennungsgründe nicht fähig waren, diese beyden Völker zu entzweyen, so mußte sie ein sehr schlechter und zugleich sehr sonderbarer Bewegungsgrund wider einander in Harnisch bringen. Zween Männer von der schlechtesten Herkunft, wovon der eine ein Genueser, der andre aber ein Venetianer war, und welche davon lebten, daß sie die Ballen der Kaufleute trugen, stritten einsmals mit einander, wegen einiger Bal-

len Waaren, die man ihnen zu tragen geben wollte. Nachdem sie vielfältig auf einander geschimpfet hatten, so wurden sie handgemein. Die Kaufleute, die anfangs sich um sie versammleten, um sich aus diesem Streit und Gezänke einen Zeitvertreib zu machen, nahmen Antheil an dem Zanke, ein jeder wollte seinem Landsmanne beystehen, man erhitzte sich, man schlug sich, es wurde viel Blut vergossen, und auf beyden Seiten viel Schaden verursacht. Die Klagen wurden zu Genua und Venedig angebracht; der Magistrat von einer jeden Republik verordnete, daß man den Schaden vergüten sollte, nach der Schätzung verschiedener Schiedsrichter, die dieserwegen ernennet wurden. Die Genueser, die zu mehr Ersatz als die Venetianer waren verurtheilt worden, eilten eben nicht, dasjenige zu geben, was man verlangte. Die Venetianer, die solches verdroß, beschlossen sich selbst Recht zu verschaffen, sie überrumpelten alle genuesische Schiffe, die in dem Hafen von Akra waren, und steckten sie in Brand. Die Genueser wollten eben die Rache gegen die Venetianer ausüben, aber jene standen auf ihrer Huth, und es kam an dem Hafen zu noch blutigern Schlägen als das erste mal.

Genua und Venedig wollten ihren Kaufleuten beystehen: es wurden auf beyden Seiten beträchtliche Flotten ausgerüstet: die genuesische wurde geschlagen, und die Genueser gezwungen, ihre Niederlas-

derlassung zu Akra aufzugeben. Die Venetianer rissen ihre Häuser, ihre Schanzen nieder, und zerstörten ihre Waarenlager. Genua wurde durch diese Niederlage aufgebracht, und wendete größere Bemühungen an, ihre Flotte wieder in den Stand zu setzen, die Venetianer anzugreifen. Ein jeder Bürger both sein Vermögen und sein Leben an, um den Schimpf, der seinem Vaterlande war angethan worden, zu rächen. Die Venetianer, die von diesen Zubereitungen Wind bekamen, kehrten alles vor, sich tapfer zu vertheidigen. Das Meer wurde mit Schiffen bedeckt, man lieferte Schlachten, es wurde viel Blut vergossen, und man verlohr auf beyden Seiten viel ansehnliche und herzhafte Bürger; endlich nach einem langen Kriege, der den Republiken nichts als die Schande, ihn geführt zu haben, verschaffte, machte man Frieden.

Ein Staat ist allemal dem größten Unglücke ausgesetzt, wenn die Macht des Volks zu weit geht.

XXXV.

Eine gelbe Ziege ist Ursach an dem Tode drey tatarischer Chans, und an dem Untergange verschiedener Städte.

Avenäsch, Chan von Khowaresm, hatte drey Söhne, aber sie waren nicht von einer Mutter. Den ältesten, Din Mohammed, hatte er von einer Leibeignen bekommen. Der beyden andern Mutter war die Tochter eines Chans, und war die vornehmste in dem Harem des Avenäsch. Die Tatarn nennen die vornehmste Sultaninn ihrer Chane Begum. Diese haßte den Din Mohammed sehr, und ihr Haß vermehrte sich mit dem Alter dieses Prinzen. Er hatte eine natürliche Neigung zum Kriege, und beschäfftigte sich in seiner Jugend öfters damit, daß er kleine Schanzen aufführte. Eines Tages, da er eine von Erde und von Steinen aufgeführet hatte, so setzte er verschiedene von seinen Kameraden hinein, und befahl andern die Schanze anzugreifen; er versprach denen Belohnungen, die sich herfür zeigen würden, und denen, die sich feige halten würden, den Tod. Die Begum, welche gegenwärtig war, sagte zu Din Mohammed; „glaubst „du, Tugma, daß man die Schanzen aus Erde „und Steinen macht?„ In der tatarischen

Sprache

Sprache heißt Tugma ein Sklavinnen-Sohn; ob gleich der Prinz jung war, so fand er sich doch sehr beleidiget; er sah sie verächtlich an, und antwortete ihr: „Wenn du es nicht weißt, daß man die Schan-„zen aus Erde und Steinen macht, so weis ich es.„ Diese Antwort erzürnte die Begum so sehr, daß sie den Din Mohammed nicht mehr ausstehen konnte. Sie suchte alle Tage Gelegenheit ihn zu kränken: kurz, sie gieng so schlimm mit ihm um, daß, so bald er das neunzehnte Jahr erreicht hatte, er das Haus seines Vaters verließ, und nach Chorasan, einer persischen Provinz, übergieng, vierzig junge Leute, die Glück und Unglück mit ihm theilen wollten, folgten ihm dahin.

Kaum war er auf das Gebiete Mohammed-Gazi Chans, der seines Vaters Nachbar war, getreten, als er einem Mann begegnete, der neun Kameele und dreyßig Schaafe in die Weiden des Gazi führte. Din Mohammed wurde unter den Schaafen, die dieser Mann führte, einer gelben Ziege gewahr, und bat sie sich von ihm aus, um seinen Leuten während dem Marsch Milch zu verschaffen; er versprach ihm viel Sorge für sie zu tragen, und sie ihm bey seiner Rückkunft wieder zuzustellen: aber dieser Mann schlug es ihm ab, er aber ließ ihn mißhandeln, und nahm nicht nur die gelbe Ziege, sondern auch die ganze Heerde, und verfolgte seinen Weg. Der Mann lief zum Gazi,

und erzählte ihm, wie Din Mohammed mit ihm umgegangen. Gazi schickte folglich Leute hinter dem Din Mohammed her, mit Befehl, ihn mit sich zu bringen, wenn sie ihn erreichen könnten. Der Befehl wurde ins Werk gestellet. Din Mohammed, der das Unglück, das ihm drohete, nicht vermuthete, war nicht auf seiner Huth, und verfolgte seinen Weg mit so vieler Sicherheit, als wenn er auf dem Gebiete seines Vaters gewesen wäre. Die Völker, die Gazi hinter ihm hergeschickt, holten ihn ein, führten ihn gefangen zum Gazi, und ließen die jungen Leute, die ihn begleiteten, ihrer Wege gehen. Gazi, welcher der Bruder von Avenäschs Sultaninn war, ließ den Din Mohammed abstrafen, und schickte ihn, in Begleitung von sechs Leuten, zu seinem Vater, welchen er auftrug, ihm zu sagen, daß er ihm seinen Tugma zurück sendete, den er hätte abstrafen müssen, weil er einige seiner Leute auf der Landstraße beraubet hätte. Dieser junge Mensch, der Lust hatte zu entkommen, ließ sich einfallen, von Zeit zu Zeit sehr stark zu schreyen, er hoffte, daß wenn seine vierzig Gefehrden von ungefähr in dieser Gegend wären, sie seine Stimme erkennen, und ihm zu Hülfe eilen würden. Was er vermuthet hatte, geschah. Mehr als die Hälfte seiner Freunde, die sich nicht unterstanden, wieder bey Hofe zu erscheinen, hielten sich in einem Dorfe auf, wodurch Din Mohammed geführet wurde, und nachdem sie

seine

seine Stimme erkannt, so folgten sie ihm bis an einen abgelegenen Ort, wo sie die sechs Männer, die ihn führten, umbrachten, sie einscharreten, und das Blut überall mit Sande bedeckten. Din Mohammed, da er sich befreyet sah, gieng ruhig zu seinem Vater, und als er merkte, daß er wüßte, was vorgegangen war bey Gazi Chan, so sagte er ihm, er hätte ihm nur gedrohet, aber daß er ihn, als er sich besänftiget, wieder zurück geschickt hätte. Avenäsch Chan glaubte, was ihm sein Sohn sagte, und hörte auf, ihn weiter zu fragen. Aber der junge Prinz, der von einer stolzen und hitzigen Gemüthsart war, beschloß, den Schimpf zu rächen, den ihm Gazi Chan angethan: dieserhalben ließ er die Petschafte seines Vaters und seiner Stiefmutter der Begum nachstechen; er schrieb dem Chan im Namen seines Vaters, daß seine Schwester gefährlich krank wäre, und daß, da sie herzlich wünschte, ihn noch zu sprechen, er ihn bäthe, ohne Verzug dahin zu kommen. Diesem Briefe fügte er noch einen von der Begum hinzu, durch welchen sie ihren Bruder inständigst bath, ihr das Vergnügen zu gönnen, ihn noch einmal zu sehen, er versiegelte beyde Briefe mit den nachgemachten Petschaften, und gab sie einem treuen Menschen, der sie dem Gazi überbrachte.

Unterdessen versammlete er die vierzig Leute, die ihm in seiner Reise gefolgt waren, eröffnete ihnen sein Verhalten, und versprach ihnen große Belohnungen,

nungen, wenn sie ihm Hülfe leisten wollten. So bald Gazi die beyden Briefe empfangen, so reisete er schleunig ab, seine Schwester noch zu sehen, und kam bey seinem Schwager an einem Morgen an, da dieser auf die Jagd gegangen war, er stieg gleich in die Zimmer seiner Schwester, und da er bey ihr nicht den geringsten Anschein von Krankheit wahrnahm, so sagte er ihr, daß er Gott danke, daß sie so bald wieder hergestellet wäre. Die Begum sagte ihm, sie wüßte nicht was er sagen wollte, und sie wäre nicht krank gewesen. Gazi fieng an zu argwohnen, man habe ihm einen Streich spielen wollen, und, um es zu erfahren, gieng er von ihr hinweg: da er aber im Schlosse vielen Lärm hörte, so suchte er sich zu einer kleinen Hinterthür hin zu schleichen. Als er diesen Weg nahm, so wurde er gewaffneter Leute gewahr; die Furcht nahm ihn so ein, daß er sich in einen Haufen Mist verbarg, den er in einem Stalle fand. Din Mohammed, der ihn zu der Begum hinan steigen gesehen, suchte ihn daselbst, und da er ihn nicht fand, so fragte er ihr Frauenzimmer, wo er hingekommen: als er erfahren hatte, daß er nach den Ställen zu gegangen, so nahm er eben den Weg: als er ihn lange gesucht, so ersah er einen Zipfel Scharlachs, der aus einem Haufen Miste hervor gieng. So bald er gewiß war, daß es Gazi sey, so nahm er sich nicht die Zeit, ihn gänzlich aus dem

Miste

Miste zu ziehen, sondern stieß ihm sogleich den Degen durch den Leib, und entfloh. Den Avenäsch schmerzte diese Nachricht sehr, als er sie bey seiner Heimkunft von der Jagd erfuhr. Er schickte gleich zu dem Bruder des Gazi, um ihm wissen zu lassen, daß er an der Ermordung des Gazi keinen Theil genommen, und daß er seinen Tod in dem Blute des Thäters, wenn es gleich sein Sohn sey, rächen würde. Der Bruder begnügte sich nicht mit dieser Herablassung; er versammlete Völker, um den Avenäsch anzugreifen. Dieser, der sich gezwungen sah, sich einem Feinde zu widersetzen, der seinen Untergang geschworen, wirbt seiner Seits Völker, sucht ihn auf, trifft ihn, schlägt und tödtet ihn, und theilet seine Staaten unter seine Kinder; er gab dem Din Mohammed den besten Theil davon, weil dieser Sieg sein Verbrechen getilget hatte.

Avenäsch Chan genoß nicht lange seiner Eroberung: in der Folge kostete ihm sein Glück Thränen: ja sein Blut selbst mußte er dabey vergiessen, er wurde dem Gedächtnisse der beyden Brüder aufgeopfert. Der letzte hatte einen Sohn, Omar genannt, und funfzehn Jahr alt, welcher, nach dem Tode seines Vaters, bey Obeid, dem Chan von Groß-Bucharien Dienste suchte. Nachdem dieser junge Prinz dem Chan die ansehnlichsten Dienste geleistet hatte, so bath er ihn, ihm Völker zu leihen, um den Tod seines Vetters und Vaters zu rächen.

Obeid

Obeid glaubte, ihm diese Erkenntlichkeit schuldig zu seyn, und gewährte ihm seine Bitte. Der junge Omar fiel an der Spitze eines zahlreichen Heeres in die Länder des Avenäsch, verheerte alles mit Feuer und Schwerdt, schlug alles was sich ihm widersetzen wollte, bekam Avenäsch gefangen, und brachte ihn mit eignen Händen um.

Din Mohammed, der in einem entfernten Lande war, warb schleunigst Völker, und gieng auf die Feinde los. Weil er nur zehntausend Mann mehr als funfzig Tausend entgegen zu setzen hatte, so bathen ihn alle seine Freunde, eine so verwegene Unternehmung nicht zu wagen: aber er ließ immer weiter rücken, ohne ihnen zu antworten: und da er sah, daß sie in ihren Bitten fortfuhren, so sprach er zu ihnen: „Mein Entschluß ist gefaßt, ich werde „ihn nicht ändern. Ja wenn ich allein wäre, so „würde ich den Feind angreifen. Himmel! mein „Vater liegt in Ketten, und man verlangt von „mir, daß ich ruhig bleibe! wenn eure Feigheit „euch aufzuhalten vermag, so zwingt mich die Ehre, „weiter zu gehen. Euer Chan wird fechten und „sterben.„ Mit diesen Worten verließ er sie, und gieng den Weg, da er wußte, daß die Feinde herkamen. Sein Muth ermunterte die Soldaten: sie folgten ihm mit gleicher Begierde zu fechten. Er erreichte den Feind, griff ihn mit so vieler Klugheit und Tapferkeit an, daß er ihn über den Hau-

fen

fen warf, und eine unbeschreibliche Menge Gefangene machte, welchen er aus Großmuth die Freyheit schenkte, ob er gleich seines Vaters Tod erfahren, und wußte, daß seine Mörder unter ihnen waren, er begnügte sich damit, daß er zu ihnen sagte: „Euer Tod würde meinen Vater das Leben „nicht wiedergeben, und es ist Rache genug für „ihn, daß ich euch nicht zu strafen würdige.„

XXXVI.

Die Kühnheit eines genuesischen Schusters, den der Wein erhitzt hat, macht, daß die Regierung dieser Republik verändert wird.

Keine Republik ist von bürgerlichen Kriegen frey geblieben: die Ehrsucht hat immer Zwiespalt darinnen erreget. In den Geschichten dieser Staaten sieht man die Edlen unaufhörlich weiter greifen, als die Gesetze es erlauben, und die Geduld des Volkes durch Ungerechtigkeiten erschöpfen, bis endlich das Volk der Stimme eines Ehrsüchtigen Gehör giebt, die Waffen zur Hand nimmt, nur seiner Wuth folgt, die Gesetze trotzt, und die gräßlichsten Unordnungen begeht.

Genua

Genua ist diesem Gräuel auch unterworfen gewesen; in den Schriftstellern, die ihre Geschichte aufgezeichnet haben, findet man nichts als Verwirrungen und Unglück: eine Staatsveränderung folgte der andern. In der Mitten des vierzehnten Jahrhunderts fieng das Volk, das der Tyranney der Edlen müde war, an zu murren. Es fanden sich von den Leuten, die das allgemeine Wohl und die Ruhe des Staats ihrem Ehrgeize und ihrem Eigennutze aufopferten: sie machten sich das Mißvergnügen des Volks zu nutze, frischten es durch aufrührische Reden auf: man griff zu den Waffen, und die Edlen versprachen alles, was man von ihnen forderte, um das Ungewitter, das ihnen drohete, abzuwenden. Das Volk wollte, daß man einen Abt des Volks wählen sollte. Sein Amt war, den Nutzen und die Freyheiten des Volks zu behaupten, und hielt dem Ansehn der Hauptleute, die damals der Magistrat der Republik waren, sehr die Waage.

Man versammlete sich also, um einen Abt des Volks zu wählen: die ganze Stadt lief zum Sammelplatze; ein jeder gab seine Stimme; weil aber alle zugleich schrien, so ward niemand verstanden. Der Tumult ward immer größer, die Gemüther brachten eins das andre immer mehr auf, man war im Begriff, handgemein zu werden, als ein Schuster, der aus einem Weinhause kam, über den Platz gieng, wo die Versammlung war. Er machte sich

mitten

mitten unter das Volk, stieg auf einen erhabenen Ort, und von dem Weine erhitzt, schrie er aus allen Kräften: „Ihr Mitbürger! wollt ihr mich anhö„ren?„ Seine Stimme wurde überall gehöret, den Augenblick sahen alle auf ihn, und die Genueser, die an dem waren, sich einander zu zerfleischen, fiengen an, einmüthiglich zu lachen. Einige schrien, er sollte schweigen, andre frischten ihn an, einige warfen ihn mit Kothe, alle lachten. Dieser Redner sagte aber, ohne sich irre machen zu lassen: „Ich glaube „verpflichtet zu seyn, euch zu sagen, daß ihr einen „redlichen Mann zum Abt des Volks ernennen „müsset, und ich kenne keinen, der redlicher sey, als „Simon Boccanegra; den müsset ihr ernennen.„ Simon Boccanegra war in der That ein tugendhafter Mann: seine sanftmüthige Gemüthsart, seine Großmuth und die übrigen trefflichen Eigenschaften, die er besaß, hatten ihm bey dem Volke und den Edlen Liebe und Hochachtung zuwege gebracht. Er war von einem der vornehmsten bürgerlichen Häuser, und seine Verwandten hatten die Würden der Republik mit allgemeinen Beyfalle bekleidet. Der erste, der die Stelle eines Hauptmanns des Volks verwaltet hatte, war einer seiner Vorfahren.

Kurz, sein Verdienst machte, daß man auf die Rede des Schusters achtete. Man hörte nichts mehr, als den Namen Boccanegra: alle Welt

verlangte ihn zum Abt des Volks, und man both ihm den Degen an, der das Zeichen dieser Würde war: allein er gab ihn wieder zurück, und sprach: daß er dem Volke wegen des guten Willens dankte, es wäre keiner von seinen Vorältern Abt des Volks gewesen, und er wollte nicht der erste seyn, der diese Würde in seine Familie brächte. Er wollte sich der guten Meynung, die des Schusters Rede in den Gemüthern des Volks erwecket, bedienen, um zu der höchsten Würde in der Republik zu gelangen.

Das Volk, welches weder in der Liebe noch in dem Hasse einige Mäßigung kennet, schrie auf der Stelle: „Boccanegra sey der Herr von Ge„nua.„ Dieser ehrgeizige und geschickte Mann sagte hierauf, er sey bereit sich dem Willen des Volks zu unterwerfen, er würde, wie man es verlangte, Abt oder Herr seyn. Diese verstellte Unterwerfung gefiel dem Volke, wie er es gehoffet hatte; man wiederholte den Zuruf: „Boccanegra „ist Herr,„ und er wurde zum beständigen Doge ausgerufen. Auf diese Weise wurde durch die Rede eines trunkenen Schusters die Regierung von Genua von dem Adel auf das Volk gebracht, und ein Mann blieb allein der Herr des Staats.

Er mißbrauchte seine Gewalt nicht. Er beschäfftigte sich bloß die allgemeine Ruhe zu erhalten, und wußte Nachsicht und Strenge zur rechten

Zeit

Zeit anzubringen. Seine Klugheit machte, daß man ihn hochhielt und verehrte. Die Aufrührer hörten auf, die Genueser, die von innen ruhig waren, konnten die Anfälle der Feinde des Staats zurück treiben, und sich allen Nachbarn furchtbar machen.

Der Doge mißfiel, ungeachtet seiner Tugenden, den Gemüthern, welche nichts finden, das ihnen ansteht, und alles tadeln: sie griffen öffentlich seine Aufführung an, sie nenneten ihn ehrsüchtig, beständig machten sie Verschwörungen wider ihn. Boccanegra blieb ruhig mitten unter diesen Ungewittern, und wußte sich denen furchtbar zu machen, deren Liebe er nicht gewinnen konnte. Endlich ahmte er dem Sulla nach, und legte seine Gewalt nieder: er ließ einem andern die Stelle ledig, zugleich aber hinterließ er ihm ein schönes Beyspiel von Mäßigung.

XXXVII.

Der Verkauf eines ansehnlichen Landgutes in dem Fürstenthume Wallis ist Ursach, daß Eduard der zweyte, König in England, vom Throne gestoßen, und im Gefängnisse umgebracht wird, im Jahre 1335.

Eduard der zweyte, der schwächste unter allen Königen, gab die Ehrenstellen und die Würden nur jungen Leuten, welche sie durch die verhaßtesten Gefälligkeiten erkauften. Hugo Spenser, ein junger Edelmann, der durch die Vorzüge seiner Bildung und seines Geistes sich beliebt zu machen wußte, war niederträchtig genug, sich unter sie zu vermengen, und hatte das beweinende Glück, allen seinen Mitbuhlern vorgezogen zu werden. Er war der strafbarste aller Günstlinge, und daher auch der mächtigste: er beherrschte das Gemüth des Monarchen so weit, daß dieser alles that, was er nur verlangte.

Dieser Günstling war so unvorsichtig, als es gemeiniglich Leute sind, die aus nichts zu Ehrenstellen kommen. An statt sich Freunde zu machen, durch deren Ansehn er die üblen Anschläge seiner Feinde hätte zu nichte machen können, so erwarb er sich

durch

durch seinen Stolz den Haß von ganz England: Alle hatten ihm Vorwürfe zu machen, keiner war ihm den geringsten Dank schuldig. Die Ehrfurcht, die man dem Könige schuldig war, hielt einige Zeit das allgemeine Mißvergnügen auf: seine unersättliche Gierigkeit aber machte, daß es ausbrach. Ein vornehmer Herr both eines seiner Landgüter feil, verschiedene Leute von großem Ansehn waren willens, es zu kaufen. Statt daß der Günstling sie hätte unter einander streiten lassen, und sich ihre Uneinigkeit zu nutze machen sollen, so vereinigte er sie alle wider sich, indem er den König, den er vollkommen beherrschte, dahin vermochte, ihm den Vorzug zu gönnen.

Alle diese Großen, die aufgebracht waren, giengen zu dem Grafen von Lankaster, und erzählten ihm, was Spenser ihnen für einen Streich gespielet. Dieser Graf, der schon lange die Mittel suchte, den Günstling zu stürzen, von welchem er sehr war beleidiget worden, unternahm folgendes. Die Sonderbarkeit der Sache wird meine Ausschweifung rechtfertigen.

Der Graf von Lankaster hatte die Erbinn von Linkoln geheurathet, sie hatte ihm ansehnliche Güter mitgebracht. Dieses Weib liebte einen bloßen Edelmann, der Sammartin hieß, dieses war einer von den widersinnigen Einfällen, welche, ob sie gleich nicht seltsam sind, doch Erstaunen verursa-

chen, denn er war von keiner großen Familie, bucklicht und lahm. In diesen ungestalten Menschen wurde die Gräfinn so verliebt, daß sie sich entschloß, ihren Gemahl zu verlassen, und diesem Elenden zu folgen. Der Graf, der bis dahin die Sachen nicht wahrgenommen, die seine Gemahlinn zu einem so außerordentlichen Entschlusse gebracht, erstaunte sehr, noch mehr aber, als der Bucklichte ihm vor Gerichte seiner Gemahlinn Mitgift abforderte; er gab vor, er hätte sie eher geheurathet und die Ehe vollzogen, ehe sie das eheliche Bündniß mit dem Grafen eingegangen. Das Verbrechen an sich, der Rang, den der Graf von Lankaster in England bekleidete, alles dieses hätte des Bucklichten Verderben seyn müssen: aber er würde auch die Kühnheit nicht so weit getrieben haben, wenn er sich nicht auf den Schutz des Spensers verlassen, welcher durch sein Ansehn es bald dahin gebracht, daß er seinen Proceß gewonnen hatte. Unterdessen ließ man doch den Grafen Gerechtigkeit wiederfahren, er begnügte sich damit, daß er die großen Güter seiner Gemahlinn erhielt, überließ sie ihren Ausschweifungen, und verlangte ein so verächtliches Weib weder zu belangen noch zu bestrafen.

Der Graf von Lankaster also ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, sich zu rächen. Er brachte seinen Unwillen allen denen bey, die um ihn waren; allein er trieb seine Wuth zu weit, er vergaß seine

Pflicht,

Pflicht, und sagte ihnen, man müßte diesen Günstling bis in die Arme des Königs aufsuchen, um ihn der allgemeinen Ruhe aufzuopfern. Dieses war das Zeichen zum Aufruhre. Die ansehnlichsten Großen von England verbanden sich wider Spensern. Das Volk, welches immer leicht in Bewegung zu bringen ist, griff auf ihren Geheiß zu den Waffen, und begab sich unter ihre Fahnen. Der König, der anfangs sehr bestürzt war, zitterte, aber er erholte sich, warb Völker, und suchte die Rebellen auf. Endlich, nachdem er eine Schlacht gewonnen, die entscheidend zu seyn schien, und in welcher er die Häupter der Verbindung, worunter auch der Graf von Lankaster war, gefangen bekam, so begieng er auf Einreden seines Lieblings die Thorheit, sie alle umbringen zu lassen; er schmeichelte sich, diese grausame Strafe würde die andern in Furcht setzen: aber er und sein Liebling fanden ihr Unglück, wo sie ihr Glück zu finden gedachten.

Isabelle von Frankreich, die Tochter Philipps des schönen, und Gemahlinn Eduard des zweyten, sah mit äußerstem Verdruße einen Mann, der das Herz ihres Gemahls mit ihr theilte, sie hatte ein heimliches Verständniß mit den Verbundenen. Die Nachricht von ihrem Tode verursachte ihr einen so heftigen Schmerz, daß sie ihn vor den Augen ihres Gemahls und Spensers nicht zu verbergen vermochte. Mehr brauchte es nicht, Spensern

wider sie aufzubringen: er begnügte sich aber nicht damit, daß er sie übel bey ihrem Gemahl angeschrieben, er entfernte von ihr ihre getreuesten Bedienten, und zog einen Theil von der Summe ein, die sie bekam, ihr Haus zu unterhalten. Die stolze Isabelle war nicht mehr fähig, ihren Groll zu mäßigen. Die Wuth, die sie so lange erstickt hatte, brach aus, und sie griff zu den äußersten Mitteln: sie entschloß sich, ihren Gemahl absetzen zu lassen, um Spensern unter seinem Falle zu zerschmettern. Da sie dieses Vorhaben gefasset, so dachte sie an nichts, als die Ausführung davon zu beschleunigen, sie sammlete was von der Verbindung noch übrig geblieben, und desto sicherer zu gehen, brauchte sie die gehörige Zeit und Vorsicht. Was sie am meisten verlegen machte, war, daß sie keine Völker hatte, ohne welche sie doch unmöglich was ausrichten konnte; aber in dem Zustande, in welchem die Sachen sich befanden, ließ es sich in England gar nicht thun: die Grausamkeiten, welche der König und sein Liebling gegen die Gefangenen ausgeübet, hatten alle Welt in Schrecken gesetzt. Durch ihre Rachsucht angetrieben, gieng sie in fremde Länder, Hülfe zu suchen. Dieserhalben schlug sie Eduard dem zweyten vor, sie übers Meer reisen zu lassen, um einen Streit beyzulegen, den er mit Karl dem schönen, ihrem Bruder hatte, welcher damals in Frankreich regierte, und welcher verlangte, daß der König in

England

England selbst kommen sollte, um ihn wegen der Guienne zu huldigen. Eduard, der auch hierinnen seinem Günstlinge folgte, dem viel daran gelegen war, die Königinn zu entfernen, hatte die Unvorsichtigkeit, in diesen Vorschlag seiner Gemahlinn zu willigen. Sie reisete ab, und empfieng von dem Könige, ihrem Bruder, der sie sehr liebte, alle Zeichen einer zärtlichen Freundschaft; ihr zu Liebe gab er zu, daß der Sohn Eduards in seines Vaters Namen wegen Guienne huldigen sollte. Der König in England begieng abermals den Fehler, daß er seinen Sohn Isabellen nachschickte, und diese besaß Geschicklichkeit genug, ihren Sohn auf ihre Seite zu bringen: sie gab ihrem Bruder, von dem sie Hülfe hoffte, ihre Absichten zu erkennen: aber der König von Frankreich besaß zu viel Staatsklugheit, einen Krieg zu unternehmen, der ihm viel Volks und Geld kosten mußte, ohne daß er den geringsten Vortheil dabey erlangen könnte. Als die Königinn von England sah, daß sie von dieser Seite nichts zu hoffen hatte, so gieng sie nach Hennegau, wo der Graf Philipp, der mit ihr verwandt war, sie sehr freundschaftlich aufnahm. Die geschickte Isabelle verlangte, um dasjenige von ihm zu erhalten, was sie suchte, eine seiner Töchter zur Gemahlinn für ihren Sohn. Der Graf, dem diese Ehre schmeichelte, gewährte ihr dreytausend Mann, denen er seinen Bruder Johann zum An-

führer gab, welcher, ob er gleich jung war, alle nöthige Gaben zum Kriege besaß.

Isabelle gieng mit dieser Hülfe nach England hinüber, und war nicht angelandet, als sie täglich ihr Heer sich vermehren sah. Die vornehmsten Herren, die übel mit der Regierung zufrieden waren, vereinigten sich mit ihr und mit allen, die auf ihrer Seite waren. Als sie sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres sah, nahm sie ihren Weg gerade auf London, um sich der Person des Königs und seines Lieblings zu bemächtigen: als diese aber davon Nachricht bekamen, so flüchteten sie und begaben sich nach Wallis, wo sie Hülfe vermutheten. Die Königinn ließ sie verfolgen. Sie wurden bald eingeholet: den König verschloß man in Kenneworth; Spensern brachte man zur Königinn, die ihn an einen funfzig Schuhe hohen Galgen hängen ließ. Endlich wurde Eduard durch ein feyerliches Gericht öffentlich abgesetzt, im Namen aller Stände des Landes wurde der Eid der Treue, den man ihm geleistet, aufgehoben. Der Hofrichter zerbrach seinen Zepter in seiner Gegenwart, um das Gepränge zu vollziehen, welches bey Beerdigung der Könige geschieht. Der unglückliche Eduard vergoß Thränen, was seinen Schmerz noch vergrößerte, war, daß all Welt sich darüber freuete.

Dieje-

Diejenigen, die ihn absetzten, eilten nach London, und ließen seinen Sohn ausrufen, der unter dem Namen Eduards des dritten regieret hat.

Eduard überlebte sein Unglück nur ein Jahr: diejenigen, die es verursachet hatten, konnten keine Ruhe genießen, so lange sie eine Veränderung zu fürchten hatten, die dem Uebel, welches sie angerichtet, abhelfen konnte. An einem Morgen fand man ihn todt. Das Gerüchte war, man hätte ihm ein glüendes Eisen durch eine hörnerne Röhre in das Eingeweide gestoßen.

XXXVIII.

Franz der erste, König von Frankreich, verspricht einem Frauenzimmer, in das er verliebt ist, im Monat März zu ihr nach Lion zu kommen; und dieses ist Ursach, daß er bey Pavia die Schlacht verlieret, und gefangen wird; und daß Frankreich beynahe zu Grunde geht.

Franz der erste sah, daß Karl von Oesterreich zum deutschen Kaiser ausgerufen ward, und faßte eine so starke Eifersucht wider ihn, daß er alle Gelegenheiten ergriff, ihn zu beleidigen. Er schützte so gar verschiedene seiner Vasallen, und vermochte

mochte sie, die Ehrfurcht, die sie ihrem Oberherrn schuldig waren, hintan zu setzen, und dadurch streuete er Verwirrung und Trennung in die Staaten des Kaisers. Dieses Verfahren erzürnte Karln den fünften, der als ein feiner Staatsmann seinen Zorn verbarg, und ihn nicht eher ausbrechen ließ, als bis er sich im Stande sah, seinen Feind zu überwältigen. Alsdenn fieng er damit an, daß er den Franz Sforza in das Herzogthum Mayland, welches der König in Frankreich erobert hatte, wieder einsetzte, und ihm Hülfe verlieh, mit welcher er den Kräften Frankreichs widerstehen konnte. Franz der erste vergaß seines Ruhms in dem Schooße der Vergnügungen, und schickte Völker ohne Kriegeszucht, Generale ohne Erfahrung hin, seine Eroberung zu erhalten, aber er verlohr sie.

Wenn man verschiedenen Geschichtschreibern glauben kann, so hatte sich dieser Monarch, der der größten Dinge fähig war, der Liebe und dem Vergnügen so sehr ergeben, daß alles, was sich nicht darauf bezog, ihm gleichgültig war. Diese Leidenschaft, die denjenigen, der sich ihr ohne Rückhalt überläßet, unglücklich macht, hatte ihn von seiner ersten Jugend so geplagt, daß er ihr alles aufopferte. Hier ist ein Beweis davon: als er noch Graf von Angouleme war, und vermuthlicher Erbe der Krone, so wollte er dem Verlangen dienen, welches

ches Maria von England, die Gemahlinn Ludewig des zwölften hatte, sich der Schwachheit ihres Gemahls, der alt war, schadlos zu halten. Einmal, da er sich an den Ort ihrer Zusammenkunft begab, so begegnete er dem Grignaur, der der Königinn Ehrenritter war, dieser Ritter, der gleich dasjenige vermuthete, was vorgehen sollte, sprach zu ihm: „Gnädiger Herr! sie sind im Begriff einen Streich „zu spielen, der sie um die Krone bringen kann.„ Diese Warnung, so wichtig sie auch war, hielt den Grafen von Angouleme nicht auf. Er antwortete dem Grignaur: „Mir wird es ein Vergnügen seyn, meine Kinder regieren zu sehen.„ Der Ritter, der so wenig Vernunft bey ihm sah, gab seiner Mutter Nachricht davon, und sie hinderte ihn, sich, so lange Ludewig der zwölfte lebte, mit der Königinn allein zu befinden. Als er König war, so berief er alle Frauenzimmer von Stande bey Hofe, ließ allen denen, welche schön waren, Zimmer in seinen Palästen anweisen, und ließ sich Schlüssel dazu machen, so, daß er des Nachts, oder wenn es ihm gefiel, ohne gesehen zu werden, hinein kommen könnte.

Dieses waren die Beschäfftigungen Franz des ersten, da unterdessen seine Völker in Italien umkamen, und er Eroberungen daselbst verlohr, die ihm leicht zu erhalten gewesen wären.

Bonnivet, welcher unterdessen wenig Gaben, weder zum Krieg noch zum Frieden besaß, nahm sich vor, das Uebel durch diese Ursache selbst zu heben. Er macht dem Könige eine so schöne Schilderung von der Signora Clairia von Mayland, daß er ihm Lust machte sie zu sehen, und sie zu seiner Gebietherinn zu machen.

Franz der erste, der von der Begierde, ein so schönes Frauenzimmer zu sehen, und ihre Liebe zu gewinnen, aufgemuntert ward, entschloß sich über die Alpen zu gehen, und selbst in Italien Krieg zu führen. Er versammlete Völker, machte sich auf den Weg, kam durch Lion, wo er sich einige Tage aufhielt, um auszuruhen. Hier sah er ein Frauenzimmer von entzückender Schönheit, er verliebte sich in sie, suchte die Gelegenheit mit ihr zu sprechen, fand sie, und erlangt von ihr, was der Zweck aller Verliebten ist. Seine Liebe entzündete sich, wo sie gemeiniglich erlöscht, er verzögerte seine Abreise, so lange es ihm möglich war. Endlich mußte er der Nothwendigkeit nachgeben, und sich von seiner Gebietherinn entfernen, er schwor ihr, daß er eilen würde, schleunig wieder bey ihr zu seyn: so gar bestimmte er den Tag, da er dieses Vergnügen genießen würde. Es war am Anfange des Märzmonats. In dieser Verfassung stellte er sich an die Spitze seiner Armee, gieng über die Alpen, drang in das Mayländische, wo die Kaiser-

lichen

lichen, welche von der Arbeit, und von dem Mangel abgemattet waren, vor ihm flohen. Umsonst riethen ihm seine besten Kriegsbediente sie zu verfolgen, umsonst zeigten sie ihm, wie leicht es würde seyn, sie zu überwinden: er beharrete darauf, Pavia zu belagern, und sagte, daß er diesen Platz nicht hinter sich lassen wolle. An statt aber dem Orte zuzusetzen, vertrieb er die Zeit mit Lustbarkeiten, verzögerte die Belagerung, und gab dem Feinde die Zeit, sich zu verstärken, und Pavia zu Hülfe zu kommen.

Als sie in Gegenwart waren, riethen ihm die erfahrensten Officiers die Belagerung aufzuheben, und eine Schlacht zu vermeiden; sie versprachen ihm, daß die Hitze der Kaiserlichen bald verrauchen würde, und alsdenn würde er sie mit Vortheile angreifen können, und seine Ehre retten. Diese weisen Vorstellungen waren vergeblich. Er erinnerte sich, daß er seiner Gebietherinn versprochen, im März siegreich wieder da zu seyn; um ihr sein Wort zu halten, wagte er seinen Ruhm, seine Krone und seine Freyheit. Er befahl die Armee in Schlachtordnung zu stellen, fochte selbst mit der Tapferkeit, die man bey einem Soldaten lobt, an einem Könige aber tadelt. Er wirft sich mitten unter die Feinde, stürzt alles zu Boden, was ihm begegnet: die Franzosen, die sein Beyspiel anfeuerte, brachten den Feind zum weichen: aber bald ver-

ließen sie ihre Kräfte, sie weichen selbst und werden zerstreuet, sie fliehen. Franz der erste, den seine Tapferkeit niemals verläßt, bleibt auf dem Schlachtfelde, ficht und sucht durch sein Beyspiel seine Soldaten, die ihn verlassen haben, wieder herbey zu bringen. Doch umsonst, das Schrecken hat sich ihrer bemeistert, nichts ist vermögend sie aufzuhalten. Der König, der an zween Orten verwundet wurde, verlohr sein Blut und seine Kräfte. Der Feind, den er beständig abgehalten, umgiebt ihn, nimmt ihn gefangen, und führt ihn nach Madrit. Das bestürzte Frankreich, welches sich ohne Geld, ohne Soldaten und ohne König sah, war in Gefahr das Joch seines Ueberwinders zu tragen: aber er weis seinen Sieg nicht zu nutzen, und giebt dem bestürzten Königreiche die Zeit sich zu erholen, und neue Kräfte zu sammlen. Er fordert von Franzen Versprechungen, und giebt ihm die Freyheit wieder. Er verlangte mehr als man ihm geben konnte, und erhielt nichts.

XXXIX.

Das Schrecken, welches einige Räuber Margarethen von Anjou, der Gemahlinn Heinrichs des vierten, Königs von England, verursachen, macht, daß sie mit ihrem Sohne der Verfolgung der Anhänger Eduard des vierten entkömmt, der Heinrichen die Krone genommen, und ihn in dem Tower zu London gefangen hält.

Die Streitigkeiten zwischen den Häusern von Lankaster und von York, welche sich die Krone von England wechselsweise entrissen, sind zu bekannt, als daß es nöthig sey, hier einen Abriß davon zu geben.

Heinrich der vierte, dritter König aus dem Hause Lankaster, war ein sanftmüthiger, gütiger, und friedfertiger Fürst: aber er war ohne Mißtrauen, unthätig, und es fehlte ihm an Lebhaftigkeit; kurz, er war wenig geschickt das englische Volk zu regieren, vornehmlich zu einer Zeit, wo man täglich neue Verschwörungen ausbrechen sah. Er wankte lange auf dem Throne, von welchem er bey der ersten Erschütterung wäre gestürzt worden, wenn eine Frau, die in ihrer Person die Geschicklichkeit

der größten Staatsleute, und die Tapferkeit der Helden vereinigte, ihn nicht darauf erhalten hätte. Margarethe von Anjou übertraf alle Frauen ihres Zeitalters an Schönheit, und erfüllte alle ihre Pflichten gegen ihren Gemahl. Als sie nach England hinüber kam, so untersuchte sie die Regierungsform mit vieler Aufmerksamkeit, und fand, daß sie einer Verbesserung bedurfte. Sie fieng damit an, daß sie sich des Königs Zutrauen erwarb, sie entfernte diejenigen vom Hofe, die ihrem Vorhaben schaden konnten, und behielt nur diejenigen um sich, die ihr nützlich seyn konnten. Sie merkte auf alles, sie wußte alles, sie ordnete alles an. Die Engländer waren ruhig, und erwiesen ihrem Könige die Ehrfurcht, die Unterwürfigkeit, welche Unterthanen ihrem Monarchen schuldig sind. Diese Ruhe würde von Dauer gewesen seyn, und die Krone wäre bey dem Hause Lankaster geblieben, wenn Heinrich den zwar grausamen, aber doch auch nothwendigen Anschlägen der Königinn Margarethe gefolgt hätte. Das Haus York, welches vormals auf dem Throne gewesen war, stund mit dem Hause Lankaster in unversöhnlicher Feindschaft. Die Königinn wollte, daß man durch allerhand Mittel, dem Unheile, das dieses Haus anrichten konnte, zuvor kommen sollte. Heinrich der vierte aber, der von der Aufrichtigkeit der andern nach seiner eignen urtheilte, widerstand dem Rathe der

Köni-

Königinn, und begnügte sich mit dem Zeichen der Unterwürfigkeit, die man ihm gab. Die Sicherheit, in welcher er lebte, gab dem Herzoge von York Zeit, sich Anhänger zu verschaffen, den König anzugreifen, den er ohne Vertheidigung fand, und sich der Krone zu bemächtigen.

Die Seele Margarethen von Anjou war zu erhaben, als daß sie sich durch diesen Zufall hätte niederschlagen lassen, schleunigst wirbt sie ein Heer, stellet sich an die Spitze, sucht ihren Feind auf, schlägt ihn, fällt auf einen andern Haufen, den der Graf von Warwick für ihn anführt, zerstreuet ihn, kömmt siegreich in Londen an, holt ihren Gemahl aus dem Tower, wo er gefangen saß, und setzt ihn wieder auf den Thron. Der Herzog von York erholt sich, und erscheint mit einer neuen Armee: mit eben dem Muthe eilt sie, ihn zu bekämpfen, aber nicht mit gleichem Glücke. Heinrich des vierten Unglück reißt sie mit sich hin: sie wird überwunden, und muß fliehen.

Diese unglückliche Prinzeßinn hatte während der Schlacht ihren Sohn, den Prinzen von Wallis, bey sich, sie liebte ihn so sehr, daß sie ihn keinem anvertrauen wollte. Diese Zärtlichkeit hätte bald beyder Untergang nach sich gezogen. Die Feinde verfolgten sie nach der Schlacht mit so vieler Hitze, daß, da das Schrecken sich ihrer Begleiter bemächtiget hatte, sie sich beyde allein mitten in ei-

nem großen Walde befanden. Hier trafen sie einen Haufen Räuber an, von welchen sie angehalten wurden, und die ihnen alles nahmen, was sie hatten. Diese Bösewichte hatten kaum ihren Frevel begangen, als sie sich um der Theilung willen zu zanken anfiengen, vom Zanke kam es zu Schlägen. Die Königinn, die auf nichts dachte, als ihren Sohn zu retten, bediente sich der Gelegenheit, die dieser Streit ihr gab; sie nahm den Prinzen auf ihre Arme. Ob ihn gleich das Alter, das er damals hatte, schon ziemlich schwer machte, so entzog sie ihn doch den Augen dieser Leute, von welchen sie alles glaubte, befürchten zu dürfen. Die Furcht verlieh ihr Kräfte, sie lief so heftig, daß sie sich bald an einem Orte des Waldes befand, welcher so dichte war, daß sie glaubte, außer Gefahr zu seyn. Aber hier empfand sie die Müdigkeit: sie legte sich auf das Gras, um auszuruhen; kaum aber hatte sie sich gesetzt, als sie einen Mann auf sich zukommen sah, dessen wildes Ansehen und drohende Mine sie zittern machte. Sie wollte aufstehen und ihren Sohn wieder in ihre Arme nehmen, um ihn, wo möglich, aus dieser Gefahr zu retten: es war umsonst, ihre Müdigkeit war so groß, daß sie sich nicht zu rühren vermochte. In diesem äussersten Elende beschloß sie, zu versuchen, ob die Ehrfurcht, die man dem Geblüte der Könige schuldig ist, einigen Eindruck auf diesen Mann, so wild er ihr auch schien, machen würde;

würde; sie nahm das majestätische Wesen an, daß ihr so gewöhnlich war, und sprach zu ihm, indem sie auf den Prinzen wies, der neben ihr stund: „Rettet den einigen Sohn eures Koniges.„ Diese wenigen Worte machten so viel Eindruck auf den Unbekannten, daß er den Prinzen auf den Arm nahm, und der Mutter Wegweiser wurde. Er gieng lange in dem Walde, dessen Wege ihm alle bekannt waren, und führte sie an das Ufer des Meeres, wo sie ein Schiff fand, in welches sie mit dem Prinzen, ihrem Sohne, trat. Kaum war das Schiff vom Ufer entfernet, als sie verschiedene Soldaten von des Herzogs von York Partey aus dem Walde kommen sah, und zugleich gewahr wurde, daß sie, indem sie die Räuber vermeiden wollen, sie den Verfolgungen eines Feindes entkommen wäre, für den ihr Sohn sich weit mehr zu fürchten hätte.

Diese große Königinn gieng nach Frankreich über, und hoffte in ihrer Familie eine Hülfe zu finden, welche im Stande seyn würde, sie und ihren Mann wieder auf den Thron zu setzen: aber ihre Tugenden, ihre Unglücksfälle waren nicht fähig, diejenigen zu rühren, an die sie sich wendete. Ihr Feind wußte das unruhige und unbeständige Gemüth der Engländer so gut zu lenken, daß er im ruhigen Besitze des Thrones blieb. Durch langes Bitten erlangte Margarethe endlich von Frankreich einige Völker; sie kam damit wieder nach England.

Allein sie wurde geschlagen, ihr Sohn kam in der Schlacht um, kurz darauf wurde ihr Gemahl vergiftet, und sie ward in dem Tower zu London eingeschlossen, aus welchem sie nicht heraus kam, als, um nach Frankreich zu gehen, wo sie ihre trübseligen Tage endigte.

XL.

Die Liebe der verwittibten Herzoginn von Burgund, Margarethe, gegen einen Juden, ist Ursach, daß das Herzogthum Bretagne mit Frankreich verknüpft, und England von bürgerlichen Kriegen zerrüttet wird.

Ein Jude, Johann Orbeck genannt, der die christliche Religion angenommen; verließ Dornick, woselbst seine Geschäffte nicht recht von statten giengen, und fuhr mit seiner Frau, die aus einem geringen flamändischen Geschlechte war, nach England über. Orbeck ersetzte den Verlust, den er in Dornick erlitten, bald durch die Ränke und die Geschicklichkeit, welche den Leuten seines Volks eigen ist. Seine Frau gebahr ihm einen Sohn, bey welchem Eduard der vierte Pathenstelle vertrat, daher man aus Scherz dieses Kind

des

des Königs Sohn nennte. Weil er in der Taufe den Namen Peter erhalten, so hieß man ihn seiner kleinen Gestalt wegen Peterkin oder Perkin, und dieser Name blieb ihm beständig.

Nachdem sein Vater Orbeck eine Summe zusammengebracht, die ihm ein ruhiges Leben zu versprechen schien, so kehrte er mit seiner Frau und seinem Sohne nach Dornick zurück, er brachte Peterkin nach Antwerpen zu einem Verwandten, der bey der jüdischen Religion geblieben war. Die Reisen, die das Kind mit den Juden machte, gaben ihm Gelegenheit, alle Sprachen von Europa zu lernen. Einmal, da er mit seinem Vetter zur Herzoginn von Burgund gegangen war, Waaren hinzutragen, so bezauberte er sie durch die Schönheit seiner Gestalt, und durch die Lebhaftigkeit seines Geistes: sie behielt ihn einige Zeit bey sich, und da ihre Liebe gegen ihn täglich zunahm, so gieng sie endlich so weit, daß sie eine Krone auf sein Haupt zu setzen wünschte. Der Zustand der Sachen in England schien ihr geschickt, ihr Verlangen in Erfüllung zu bringen, und dieser Thron war es, den sie für ihren Liebhaber erwählte. Obgleich Heinrich der siebende, Graf von Richmont, der von seiner Mutter wegen, der Erbe des Rechts derer von Lankaster war, und die Erbinn von York geheurathet hatte, folglich das Recht beyder Häuser auf sein Haupt vereinigte: so schmeichelte sie sich dennoch,

noch, daß die Engländer, welche jederzeit etwas neues verlangen, in das Netz fallen würden, das sie Lust hatte, ihnen zu legen. In dieser Hoffnung beschloß sie, den Perkin für den Herzog von York, den Bruder Eduards des fünften, auszugeben, sie ließ ihn also zu sich kommen, und sprach folgendes zu ihm: „Perkin! ich will euch zu einem „Glück verhelfen, das sich besser zu euren Gaben, „die weit über eure Geburt sind, schickt. Höret „meinen Rath an, folgt ihm, so stehe ich euch für „den guten Ausgang.„

Perkin, der zu Abentheuern gebohren war, besaß alle erforderliche Kühnheit, die Gefahr davon über sich zu nehmen. Er dankte der Herzoginn, daß sie auf ihn die Augen geworfen, und versprach ihr, alle den Anschlägen zu folgen, welche sie so gütig seyn würde, ihm zu geben. Hierauf entdeckte sie ihm umständlicher das Vorhaben, das sie hätte, ihn für den Herzog von York auszugeben, und ihn in Stand zu setzen, Heinrich dem siebenden die Krone zu rauben. Sie gab ihm einen gründlichen Unterricht von allem dem, was er wissen mußte, sich recht zu verstellen, und die Welt in Ansehung seiner Geburt zu betrügen. Sie lehrte ihn die Sprache eines unglücklichen Prinzen, der doch Großmuth genug hatte, nicht unter der Last seines Unglücks zu erliegen. Alsdenn ließ sie ihm alles wissen, was den Herzog von York angieng,

sie

sie beschrieb ihm die Gestalt, das Gesicht, die Züge, die Größe Eduard des vierten, der Königinn, seines Bruders, Eduards des fünften, seiner andern Brüder und Schwestern, und aller derjenigen, die an ihrer Erziehung Theil genommen. Weil der wahre Herzog von York auf Befehl Richards des dritten, welcher Eduard dem fünften die Krone entrissen, in dem Tower zu Londen war erdrosselt worden; so erdachte sie ein Mährchen, um zu erweisen, daß er entronnen wäre, und gewöhnte den Perkin, es mit einem so natürlichen und rührenden Tone zu erzählen, daß alle diejenigen, die ihn hörten, dadurch betrogen wurden. Dieser Betrüger hatte mit vielen andern Gaben auch diese, daß er eine Lügen geschickt anbringen und standhaft behaupten konnte: er gelangte also bald zu der Vollkommenheit, welche die Herzoginn bey ihm erforderte. Hierauf fieng er an, Reisen zu thun, um den Saamen seines Betrugs auszustreuen. Anfangs gieng er nach Portugal, wo er sich nicht lang aufhielt, weil man ihn nicht anhörte; von dar begab er sich nach Irrland, wo er so viel Leichtgläubige fand, daß er, wie der Herzog von York, verehrt und bedient wurde, so, daß das Gerücht seiner Begebenheit bis nach Frankreich ausgebreitet wurde.

Es war eben zu der Zeit, da Karl der achte, König von Frankreich, Annen, die Erbinn des Herzogthums Bretagne, heurathen wollte, und England

eine furchtbare Flotte zurüstete, um eine Verbindung zu hindern, die seinem Interesse so schädlich war. Die Herzoginn war zugeschickt, als daß sie sich dieser Umstände, die ihrem Vorhaben so günstig schienen, nicht bedienet hätte. Sie schickte jemand an den französischen Hof, um den König und seinen Staatsbedienten beyzubringen, daß es ihr Nutzen erforderte, dem Herzoge von York in seinen Anforderungen beyzustehen. Obgleich Karl die Betrügerey wohl einsah, so bediente er sich ihrer dennoch, und nöthigte den Perkin, an seinen Hof zu kommen, wo er ihn empfieng, als wenn er wirklich der Herzog von York gewesen wäre. Verschiedene Große von England kamen herüber, um dem ihre Schuldigkeit zu erweisen, den sie in der That der Herzog von York zu seyn glaubten, und, um ihm ihre Dienste anzutragen.

Perkin, welcher auf die Versprechungen Frankreichs trauete, glaubte, seinen Zweck erlangt zu haben: er empfand aber bald, daß dieser Staatskluge Hof ihn nur geehrt, um ihn bald aufzuopfern, wie die Heiden, welche die Schlachtopfer aufputzten, wenn sie solche zum Altar führten. Heinrich der siebende, der sich in Umständen befand, wo es ihm und seinen Staaten weder sicher noch vortheilhaft war, mit den Franzosen Krieg zu führen, beschloß, ihm Bretagne eher zukommen zu lassen, als sich der Gefahr auszusetzen,

seine

seine Krone zu verlieren, und in England das Feuer des bürgerlichen Krieges, so schon darinn wüthete, noch mehr anzufachen.

Diese Betrachtungen vermochten ihn, Karln einen Vertrag vorzuschlagen, dieser aber war zu vernünftig, als daß er nicht einem Betrüger einen vortheilhaften Frieden aufgeopfert hätte. Heinrich verlangte, man sollte ihn ausliefern: er konnte es aber nicht dahin bringen. Es war ein Mittel, alle Versuche, welche die Engländer noch wagen möchten, zu hemmen, und in Frankreich war man zu klug, daß man ihn nicht behalten hätte. Man zwang ihn, nur anderwärts eine Zuflucht zu suchen.

Er begab sich zu der Herzoginn von Burgund, und verlangte ihren Schutz, als ob er sie nie gesehen hätte: diese Prinzeßinn stellete sich ihrer Seits, als ob sie ihn nicht kennte; that öffentlich Fragen an ihn, und schien so aufrichtig, ein Mißtrauen in ihn zu setzen, daß jedermann eben so überzeugt ward, als sie es zu seyn schien. Sie umarmte den Perkin, der Himmel ist es, sprach sie, der das Durchlauchtige Haus York erhalten will. Diese Nachricht wurde bald in England ausgestreuet, und seine Anhänger, welche der Friede mit Frankreich schüchtern gemacht hatte, fasseten neuen Muth. Die Bosheit, die Wildheit und die Leichtsinnigkeit vergrößerten seine Partey. Man fieng an, wider den König und die Regierung sich mißvergnügt zu zeigen.

Hein-

Heinrich, der ein großer Staatsmann war, sah ein, daß die Strenge bey solchen Fällen gefährlich sey, und nahm sich wohl dafür in Acht: aber er suchte ein Mittel, damit er die Engländer ihrer blinden Leichtgläubigkeit wegen möchte roth machen. Er schickte vertraute Leute, welche beglaubigte Untersuchungen von dem Leben, den Begebenheiten und der Geburt Perkins machen mußten; diese Nachrichten ließ er durch Leute, die er an verschiedenen Orten gewonnen hatte, an ihre Bekannten nach England schreiben. Hierdurch zog er verschiedene angesehene Große von der Partey des Betrügers ab.

Perkin, welcher erfuhr, daß sein Anhang täglich schwächer wurde, beschloß, ihn nicht gänzlich ausgehen zu lassen. Die Herzoginn von Burgund gab ihm Völker und Schiffe, mit welchen er nach England übersetzte; er wurde aber abgetrieben, und gieng zu dem Könige von Schottland, der ihn so gut empfieng, daß er ihm so gar eine seiner Verwandtinn zur Ehe gab. Er stellete ihn an die Spitze seiner Armee, mit welcher der Betrüger in Northumberland fiel, wo viele Engländer sich unter seine Fahnen begaben: Heinrich aber, der von einer außerordentlichen Thätigkeit war, erschien an der Spitze eines ziemlich zahlreichen Heeres. Der Schrecken bemächtigte sich Perkins, er flüchtete in eine Kirche, und verließ seine Armee. Der König,

der

der die Gemüther nicht weiter aufbringen wollte, zog nur die vornehmsten Anführer zur Strafe, und vergab den andern. Er sucht den Perkin auf, und, um ihn aus seinem Zufluchtsorte zu ziehen, versprach er ihm das Leben. Perkin nahm den Vorschlag an, und wurde in dem Tower zu London vestgesetzt, wo ihn der König nachher hängen ließ, weil er Nachricht bekam, daß er entspringen wollen, um seiner Partey wieder aufzuhelfen.

XLI.

Der Vorzug, welchen der Pabst den Dominikanern vor den Augustinern ertheilet, in Ansehung eines Ablasses während eines Jubeljahres, giebt Martin Luthern Gelegenheit, sich von der katholischen Kirche zu trennen.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts genoß die Christenheit einer allgemeinen Ruhe. Die Fürsten waren unter einander einig, und die Völker waren glücklich. Der Handel fieng wieder an zu blühen, die Künste und die Wissenschaften, die seit langer Zeit verlohren waren, wurden wieder hervorgesucht. Der Landmann beschäfftigte sich, die Erde sorgfältig zu bauen, er

erwar-

erwartete ruhig die Erndte, und verrichtete sie in der größten Sicherheit.

Dieses Glück wurde von Solimann dem zweyten, mit dem Beynamen des prächtigen, gestört. Dieser türkische Kaiser hatte eben den persianischen König gedemüthiget, Syrien war ihm unterworfen, Aegypten hatte ihm nicht widerstehen können: und er schmeichelte sich, Europa bald in Fesseln zu legen. Leo der zehnte, römischer Pabst, der durch die Reinigkeit seiner Sitten und durch seine Liebe zu den Künsten und Wissenschaften verehrungswürdig war, erschrack über den Fortgang und die Drohungen des Türken; sogleich ermahnte er alle christliche Fürsten, ihre Macht zu vereinigen, um diesem Ungläubigen zu widerstehen. Er ließ ein Jubeljahr ausschreiben, und ertheilte einen viel weitläuftigern Ablaß als gewöhnlich war, man kaufte ihn ums Geld, welches zu den Kosten des heiligen Krieges gewidmet wurde. Zu allen Zeiten hat es Verläumder gegeben, also auch in diesen; sie streueten aus, der Pabst ließe den Ablaß verkaufen, um seine Schatzkammer zu erfüllen, welche seine Freygebigkeit gegen die Gelehrten und die Künstler ganz erschöpft hätte.

Dieser Ablaß wurde landschaftsweise verpachtet, und den Dominikanern wurde es aufgetragen, ihn zu predigen und zu ertheilen. Sie zogen daraus einen großen Nutzen. Die Augustiner, die

ihn

ihn bisher immer ausgetheilet, verdroß es heftig, daß es ihnen war genommen worden. Die Eifersucht erregte ihre Galle, sie schimpften auf die Dominikaner, welche ihnen nichts schuldig blieben. Da brach zwischen den Mönchen der Krieg aus. Man beleidigte sich auf beyden Seiten: sie streueten Schandschriften in der Welt aus. Der Ort selbst, welcher gewidmet ist, die Wahrheiten des Evangelii zu verkündigen, ertönte von den Schimpfreden, welche die Eifersucht und der Ehrgeiz eingaben.

Martin Luther, welcher fünf und dreyßig Jahr alt war, und als Lehrer der Gottesgelahrheit bey der hohen Schule zu Wittenberg stund, glaubte, daß er sich der Augustiner annehmen müßte, weil er von diesem Orden war. Es war ein thätiger und arbeitsamer Mann, sein Gedächtniß war zum Erstaunen, er war lebhaft, hitzig, wüthend, wenn er aufgebracht war, kurz, er war fähig, seinen Begierden alles, auch seinen Glauben aufzuopfern. Dieses ist der Kämpfer, den die Augustiner auftreten ließen. Er redete mit vieler Stärke wider die Dominikaner, wider den Ablaß, und wider die Gewalt des Pabstes. Die Dominikaner antworteten; er schrie noch lauter, und ward angehöret, und überzeugte. Man stritt, man machte sich Anhänger. Die Fürsten mengten sich drein; aus einer Schulstreitigkeit wurde eine Staatsangelegenheit.

heit. Luther ward in den Bann gethan; und da er nichts mehr zu befürchten hatte, so wagte er alles; er machte seine Irrthümer bekannt, es breitete sich überall aus, und verursachte der ganzen Welt das erschrecklichste Unheil. Es wäre leicht, diese abgeschmackte Erzählung zu widerlegen, was hilft es aber, weitläuftig zu seyn, in einer Geschichte, die Gott Lob bey uns allzu bekannt ist, als daß so was seichtes den geringsten Eindruck machen könnte.

XLII.

Ein Schuß, wodurch ein Soldat zum Ehestande untüchtig wird, giebt Gelegenheit zu Stiftung einer Gesellschaft, welche in der Welt zu einem erstaunenden Ansehn gelanget ist.

Ignatius von Loyola, ein geringer Edelmann, aus der Provinz Quipuskoa, war einer von den blöden Geistern, welche der Aberglaube so leicht hinzureißen vermag, und zu den rasendsten Handlungen begeistern kann. Er war höchst unwissend, so, daß man in seinem Leben, das seine Nachfolger selbst geschrieben haben, einen Umstand findet, der wohl der einzige in seiner Art ist. Er

hat

hat sich nämlich in seinem vier und dreyßigsten Jahre in eine kleine Kinderschule begeben, und sich oft mit Ruthen streichen lassen, wenn er seine Lection nicht gewußt.

Dieser Ordensstifter war anfangs ein Soldat. In einem Feldzuge, den die Spanier wider die Franzosen thaten, belagerten sie Fontarabia. Ignatius hatte das Unglück, daß ihn eine Kugel entmannete. Er begab sich von der Armee weg, um sich heilen zu lassen: und da er sich untüchtig fand, weiter zu dienen, so gab ihm ein schwärmischer Gedanke den Vorsatz ein, seine übrige Lebenszeit dem Dienste der Jungfrau Maria zu widmen.

Er begab sich nach Frankreich, und war willens bis in das gelobte Land zu gehen; doch seine Gesundheitsumstände hielten ihn zurück.

Es gesselleten sich einige kluge Köpfe zu ihm, die seine Einfalt nutzten, und unter seinem Namen einer Gesellschaft den Ursprung gaben, die seit der Zeit der Welt unendliches Unheil verursachet.

Die Päbste selbst durften sie nicht ungestraft beleidigen; sie sind ihnen zu Kopfe gewachsen, und das Unglück des Cardinals von Tournon, der sein Leben elendiglich zu Makao aufgeben mußte, ist ein Beyspiel von der Ehrfurcht, welche sie für den heiligen Stuhl haben, der doch den sehr billigen Vorsatz hatte, das tolle Christenthum zu beleuchten, welches sie den Chinesern predigten.

Dadurch, daß sie die Beichtväter fast aller Könige und Fürsten ihres Glaubens sind, kommen sie hinter alle Staatsgeheimnisse, und können alle Umstände zum Vortheile der Gesellschaft lenken; durch ihre Schulen gewinnen sie die Gemüther tausend junger Leute, welche sie theils, wenn sie viel Verstand zeigen, geschickt in ihr Netz, und folglich in ihr Interesse zu ziehen wissen; theils aber, wenn sie vornehm sind, zu Stützen brauchen, deren Schutz sie in ihren Angelegenheiten vortrefflich nutzen; und überhaupt macht der Eindruck der Lehren in den zarten Herzen sich so vest, daß sie in der Welt einen Anhang behalten, der nicht auszurotten ist. Es wäre zu weitläuftig, alle Ränke zu erzählen, wodurch sie zu ihrem Ansehn gelanget sind, und durch welche sie sich dabey erhalten; wieviel Schriftsteller haben nicht ihre Bücher angefüllet, ein jeder weiß sie.

Alles dieses brachte die Verstümmelung Ignatii von Loyola, eines unbekannten und nichts bedeutenden Menschen zuwege. Einen solchen geringen nichtswürdigen Ursprung haben mehr Orden der geistlichen Miliz. Siehe *Ordres monastiques & histoire* extraités de tous les auteurs &c.

XLIII.

Der Ekel, den Heinrich der achte, König von England, gegen seine Gemahlinn, Catharina von Arragonien, fasset, verursachet die Religionstrennung von England.

Im Anfange des sechzehnden Jahrhunderts sah man in England eine der sonderbarsten Staatsveränderungen entstehen, wovon die Geschichte jemals Meldung gethan. Man sieht zwar wohl nicht ohne Erstaunen, daß der Patriarch von Constantinopel dem Pabste den Titel eines ökumenischen Bischofs streitig macht: aber der Ehrgeiz dieses Prälaten hat doch einigen scheinbaren Grund. Constantinopel war die Mitbuhlerinn von Rom; sie war die Hauptstadt des Reichs geworden, und der Bischof daselbst, der von dem weltlichen zum geistlichen urtheilte, glaubte, dem römischen wenigstens gleich zu seyn. Aber wenn man sieht, daß England verschiedene Jahrhunderte vor der Stimme des Pabsts erzitterte, wenn man gesehen, daß ihre Könige die Unterwerfung so weit getrieben, daß sie ihm ihrer Krone wegen gehuldiget, und auf einmal wahrnimmt, daß sie seinen Bann und seinen Ablaß verachten,

und zugleich aufhören, ihn als das Haupt der Kirche zu betrachten, wenn man sieht, daß die Engländer, die sich sonst so oft wider ihre Könige empöret, auf einmal so zahm werden, daß sie ihm so gar ihren Glauben aufopfern, und seinem Willen, seinem Eigensinne, bis in Religionssachen folgen, so muß man billig erstaunen. Dennoch geschah dieses unter der Regierung Heinrich des achten.

Dieser Prinz, der sein Interesse mehr zu Rathe zog, als seine Neigung, hatte Catharinen von Aragonien, seines Bruders Wittwe, und Kaiser Karl des fünften Mutter Schwester, geheurathet; und dieses, um das Bündniß mit Spanien zu erhalten, und das ansehnliche Heurathsgut dieser Prinzeßinn nicht heraus zu geben. Es mangelte ihr weder an Verdiensten noch an Schönheit, allein sie gefiel Heinrichen nicht, und er hielt sich bey andern Weibern wegen des Ekels, den sie ihm verursachte, schadlos. Endlich fassete er das Vorhaben, das Ehebündniß, welches er mit ihr eingegangen war, zu trennen, um Annen von Boulon, in die er sterblich verliebt geworden war, zu heurathen; er wurde in diesem Vorsatze durch den Cardinal Wolsey, Erzbischof von York, gestärket. Dieser Erzbischof war der Sohn eines Fleischers: durch die Stärke und Biegsamkeit seines Verstandes hatte er eine solche Gewalt über das Gemüth des Königs erlanget, daß der König sein geringstes Begehren erfüllete,

er

er hatte ihm zur Cardinalswürde verholfen, und zu seinem vornehmsten Minister gemacht.

Dieser ehrsüchtige Prälat begnügte sich nicht mit seinen Würden, er verlangte Pabst zu werden, und schmeichelte sich, dahin zu gelangen. Karl der fünfte, damaliger Kaiser, brauchte die Hülfe Englands wider Frankreich, und versprach ihm, sein Ansehn für ihn anzuwenden: Wolsey aber, der zween Päbste nach einander sterben sah, ohne daß man ihn in Betrachtung gezogen hätte, merkte, daß er hintergangen worden war, und man es nicht aufrichtig mit ihm gemeynet hatte; er beschloß, sich zu rächen. Er fieng damit an, daß er Heinrichen zu verstehen gab, sein Interesse erfordere es, daß er sich mit Frankreich wider den Kaiser vereinigte, welcher nach der Universalmonarchie strebte, und sich mit großen Schritten seinem Zwecke näherte; als er auf dieser Seite durchgedrungen, so griff er Karln an einem weit empfindlichern Orte an, indem er seinen Herrn anregte, Karls des fünften Tante zu verstoßen. Als Heinrich sah, daß ein Cardinal seine Ehescheidung gut hieße, so hoffte er von dem Pabste die Erlaubniß dazu zu erlangen: er betrog sich aber. Clemens der siebende, der damals auf dem Stuhle Petri saß, wollte zu einer Sache, welche unfehlbar die ganze Christenheit ärgern mußte, seine Einwilligung nicht geben. Heinrich blieb darauf bestehen, und schwor dem heiligen Stuhle

eine ewige Trennung, wenn er seine Trennung von seiner Gemahlinn nicht gut heißen wollte. Diese Drohungen waren nicht fähig, den Pabst aus den Schranken seiner Pflicht zu bringen. Sich an dem Pabste wegen einer abschlägigen Antwort, die er als eine schimpfliche Beleidigung ansah, zu rächen, erkannte ihn Heinrich nicht mehr für das Haupt der Kirchen, und ließ sich den Erzbischof von Canterbury, Thomas Cramern, von seiner Gemahlinn scheiden: hierauf heurathete er die Anna von Boulon öffentlich, welche er schon heimlich geehlichet hatte. Der Pabst, der dasjenige erfuhr, was der König von England gethan hatte, drohete ihm mit dem Banne, wenn er zu einer gewissen gesetzten Zeit seinen Fehler nicht erkennte: Heinrich aber hatte seinen Schluß einmal gefasset; die Drohungen des Pabstes richteten nichts aus. Der Bann selbst, den er wider das Königreich aussprach, brachten den König nur mehr auf. Heinrich versammlete ein Parlement, in welchem Gesetze gemacht wurden, durch welche die Engländer von der Unterwerfung, die alle Gläubigen dem Pabste schuldig sind, loßgesprochen wurden, so gar sein Name aus dem Königreiche verbannet, und der König als das Haupt der englischen Kirche erkannt wurde.

Alles mußte sich unter diesem wunderlichen Gesetze beugen, und Heinrich genoß des schrecklichen

Ver-

Vergnügens, die sonst so ungelehrigen Engländer seinem Willen unterworfen zu sehen. Es fanden sich dennoch viele, die Gottesfurcht genug besaßen, die Gunst des Königs ihrer Pflicht aufzuopfern. Man sah sie als Aufrührer an, welche die Todesstrafe verdienten: sie wurden alle hingerichtet, und die Anzahl dieser Märtyrer ward groß genug, dem Könige Heinrich den Namen eines grausamen und blutdürstigen Prinzen zu verschaffen.

Diese Staatsveränderung wird in so vielen Geschichtschreibern gefunden, daß ich nicht für nöthig gehalten, sie ausführlicher zu entwerfen.

LXIV.

Ein Großvezier wird meuchelmörderischer Weise in Constantinopel umgebracht; und das türkische Reich gewaltig erschüttert, weil ein Soldat abgedanket wird.

Muhammed Bassa war, wenn wir der Historie glauben sollen, ein großer Kriegsmann, und ein geschickter Staatsmann; die Wildheit, die seinem Volke angebohren zu seyn schien, verdunkelte seine Tugenden nicht: er war sanftmüthig und mitleidig; er liebte die Menschen, und bediente

sich seiner Macht, nur Glückliche zu machen. Sein Ansehen wurde noch durch eine hohe Geburt erhoben, welches denen allezeit eine Last ist, die den Glanz davon nicht zu behaupten wissen. Sein Verdienst, welches ein viel gültigerer Titel ist, als eine Reihe Ahnen, hatte ihn von einer Würde auf die andere bis zur zwoten Würde im Reiche gebracht, und erhielt ihn dabey. Unter Selim dem ersten war er ein Soldat gewesen, und er war Solimanns des zweyten, Selim des zweyten, und Amuraths des zweyten, oberster Staatsminister, er bewies, daß man, um gut zu befehlen, gut zu gehorchen gelernt haben müsse.

Dieser große Mann, der unaufhörlich mit dem Wohl des Staates beschäfftiget war, kam im Frieden dem Elende des Krieges zuvor. Durch eine kluge Wirthschaft füllete er die Schatzkammer seines Herrn, und war jederzeit im Stande, den dringenden Nothwendigkeiten ein Genüge zu leisten. Amurath der zweyte mußte einen langwierigen Krieg mit den Persianern aushalten: sein Vezier verschaffte ihn immer alles Benöthigte, und die Landschaften blieben frey von aller Plage. Dieser Krieg, welcher mit Klugheit geführet wurde, nahm ein glückliches Ende. Der Vezier nahm seiner Gewohnheit gemäß, seine Zuflucht wieder zu der Wirthschaft, um den erschrecklichen Aufwand zu ersetzen, welcher hatte geschehen müssen: er dankte viele Sol-

daten

daten ab, und setzte die Besoldung wieder auf den alten Fuß. Einer von den abgedankten Soldaten, der nichts zu leben hatte, und sich zur Arbeit nicht gewöhnen konnte, ward ein Derwisch. (Dieses ist eine Art muhammedanischer Mönche.) Dieser Derwisch war nach den Satzungen seines Ordens bey den Vorbeygehenden um Allmosen zu bitten verbunden, er stellete sich mit Fleiß an allen Orten hin, wo er wußte, daß der Vezier vorbey mußte, und bath ihn um ein Allmosen. Der Vezier, der von Natur mitleidig war, gab ihn jedesmal ansehnliche Summen. Nach und nach gewöhnte sich der Derwisch in den Palast des Ministers zu gehen, und die Leibeigenen, die ihn täglich sahen, ließen ihn herein. Er gieng so oft hin, daß ihm alle Orte, wo man herein und heraus gehen konnte, bekannt wurden. An einem Cerimonientage, da Wachen vor der Thüre des Palastes waren gestellet worden, die niemand, als vornehme Leute herein lassen sollten, kam der Derwisch, und verlangte ganz eilend herein; als er abgewiesen wurde, schliche er sich durch eine Seitenthür hinein, und drang bis an das Zimmer, wo der Vezier Audienz ertheilte.

Da er vor ihm erschien, so präsentirte er ihm eine Schrift, und Muhammed Bassa, welcher glaubte, es wäre eine Bittschrift, um Geld zu verlangen, griff nach seinem Geldbeutel: Hier zog

der Derwisch einen Dolch, den er unter seinem Gewand verborgen gehalten, und versetzte damit dem Vezier einen Stoß; als dieser sich verwundet fühlte, schrie er, und stand auf, den Bösewicht anzuhalten; aber er stürzte zu Boden, und gab auf der Stelle seinen Geist auf.

Der Derwisch wollte in dem Tumulte sich aus dem Staube machen, wie er sonder Zweifel mochte gehoffet haben; doch einer von der Wache, der auf das Geschrey des Bassa herausgelaufen war, hielt ihn an. Man führte ihn zu dem Sultan Amurath, der ihn foltern ließ, um seine Mitschuldigen aus ihm zu bringen; da er aber sah, daß er nichts gestehen wollte, so ließ er ihn schinden. Amurath liebte seinen Vezier: er weinete blutige Thränen um ihn. Alle Derwische in Constantinopel wurden zum Tode verdammt, so wie alle diejenigen, die im Verdachte waren, Feinde des Veziers gewesen zu seyn: in dieser Anzahl waren viele Vornehme, die auf diesen großen Mann eifersüchtig gewesen waren.

XLV.

Die Schönheit einer Dame ist Ursach, daß viele Hugonotten, die man in das Gefängniß führte, befreyet werden, und daß niemand sie verfolgen darf.

Magdalene von Senneterre, die Wittwe Guidonis von Sanct Exuperi, hatte sich nach dem Tode ihres Gemahls auf das Schloß Miraumont begeben, wo sie ihr übriges Leben im Wittwenstande zubringen wollte.

Es war keine von den Frauen, welche die Ausschweifungen eines verborgenen Lebens unter einem verstellten Wesen zu verbergen suchen. Alle List des Lasters war ihr unbekannt; und wenn sie weniger Vorsicht brauchte, als es vielleicht nöthig geschienen hätte, so war ihre Tugend daran schuld, denn auf diese verließ sie sich lediglich. Sie nahm daher die ehrfürchtige Liebe, die ihr alle Junge von Adel, welche ihre Schönheit nach Miraumont zog, erwiesen, mit Höflichkeit auf.

Es waren ihrer eine große Anzahl auf dem Schlosse Miraumont, als sie den Montal, welcher Unterstatthalter der Provinz war, an der Spitze einiger Reiter vorbey kommen sah, er führte

ver=

verschiedene elende Schlachtopfer in das Gefängniß, bloß weil man sie im Verdachte hielt, daß sie Hugonotten wären. Schöne Frauenzimmer sind gemeiniglich mitleidig: Magdalene von Senneterre sah diese Unglücklichen mit Betrübniß an: je mehr sie sie ansah, je größer war ihr Mitleiden: sie fassete das Verlangen, ihnen zu helfen, und nachdem sie einige Zeit auf Mittel gesonnen, dahin zu gelangen, so wendete sie sich zu den jungen Cavalieren, welche sie umgaben, und sprach zu ihnen: „Ich beklagete euch immer, daß ich eure „Bezierde, euch mir gefällig zu erweisen, niemals „auf die Probe setzte; ich will mich gegenwärtig „zufrieden stellen. Ihr müsset mit mir kommen, „und die Unglücklichen befreyen, die Montal mit Ketten beladen hat, und die er in das Gefängniß „führt. Es sind Menschen, laßt uns das, was „sie leiden, nicht aber das, was sie glauben, in „Betrachtung ziehen.„

Franzosen, die von einem schönen Weibe zum Kämpfen angefeuert werden, greifen gleich zu den Waffen. Die schöne Wittwe zog Amazonenkleider an, stellet sich an ihre Spitze, und führt sie wider den Montal, zerstreuet seine Leute, bringt sie in die Flucht, und zerbricht die Ketten derer, die gefangen geführet wurden. Der Unterstatthalter ward wüthend, daß ihn eine Frau, seinen Raub fahren zu lassen, gezwungen: er versammlete siebenzehn hundert

dert Mann, führet sie an, verheeret das Land, und belagert das Schloß Miraumont.

Die Amazoninn thut mit ihrer Besatzung, welche die Liebe unüberwindlich machte, einen Ausfall, fällt auf den Montal, welcher, unerachtet seiner Uebermacht, eine große Niederlage erhält. Er suchet eine Zuflucht in einem benachbarten Schlosse, ehe er aber dahin gelanget, empfängt er einen Schlag, der ihn von seinem Pferde herabstürzet. Man entreißet ihn seinen Feinden, man trägt ihn in ein Haus, das nicht weit davon war, wo er einige Stunden darauf an seinen Wunden verschied.

Heinrich der dritte, welchem berichtet wurde, was bey dem Schlosse Miraumont vorgefallen war, gab verschiedenen Kriegsbedienten Befehl, Völker vor das Schloß zu führen, solches zu belagern, und es, so bald es eingenommen wäre, zu schleifen. Diese Nachricht wurde bald durch die ganze Landschaft verbreitet, woselbst man Magdalenen von Senneterre wegen ihrer Geburt, und wegen ihrer Tugenden so sehr verehrte: Alle Edelleute, die sich daraus eine Pflicht machten, daß sie derjenigen dienten, welche die Zierde ihres Zeitalters war, bothen ihr ihren Arm an.

Diejenigen, welche Befehl hatten, sie anzugreifen, merkten, daß ihre Bemühungen fruchtlos seyn würden, und wagten es nicht, in der Provinz

zu erscheinen. Also verhält sich diese Begebenheit, wie ich es in Urkunden gefunden habe, die in meine Hände gefallen sind. Der Schauplatz ist die Landschaft Limoges gewesen, und die Zeit, das tausend fünfhundert und fünf und siebenzigste Jahr.

XLVI.

Die Achtung, die ein genuesischer Bürger für einer Frau hat, welche das Elend zur Verzweifelung gebracht, ist Ursach, daß die Republiken Venedig und Genua nach einem langen und blutigen Kriege Friede machen.

Eine immerwährende Eifersucht verursachte unaufhörlich Krieg zwischen Genua und Venedig. Das Ungemach, das Verderben, das eine jede von diesen Republiken einander anthaten, ermüdete sie nicht, es brachte sie nur mehr auf. Ein jeder hatte einen Freund, einen Vater zu rächen, und die Ursachen der Verwüstungen entstanden aus den Verwüstungen selbst.

Sie waren beständig unter den Waffen, beständig standen sie einander gegen über, und beständig waren sie gegen einander aufgebracht; die Genueser und Venetianer hörten nicht auf zu fechten.

Es

Es war umsonst, daß die Vernünftigen von beyden Partheyen ihnen vorstellten, daß der Friede allein alle Unglücksfälle ersetzen könnte, und daß sie sie nur vervielfältigten, durch die beständigen Schlachten, die sie einander lieferten. Was aber die menschliche Klugheit nicht zu bewerkstelligen vermochte, das wirkte der Zufall durch eine Begebenheit, die mit den gegenwärtigen Umständen nichts gemein hatte.

Einer von den reichsten Bürgern von Genua, welcher Lucius Viraldus hieß, war sterblich in ein außerordentlich schönes Weib verliebt; er hatte alles angewendet, um von ihr dasjenige zu erlangen, was alle Verliebte begehren; er hatte weder Bitten noch Geschenke und Versprechungen gespa-ret; aber die Tugend hatte dieses Weib gegen alle seine Verfolgungen in Sicherheit gestellet.

Sie war ohne Eitelkeit gebohren, sie begnügte sich bloß mit den Nothwendigen; ihr ganzes Glück bestund darinn, daß sie für die Bedürfnisse ihrer Kinder sorgete, und ihrem Manne gefiel, der seine Familie mit seiner Händearbeit ernährte. Diese Frau, welche zufrieden war mit einer glücklichen Verbindung, genoß ein ruhiges Leben, das von keinen Gewissensbissen gestöret wurde. Dieses Glück war von kurzer Dauer: ihr Mann starb, und nachdem sie ihren Hausrath und ihre Kleider zu ihrem Unterhalte verkauft, so fand sie sich ohne

Hülfe,

Hülfe, in den grausamsten Umständen, um ihr Unglück vollkommen zu machen, sah sie das Verderben ihrer Kinder, die der Hunger umbringen mußte, vor Augen. Gräulicher Anblick für eine zärtliche Mutter! Bey wem soll sie Hülfe suchen, wem soll sie ihre äußerste Noth klagen? Ihre Aeltern waren arm, sie war es selbst, und sie hatte keine Freunde. Ihre Noth war dringend, sie bedurfte einer schleunigen Hülfe, das Geschrey, welches der Mangel ihren Kindern alle Augenblicke abdrang, durchbohrte ihr mütterliches Herz. Endlich forderte die mütterliche Zärtlichkeit von ihr, was die Geschenke, die Güter, nicht vermocht hatten: sie gieng zu dem Lucius Viraldus, und sprach mit thränenden Augen zu ihm:

„Der Himmel, indem er mich meines Gat„ten beraubet, hat mich in das gräßlichste Elend „versenket; ich bin ohne Vermögen, ohne Freun„de, ohne Verwandte, ohne Zuflucht, ich muß Hun„gers sterben; und ich würde meine Noth mit Ge„duld ertragen, wenn sie meine Kinder nicht mit „mir theilten, ich opfere mich für sie auf: ihr habt „mich geliebt; rettet sie.„ Indem sie dieses gesprochen, fiel sie zu seinen Füßen, und umfassete seine Knie.

Viraldus war großmüthiger als verliebt; er hob sie auf, trocknete ihre Thränen ab, versprach ihr alle Hülfe, deren sie benöthiget war; er sagte

ihr,

ihr, daß er sie verehrte, und daß er ihres Unglücks nicht mißbrauchen würde; und indem er befürchtete, daß er seiner Liebe nicht würde widerstehen können; so wollte er sie nicht wieder sehen. Er trug es seiner Gemahlinn auf, für sie und ihre Kinder alles Benöthigte zu besorgen. Großmuth, die sonder Zweifel erhabner ist, als was man uns in gleichem Falle von Alexandern, Scipio und Türennen so sehr rühmt: Diese Helden liebten nicht.

Eine solche That konnte nicht verschwiegen bleiben: sie wurde offenbar. Jedermann gieng zu dem Viraldus, und alle Welt ertheilte ihm das Lob, das er verdiente. Dieser kluge Mann bediente sich der Achtung, die er unter seinen Mitbürgern erlangt hatte, um sie zum Frieden zu bewegen. Man hörte ihn an, man willigte darein, den Venetianern Friedensvorschläge zu machen, sie waren weise, und wurden angenommen, und der Friede wurde auf beyden Seiten unterzeichnet.

XLVII.

Heinrich der vierte verliert die Frucht des Sieges bey Coutras, weil er der Lust, die er hat, nach der Schlacht, die Gräfinn von Guiche zu besuchen, nicht widerstehen kann.

Heinrich der vierte, dieses Muster der Könige, wurde in den Verwirrungen und in dem Unglücke erzogen. Schon im vierzehnten Jahre trägt er die Waffen, steht alle Strapatzen des Krieges aus, und wird in der Schlacht von Moncentour der größten Gefahr ausgesetzt. In Paris werden alle seine Freunde vor seinen Augen meuchelmörderischer Weise umgebracht, und er selbst bleibt drey Jahre ein Staatsgefangener. Er kömmt aus der Gefangenschaft, um aufs neue den Hunger, den Durst und immer neue Unruhen auszustehen: alle Wuth der Katholicken wider die Reformirten, wendet sich auf ihn. Er entkömmt ihren Verfolgungen bloß durch seine Standhaftigkeit, seine Klugheit, und seine unüberwindliche Tapferkeit.

Fünf tausend Mann, die sein Beyspiel beherzt macht, stellen sich um ihn herum, die Hiebe aufzunehmen, die man ihm beybringen will. Der

Herzog

Herzog von Joyeuse suchet ihn an der Spitze von acht tausend Mann auf, und trifft ihn bey Coutras an.

Heinrich war zu groß, als daß er geflohen wäre, stolz sah er, wie sein Feind seine Armee in Schlachtordnung stellete, und indem er den Muth der Uebermacht entgegen setzt, stürzt er sich in einen Wald von Speere, die alle auf ihn gerichtet sind, er wirft alles zu Boden, was ihm begegnet, und macht den Seinigen einen Weg in das feindliche Heer. Alles fällt unter dem Schwerdte Heinrichs und seiner Soldaten. Der Herzog von Joyeuse will umsonst seine erschrockne Armee wieder herstellen, er kömmt selbst mitten unter seinen fruchtlosen Bemühungen um; einige Soldaten, die dem Schwerdte des Ueberwinders entkommen, nehmen die Flucht, und ihr Schrecken verkündigte den Sieg Heinrichs an allen Orten, wo sie hingerathen. Dieser Prinz war der Schwachheit unterworfen, die fast allen Helden eigen ist: er liebte das schöne Geschlecht, und war fähig, alles bey ihnen, so gar sein Interesse, seinen Ruhm zu vergessen.

Nach dem Siege bey Coutras konnte er der Begierde, siegreich vor der schönen Gräfinn von Guiche, in die er sterblich verliebt war, zu erscheinen, und die Lorbeeren, die er erlangt, vor

ihre Füße zu legen. Anstatt also, einen erschrocknen Feind zu verfolgen, anstatt den Schweitzern und den Deutschen entgegen zu gehen, die unter Weges waren, sich mit ihm zu vereinigen, so dankte er seine Armee ab, und gieng hin, wo ihn die Liebe hinzog: hierdurch gab er dem Herzoge von Guise Zeit, ein neues Heer zu werben, mit welchem er die Schweizer und Deutschen bey Anneau schlug, und den Katholicken wieder einigen Muth machte.

Cäsar vergaß nach der pharsalischen Schlacht seine Angelegenheiten, seinen Ruhm, in den Armen der Königinn Cleopatra. Er gab seinen Feinden Zeit, wieder zu sich selbst zu kommen, und wieder neue Kräfte zu sammlen.

Große Männer haben ähnliche Leidenschaften, ähnliche Schwachheiten, und fallen in einerley Fehler.

XLVIII.

Der Marschall von Ankre klagt, daß der Herr von Luines, der im Louvre ein Zimmer über dem seinenbewohnte, zu vielen Lärm macht, und will ihm ein ander Zimmer anweisen lassen. Der Herr von Luines wird wider diesen Marschall aufgebracht, und macht, daß er und seine Gemahlinn elendiglich umkommen.

Concini, der Sohn eines Notarius aus Florenz, und der Gemahl der Eleonora Galigai, welche die Tochter eines Tischlers aus eben dieser Stadt war, bekam eine solche Gewalt über das Gemüth Marien von Medicis, die mit seiner Frau einerley Brüste gesogen, daß er ihre Neigungen, ihren Haß, ihre Begierden nach seinem Willen zu lenken wußte. Heinrich der vierte wendete alles umsonst bey seiner Gemahlinn an, sie zu vermögen, den Concini zurück zu schicken, denn dieser stiftete lauter Uneinigkeit in der königlichen Familie, durch die bösen Rathschläge, die er der Königinn gab. Das Anhalten Heinrichs bey Maria von Medicis diente nur, den Florentiner noch vester in ihrer Gunst zu setzen, welcher alle Tage Mittel fand, die Königinn dem Könige noch auffetziger zu ma-

chen; und Heinrich trieb seine Gefälligkeit so weit, daß er seine Gewalt nicht brauchte, diesen gefährlichen Italiäner, den man den Marquis von Ankre nennete, fortzuschaffen.

Eine verdammte Faust beraubte Frankreich dieses großen Königes: Maria von Medicis wurde zur Regentinn des Königreichs erkläret, während der Minderjährigkeit Ludewig des dreyzehnten. Concini sah sich Herr des ganzen Reichs. Er wurde zum Marschall von Frankreich gemacht, ohne jemals eine Armee gesehen zu haben, und zum Minister, ohne daß er die Gesetze des Königreichs gekannt hätte. Die Ehrenstellen und die Würden machten ihn frech, welches bey denen gewöhnlich ist, die von geringer Geburt zur Hoheit gelangen: er gieng hochmüthig mit den Prinzen und den Herzogen um. Das Mißvergnügen vereinigte alle Große des Staats wider ihn: aber die Gunst der Königinn schützte ihn wider alle Anfälle; alle ihre Bemühungen, ihn zu stürzen, waren vergeblich: was man aber bewundern muß, ist, daß eben der Mann, der den gewaltsamsten Erschütterungen widerstanden, von einem Manne umgestürzet wurde, der gar nicht fähig dazu zu seyn schien. Es war Karl Albrecht von Luines, ein Edelmann aus der Grafschaft Avignon, der in die Vertraulichkeit Ludewigs des dreyzehnten gekommen war, weil er ihm Lerchenstößer abgerichtet hatte, Sperlinge zu fangen. Der

Marschall

Marschall von Ankre, der diesen Menschen auf seine Seite ziehen wollte, ließ ihn zum Befehlshaber in Amboise machen, und ein Zimmer, über dem seinen, im Louvre anweisen: aber das Mittel, welches er anwendete, sich einen Freund aus ihm zu machen, machte ihm an ihm einen Feind.

Albert von Luines, der einige Achtung für seinen Wohlthäter hätte haben sollen, störte ihn öfters in seiner Arbeit und in seinem Schlafe, durch den Lärm, den er über seinem Kopfe machte. Der Marschall, der verschiedene mal vergeblich darüber geklaget, drohete ihm endlich, ihm sein Zimmer im Louvre wegzunehmen. Albrecht von Luines, dem diese Drohung sehr verdroß, beschloß, dem Marschall zu verderben. Dahin zu gelangen, fieng er damit an, daß er dem Könige, dem er eines Tages mit seinen Lerchernstößern die Zeit vertrieb, sagte, daß er die Regierung gar füglich auf sich nehmen könnte, da er schon sechzehn Jahre und darüber wäre; er müsse das Joch, das ihm seine Mutter und Concini auflegten, abwerfen. Der junge König, welcher die Härte, mit welcher die Regentinn und der Minister mit ihm umgiengen, schon lange überdrüßig gewesen war, fand diesen Rath gut, und gab zu erkennen, daß er geneigt wäre, ihm zu folgen. Der von Luines, welcher sah, daß er das erste mal günstig angehört worden, sprach öfters davon: kurz, er vermochte Ludewig den dreyzehnten, in

den Tod des Marschalls von Ankre zu willigen. Dem Marquis von Vitri, Hauptmanne von der Leibwache, wurde diese Grausamkeit aufgetragen. Er tödtete den Concini mit einem Pistolenschusse auf der Louvrebrücke.

Gleich darauf nahm man der Regentinn die Leibwache, man hielt sie in ihrem Zimmer gefangen, und brachte sie endlich nach Blois. Die Leiche des Marschalls von Ankre wurde unter das Portal der Kirche Sanct Germani von Auxerre begraben: der Pöbel grub den Körper wieder aus, schleppte ihn durch alle Straßen von Paris, und man sagt, daß sich ein Mann fand, der die Wildheit so weit trieb, daß er das Herz heraus riß, und es fraß. Die Natur bringt in allen Ländern unmenschliche Leute hervor.

Was aber noch schändlicher war, ist, daß Leute von Stande von dieser Wuth angestecket wurden, und sich dieser gräulichen Handlungen theilhaftig machten. Man trug es dem Parlemente auf, das Gedächtniß des Marschalls zu verdammen, und über seine Gemahlinn Recht zu sprechen. Ihr ganzes Verbrechen bestund in der Gunst, welche die Königinn für sie gehabt hatte.

Man fragte sie, was sie für Zaubermittel gebraucht, die Königinn so einzunehmen. Diese Frau, welche einer so unvernünftigen Frage nicht gewärtig war, und die sich darüber ärgerte, antwortete:

tete: „Mein Zaubermittel ist die Gewalt gewesen, „welche die starken Seelen allezeit über die schwa„chen haben.„ Gegenwärtig bewundert man diese Antwort: damals wurde sie als eine Frucht der Frechheit angesehen. Die Marschallinn wurde verurtheilt, wegen Zauberey, Judenthum und Betrug. Dieses Urtheil scheint zu beweisen, daß sie unschuldig gewesen. Sie wurde auf dem Greveplatze verbrannt.

XLIX.

Die abentheuerliche und romanenhafte Liebe des Herzogs von Buckingham verursacht einen Religionskrieg, und die Einnahme von Rochelle.

Im Anfange des siebzehnden Jahrhunderts sah man drey Staatsbediente, die das Schicksal von Europa in ihren Händen hielten. In Frankreich war es der Cardinal von Richelieu, in Spanien der Graf von Olivares, und in England der Herzog von Buckingham. Alle drey hatten die Großen und das Volk zu Feinden: alle drey waren in ihrer Gemüthsart und in ihren Leidenschaften ganz verschieden.

Der Cardinal von Richelieu war hitzig, hochmüthig und blutdürstig: aber von einer unglaublichen Wirksamkeit. Er kam allen Verschwörungen, welche man wider ihn machte, zuvor, erhielt sich beständig bey der Würde des ersten Staatsministers, und ließ die andern beyden niemals aufkommen. Der Graf von Olivares war zurückhaltend, sanftmüthig, ruhig und so bedachtsam, daß er darüber in Verzögerung fiel: er kam den Unglücksfällen nicht zuvor, und ward davon erdrückt. Der Herzog von Buckingham, welcher die schönste Mannsperson seiner Zeit war, betrug sich mehr als ein Günstling, denn als ein Minister. Er regierte Karln den ersten nicht durch Staatsränke, sondern durch die Gewalt, die er über sein Gemüth erlanget hatte. Bey denen wußte er sich beliebt zu machen, deren Gesellschaft er sich auserlesen hatte, denen aber, welche die Gabe nicht hatten, ihm die Zeit zu vertreiben, war er unerträglich; mit den ersten war er sanftmüthig zuvorkommend, großmüthig; mit den andern aber stolz herrscherisch. Er glaubte, zu allem fähig zu seyn, weil er in keiner Sache erfahren war. Die Annehmlichkeiten seiner Gestalt, seine Großmuth, seine Freygebigkeit, seine Pracht, machten ihn bey dem Frauenzimmer beliebt: viele hatte er verführt, und er stund in dem Wahne, daß ihm keiner zu widerstehen vermöchte. In diesem Zutrauen wagte er

sich

sich an alle, ohne die geringste Achtung gegen ihren Rang oder ihre Tugend.

Den Romanenhelden gleich, suchte er außerhalb Landes so gar Abentheuer. Dieses war sonder Zweifel die Ursache, warum er Karln den ersten, der damals noch Prinz von Wallis war, zu der Reise nach Spanien brachte, wo er selbst um die Infantinn anhielt. Der Herzog, der sich mehr um seine Liebesabentheuer bekümmerte, als um die Angelegenheiten seines Herrn, machte sich an die Gräfinn von Olivares, der Gemahlinn des ersten Staatsministers von Spanien, durch diese Unbesonnenheit ward die Vermählung des Prinzen rückgängig, welcher gleich darauf seine Absichten auf Frankreich richtete, wo er um Henrietten, die Schwester Ludewigs des dreyzehnten anhielt. Die Freundschaft, welche der Prinz von Wallis gegen den Herzog von Buckingham hatte, war ein Schleyer, der alle Fehler dieses Günstlings den Augen des Prinzen entzog. Er war nicht so bald auf den Thron von England gestiegen, als er ihm sein ganzes Zutrauen schenkte, und ihn nach Frankreich schickte, seine Heurath mit Henrietten zu schließen, und sie abzuholen. Dieser Herzog, den die Kühnheit seiner Begierden aus einer Unbesonnenheit in die andre führte, hätte diese Heurath bald wieder durch die verwe-

genste

genste von allen Thorheiten vereitelt. Er machte der Königinn Anna von Oesterreich einen Liebesantrag, und unterstund sich, in sie verliebt zu scheinen. Diese Königinn, welche nebst einer wahren Tugend, eine Seele besaß, die der Hoheit ihres Ranges gemäß war, hielt es für sie zu geringe, sich von der Verwegenheit des Herzogs von Buckingham beleidiget zu finden.

Endlich mußte dieser Engländer Henrietten nach England herüber führen, und Frankreich verlassen, wo er den Ruhm eines angenehmen Hofmanns erlangt hatte. Seine Liebe gegen die Königinn Anna brachte er mit sich nach London, und er glaubte, von ihr geliebet zu werden, weil er sich unterstanden, ihr zu sagen, daß er sie liebte. Sie abermals zu sehen, versuchte er eine neue Reise nach Frankreich, er stellte sich, als wollte er einen Tractat wider Spanien schließen; allein er wurde nicht angehöret, und so gar wurde ihm die Erlaubniß, nach Frankreich zu kommen, und seine Vorschläge zu machen, abgeschlagen.

Der Herzog von Buckingham, dem eine solche abschlägige Antwort heftig verdroß, machte heimliche Verbindungen mit den Hugonotten, die er zum Aufstande bewegte, indem er ihnen große Hoffnung auf eine mächtige Hülfe von Seiten

Englands

Englands machte. Rochelle war der Sammelplatz der Hugonotten, die Rocheller griffen zu den Waffen, und der Herzog von Buckingham stieg in der Insel Rhe mit siebentausend Mann aus. Die Partey der Hugonotten wurde stark, die Verwirrung und die Unruhe breitete sich durch ganz Frankreich aus, und Rochelle wäre bey nahe auf ewig davon getrennet worden. Der Cardinal von Richelieu, der niemals größer war, als in der dringensten Gefahr, befand sich überall, durch die bewundernswürdige Gegenwart seines Geistes, durch die Wachsamkeit, die den Helden so eigen ist, und hemmete überall das Uebel, welches dem Staate drohete. Es wurden auf das schleunigste Schiffe gebauet, und Völker unter geschickten Generalen wider die Rocheller geschickt, eine zahlreiche Artillerie folgte ihnen nach; man bediente sich des Hasses, den der Graf von Olivares gegen die Engländer hatte, und erlangte Völker und Schiffe von ihm. Der Herzog von Buckingham wurde bey der Insel Rhe geschlagen, und mit dem Ueberreste und seiner Schande nach England zurück zu kehren gezwungen. Der Cardinal kam in Person, und führte die Belagerung selbst. Auf einmal war er ein General; sein Muth, sein großer Geist verliehen ihm das, was die Erfahrung ihm vorenthielte. Die Völker beobachteten die strengste Zucht. Der Hafen mußte der englischen

Hülfe verschlossen werden, man mußte Herr von der See seyn. Der Cardinal nahm den Curtius zur Hand, und las die Beschreibung des Dammes, den Alexander vor Tyrus machen ließ, und läßt vor Rochelle einen gleichen Damm, der gegen vier tausend sieben hundert Fuß lang war, aufrichten. Das Glück selbst stund ihm in seiner Unternehmung bey: der Herzog von Buckingham, der im Begriff war, mit einer furchtbaren Flotte aus den englischen Häfen zu segeln, wird durch einen Irrländer meuchelmörderischer Weise umgebracht; dieser Unfall verspätete die Flotte, die nicht eher erschien, als da der Damm fertig, und er nicht mehr durchzustechen war. Kurz, Rochelle muß sich aller Bestrebungen der Engländer, sie zu erhalten, ungeachtet, ergeben.

L.

Ein paar Handschuh, die man der Königinn Anna abschlägt, und eine Schaale Wasser, welche auf das Kleid einer ihrer Favoritinnen gegossen wird, verursachen den Utrechter Frieden.

Man weiß, daß Karl der zweyte, König in Spanien, eben so schwach von Geiste, als in Ansehung seines Körpers war; seine Unwissenheit gieng so weit, daß er weder die Größe noch die Kräfte seiner Staaten kannte.

Eine beständige Schwachheit verkündigte ihm einen nahen Tod, und die Mächte von Europa bereiteten sich, seine reiche Verlassenschaft zu samm-

len. Alle zusammen glaubten, Recht dazu zu haben, und hofften, sie zu behaupten. Ludewig der vierzehnte und der Kaiser Leopold, waren beyde Enkel Philipp des dritten; beyde hatten Töchter Philipp des vierten geheurathet, und ihre Kinder waren in gleichem Grade. Das Haus Frankreich hatte das Recht der Erstgeburt; aber eine authentische und förmlich unterzeichnete Entsagung der spanischen Krone schien dem Hause des Kaisers, das von einem Geblüte mit dem königlichen spa-

nischen Hause war, und auch den Namen Oesterreich führte, das ganze Recht zu überlassen.

Karl der zweyte, der beständig wankend war, veränderte seinen Entschluß, bey jedem neuen Rathe, den man ihm gab. Seiner Mutter zu gefallen machte er ein Testament, durch welches er den Sohn des Churfürsten von Bayern zum Erben der spanischen Krone einsetzte: als aber seine Mutter gestorben war, so veränderte er seinen letzten Willen, und bestimmte die Erbschaft, auf Anrathen Marianen von Pfalz-Neuburg, dem Erzherzoge Karl, dem zweyten Sohne Leopolds. Einige Zeit darauf riethen der Erzbischof von Toledo, der Graf von Monteroy, und andere Große von Spanien, die gegen den Hof von Wien mißvergnügt waren, Karl dem zweyten einen Erben in dem Hause Bourbon zu suchen, und die Wahl fiel auf den Enkel Ludewigs des vierzehnten, Philipp, Herzogen von Anjou. Er folgte ihnen, und vermachte in einem neuen Testamente alle seine Staaten dem Herzoge von Anjou. Hierbey blieb es, denn er starb, ohne weiter Testamente zu machen. Was findet man in den Begebenheiten öfters für sonderbare Veränderungen und Widersprüche: vor Zeiten hätte es bald nicht viel gefehlt, so hätte Spanien Frankreich gestürzt, gegenwärtig nimmt Spanien seine Könige in Frankreich.

Da diese Nachricht bekannt wurde, ward ganz Europa in große Bestürzung gesetzt, bald aber erholte es sich, und man beschloß alles anzuwenden, der Macht des Hauses Bourbon Einhalt zu thun. England, Deutschland, Dännemark und Holland machten ein Bündniß wider Ludewig und seinen Enkel, und unterzeichneten es in dem Haag. Ludewig der Vierzehnte, der gewohnt war, mit diesen Mächten Krieg zu führen, blieb bey dieser allgemeinen Vereinigung wider ihn, standhaft, er sendete seinen Enkel nach Madrit, wo er zum Könige von Spanien und Indien ausgerufen wurde.

Der Kaiser Leopold, der seine Anforderungen gültig machen wollte, fieng den Krieg in Italien an, wohin er den Prinzen Eugen an die Spitze von dreyßig tausend Mann schickte. Dieser geschickte General drang, allem Widerstande der Franzosen, und einiger Piemonteser ungeachtet, in das Gebiet von Brescia. Er beschleunigte seine Eroberungen, und breitete sich gewaltig aus, als der Herzog von Vendome die Anführung der französischen Völker über sich nahm, und seinem weitern Fortgange Einhalt that. Man sah diese zween große Männer die größten Gaben für den Krieg zeigen. Tapferkeit auf beyden Seiten, ungestüme Angriffe, hartnäckiger Widerstand, listig eingerichtete Ueberrumpelungen, weise Vorsicht, gelehrte Märsche, kleine Scharmüzel zu gelegner Zeit, blutige Schlachten,

wo beyde Parteyen sich den Sieg zuschrieben, ohne weitern Nutzen daraus zu ziehen. Hierdurch zeigten diese berühmten Feldherren ihre Kunst, ihre Erfahrenheit. Aber der Prinz Eugen mußte seine Armee verlassen, um dem Kriegesrathe in Wien beyzuwohnen, und überließ dadurch dem Herzoge von Vendome große Vortheile. Der Kaiser zog den Herzog von Savoyen, und den König von Portugal vergebens zu seiner Partey, diese zwo Mächte waren nicht vermögend, das Glück, welches sich auf diesen Augenblick für das Haus Bourbon erkläret hatte, wieder auf seine Seite zu bringen. Der Marquis von Villars schlug den Prinzen Ludewig von Baden, bey Friedlingen, und ward auf dem Schlachtfelde zum Marschall von Frankreich ausgerufen; Ludewig der vierzehnte bestätigte das, was die Stimme der Soldaten ihm verliehen. Kurz darauf wurden die Kaiserlichen nochmals von dem neuen Marschall bey Höchstett geschlagen. Der Herzog von Burgund, der die Marschälle von Tallard und von Vauban unter sich hatte, erfochte Siege in den Niederlanden. Mit einem Worte, Frankreich triumphirte überall.

Der Churfürst von Bayern, der mit Ludewig dem Vierzehenten verbunden war, genoß mit dem Marschall von Marsin der Früchte der Siege des Herzogs von Villars, welchen man von der Armee in Deutschland zurück berufen, und nach den Cevenner Thälern

Thälern hingeschicket hatte, um die Unruhe daselbst zu stillen. Die Franzosen und die Bayern überschwemmeten das Land jenseit der Donau: sie schickten Parteyen bis in Oesterreich aus; Wien war in der größten Furcht. Der Prinz Eugen, welcher die Gefahr erfuhr, in welcher der Kaiser war, nahm gleich die Anführung der Armeen in Deutschland über sich. Marlboroug nahm zehn tausend englisches Fußvolk, und drey und zwanzig Geschwader Reuterey, beschleunigte seinen Marsch, und kam nach Donawerth, gegen die Linien des Churfürstens von Bayern über: er schlug die französische und bayerische Armee, nahm Donawerth ein, gieng über die Donau, brandschatzte ganz Bayern. Der Marschall von Tallard kam mit dreyßig tausend Mann, vereinigte sich mit der geschlagenen Armee, um den Herzog von Marlboroug anzugreifen; aber der Prinz Eugen kam heran, und vereinigte sich mit den Engländern. Die französische Armee war ungefähr sechzig tausend Mann stark, die alliirte zwey und funzig tausend. Die Schlacht wurde bey Höchstett geliefert, wo die französische Armee fast ganz vertilget wurde, den Marschall von Tallard, nebst noch einer großen Anzahl Generale, nahm man gefangen; der Churfürst von Bayern flüchtete nach Brüssel. Die Alliirten, die von der Donau bis an den Rhein eine offene Bahn hatten, rückten in Elsaß. Das bestürzte

Frankreich wendete die äußersten Bemühungen an, einen so ansehnlichen Verlust zu ersetzen. Man versammlete, was übrig geblieben war von der geschlagenen Armee, man nahm alle Besatzungen aus den vesten Plätzen, man ließ die Landmiliz marschiren, man nahm Gelder auf, und ließ den Herzog von Villars wieder zurück kommen.

Dieses war die Zeit, in welcher das Glück Frankreich ganz verlassen zu wollen schien: eine französische Flotte, die von einem schrecklichen Ungewitter gewaltig gelitten, wurde von den Engländern angegriffen und genommen; für den Erzherzog Karl eroberten sie das Königreich Valenzia und Catalonien, sie hatten ihn nach Spanien übergesetzet. Die Schlacht bey Ramillies brachte Frankreich aufs äußerste, und durch die Turinische verlohren sie alle ihre Vortheile in Italien.

Frankreich schien dem Augenblicke seines Untergangs nahe zu seyn, und Ludewig der Vierzehnte, vor dem ganz Europa gezittert hatte, konnte itzt selbst der Furcht nicht widerstehen. Von allen Seiten zu Wasser und zu Lande setzte man ihm zu. Philipp der Fünfte, sein Enkel, sah sich ohne Hülfe, und sah, sich so zu sagen, gezwungen, die Krone seinem Mitbuhler, der überall siegte, zu überlassen.

Ein grausamer Winter verheerte Frankreich vollends: fast alle Bäume erfroren, es blieb keine Hoffnung zur Erndte übrig, man hatte keine Magazine

gazine, und die Schiffe mangelten, das Getraide aus den fremden Ländern zu holen. Frankreich, das den Muth ganz verlohren, schien im Elend untergehen zu sollen.

In diesen schrecklichen Umständen bedachte sich Ludewig der Vierzehente nicht lange, bey den Holländern, die er vor Zeiten so weit erniedriget hatte, um Friede zu bitten. Der Präsident Rouille ward zu dieser Unterhandlung ausersehen. Der Magistrat dieser Republik nahm ihn mit vielem Hochmuthe auf, und sprachen mit ihm als Ueberwinder, welche Gesetze vorschreiben wollen. Der König von Frankreich, welcher durch Bitten dasjenige zu erlangen hoffte, was man dem Präsident Rouille abgeschlagen hatte, schickte den Marquis von Torcy Colbert, seinen vornehmsten Minister, nach Holland, dieser wendete sich an den Rathspensionarius Heinsius, an den Prinzen Eugenius, und an den Herzog von Marlboroug: aber alle drey verlangten, daß der Krieg fortdauren möchte. Der Prinz Eugen fand seine Größe und seine Rache darinn, der Herzog Ruhm und ein unermäßliches Glück, der Pensionarius, den die andern beyde regierten, sah sich als einen Spartiaten an, welcher einen persischen König demüthiget. Sie schlugen einen Waffenstillstand vor, mit der Bedingung, daß der König von Frankreich sich mit seinen Feinden vereinigen sollte, um seinen eigenen Enkel, in

Zeit von zween Monaten aus Spanien zu jagen, und daß er, zur Sicherheit seines Versprechens, mit Abtretung von zehen Städten an Holland, den Anfang machen sollte. Es ist sonderbar, daß drey Männer, davon zween vor Zeiten sich glücklich schätzten, ein Regiment anzuführen, und der dritte den Werth einiger Ballen Waaren wohl zu berechnen, gegenwärtig dem mächtigsten Monarchen der Welt, welcher sie anzuflehen gezwungen ist, Gesetze vorschreiben wollten.

Als der Marquis von Torcy dem Könige diese Vorschläge brachte, so antwortete er: „Weil Krieg „seyn soll, so will ich ihn lieber wider meine Fein„de als wider meine Kinder führen.„ Man warb eine Armee von ungefähr siebenzig tausend Mann, an deren Spitze man den Marschall von Villars setzte, den man als die einzige Stütze von Frankreich ansah: aber dieser tapfre General wurde bey Malplaquet verwundet, und die Frazosen geschlagen. Die Feinde, die immer nach und nach fortrückten, eroberten die meisten Gränzvestungen, und waren im Begriff, in das Innerste des Reichs zu dringen. Ludewig der Vierzehnte, der fast zur Verzweifelung gebracht war, flehete nochmals um Friede.

Er erbot, sich den Erzherzog als König in Spanien zu erkennen, seinem Enkel keine Hülfe mehr zu verschaffen, vier Städte zum Pfande zu geben, auf die Oberherrschaft von Elsaß Verzicht

zu

zu thun, alle Vestungen von Basel bis Philipps-burg niederzureißen, den Hafen zu Dunkirchen zu füllen, und die Vestungswerke davon zu zerstören; den Generalstaaten both er die Städte Lille, Dornick, Ypern, Menin, Furnes, Conde und Maubeuge. Diese Anerbietungen wurden mit Verachtung verworfen: kurz, dieser Monarch trieb die Erniedrigung so weit, daß er Geld darbot seinen Enkel Philipp den fünften von dem Throne zu jagen; man hörte ihn aber nicht an. Man verlangte von ihm, daß er sich anheischig machen sollte, allein seinen Enkel in zween Monaten aus Spanien zu jagen. Während dieser Unterhandlungen näherte sich die Armee der verbundenen Mächte immer Frankreich, und Philipp der fünfte, der von dem Erzherzoge geschlagen worden, mußte seinem Feinde seine Plätze einräumen, welcher sich darinn zum Könige ausrufen ließ. Man sagt, daß Ludewig der Vierzehnte, seines hohen Alters ungeachtet, sich vorgenommen, den Adel seines Reichs zusammen zu beberufen, ihn wider den Feind zu führen, und mit ihn umzukommen.

Der Augenblick, der zum Untergange Frankreichs und des königlichen Hauses bestimmt zu seyn schien, war der Augenblick seiner Herstellung. Die vereinigten Kräfte von ganz Europa hatten diese Monarchie erschüttern müssen. Eine Eifersucht, ein Weiberzank setzte sie wieder in ihren vorigen

Glanz Die Königinn Anna von England liebte die Herzoginn von Marlboroug so sehr, daß sie ihr allen ihren Willen aufopferte. Die Herzoginn begieng die Unvorsichtigkeit, ihres Ansehns zu mißbrauchen: sie ermüdete die Königinn durch ihren Eigensinn, durch ihren Stolz; Anna war gewohnt eine Favoritinn zu haben, und wählte Myladi Masham, ihre Hofdame, dazu. Die Herzoginn wurde es bald gewahr; und indem sie mehr ihrer Gemüthsart als der Staatsklugheit folgte, so wagte sie es, sich an der Königinn zu rächen, und ihr Verdruß zu machen. Eines Tages ließ sie durch ein verstelltes Versehen eine Schaale Wasser auf das Kleid der Myladi Masham, in Gegenwart der Königinn, fallen, und wollte nicht einmal darüber betrübt scheinen.

Ein anders mal erschien sie bey Hofe, mit einem paar Handschuh, von einem ganz neuen Geschmacke, und als sie sah, daß sie der Königinn gefielen, so zeigte sie solche allen Hofleuten, ohne, daß sie der Königinn dergleichen angeboten hätte. Die Königinn, die über ihr Bezeigen sehr aufgebracht wurde, beschloß völlig mit ihr zu brechen, und trieb ihre Rache so weit, daß sie ihrem Gemahle, dem Herzoge von Marlboroug, die Anführung der Kriegsheere nahm.

Desto sicherer damit zu Stande zu kommen, entschloß sie sich mit Franckreich Friede zu machen,

und gab den Engländern zu verstehen, daß sie thöricht handelten, sich für das Haus Oesterreich aufzuopfern, sie ließ Ludewig den vierzehnten unter der Hand zu verstehen geben, daß sie geneigt wäre, Friedensvorschläge anzuhören. Er schickte ihr bald einen geheimen Unterhändler, mit welchem sie die Bedingungen des Tractats einrichtete: und als der Herzog von Marlboroug aus dem Feldzuge nach London kam, so nahm man ihm alle seine Würden. Der Prinz Eugen gieng nach England hinüber, aber vergebens, man erwies ihm die größten Ehrenbezeigungen, er wurde seinem Verdienste, seinem hohen Range gemäß geachtet, aber man gewährte ihm nichts von dem, was er verlangte.

Dieser Prinz, der neue Lorbeern einzuerndten hoffte, kehrte zurück, den Krieg allein zu vollenden. Des Rückzuges der Engländer ungeachtet, hatten die Alliirten noch Völker genug, das erschöpfte Frankreich zu überwältigen: allein Marlboroug war nicht mehr mit ihnen, und Villars führte die Franzosen an: er siegete bey Denain, und die Alliirten, welche darüber sehr bestürzt wurden, mußten Bedingungen annehmen, die Frankreich lange so beschwerlich nicht waren, als diejenigen, welche sie kurz vorher mit so vielem Stolze ausgeschlagen.

Der Herzog von Anjou blieb in dem ruhigen Besitze von dem Königreiche Spanien, und man

gab Lille, Aire, Bethune, Saint Venant an Frankreich zurück. Der Kaiser schlug alle Unterhandlung aus: er fuhr fort Krieg zu führen, und litt öfteren Abbruch von den Franzosen, die der Marschall von Villars anführte; nachdem er endlich alle seine Vortheile verlohren, und gezeiget hatte, daß das Haus Oesterreich dem Hause Bourbon ohne Hülfe nicht widerstehen kann, so willigte er endlich in den Frieden.

LI.

Ein Stockschlag, den ein Deutscher einem Genueser giebt, der die Lavette eines Mörsers ansah, welche in einer Straße von Genua zerbrochen war, ist Ursach, daß die Oesterreicher aus dieser Stadt gejaget werden, und daß die Republik ihre Freyheit wieder erhält.

Der Tod Karl des sechsten, des letzten Kaisers aus dem Hause Oesterreich, war das Zeichen, bey welchem ganz Europa zu den Waffen griff. Frankreich ließ den Churfürsten von Bayern unter dem Namen Karls des Siebenten

zum

zum Kaiser ausrufen, und die Tochter Karls des sechsten wurde von Frankreich, Bayern und Preußen angegriffen. Alles drohete der Königinn von Ungarn den Untergang, ihre Bundsgenossen hatten sie verlassen, sie sah die Feinde an dem Thore vor Wien. Ihr Muth war ihre einzige Zuflucht, und die Gefahr, welche ihr drohte, diente nur ihre Größe desto besser hervorleuchten zu lassen. Georg der zweyte, König von England, nahm sich ihrer an, und verlieh ihr eine mächtige Hülfe. Sardinien, Holland, Rußland selbst erklärte sich für sie. Ihr Unglück und ihre Tugenden gewannen ihr das Herz der Ungarn, die sich jederzeit wider ihre Voreltern empöret, und niemals zu einer völligen und ungezwungenen Unterwerfung hatten gebracht werden können; sie ergriffen die Waffen, aber um sie zu vertheidigen. Man widerstund den Franzosen in Deutschland, in Italien, in Flandern, man erhielt große Vortheile auf der See; denn ihr Seewesen war in schlechtem Stande. Ludewig der funfzehnte hatte eben die Feinde zu bekämpfen, die wider seinen Urältervater Krieg geführet hatten, er stellete sich an die Spitze seiner Völker, und siegete.

Die Republik Genua, welche den Krieg an ihren Thoren sah, begab sich in den Schutz von Frankreich; die Franzosen, die in Italien vielen Abbruch erlit-

erlitten, mußten sich nach Placenz zurück ziehen. Der König von Sardinien drang in die Länder der Republik, und forderte starcke Brandschatzungen. Vergebens wollten die mit den Spaniern vereinigten Franzosen den Staat von Genua decken, die vereinigte Macht der Königinn von Ungarn und des Königs von Sardinien zwangen sie, sich zurück zu ziehen.

Die Oesterreicher näherten sich Genua unter Anführung des Marquis von Botta, sie bemächtigten sich vieler Päsſe, besonders der Bocchetta, welche bis dahin für unüberwindlich war gehalten worden.

Die bestürzsten Genueser dachten nicht einmal daran, sich zu vertheidigen, und die Furcht des Unglücks stürzte sie in das Unglück hinein. Sie schickten drey Rathsherren, die in aller Unterthänigkeit den Willen des Generals zu wissen begehrten. Er nahm sie höflich auf, und es wurde ausgemacht, daß den Tag darauf die Thore von Genua den Völkern der Königinn von Ungarn sollten übergeben werden, die Besatzung sollte Kriegesgefangen seyn, man sollte alle Franzosen, Spanier und Neapolitaner, die sich noch in der Stadt oder Vorstadt befinden möchten, an die Oesterreicher ausliefern, ihnen alles Geschütz und Kriegsbedürfniß, so in der Stadt wäre, getreulich anzeigen:

zeigen: Der Doge und sechs Rathsherren sollten innerhalb eines Monats nach Wien reisen, um daselbst die Königinn von Ungarn wegen ihrer begangenen Fehler um Vergebung zu bitten; auf der Stelle sollte man funfzig tausend Genuinen zahlen, welches ungefähr vier mal hundert tausend französische Livres macht. Diesem Tractat zu folge kam der General Nadasti mit dem Vortrapp der österreichischen Armee vor Genua; es wurden ihm die Thore überliefert, und die Republik machte sich fertig, die andern Bedingungen, so hart sie auch waren, zu erfüllen.

Wenn die Genueser sich die Unbesonnenheit ihrer Feinde hätten zu Nutze machen wollen, so wäre die österreichische Armee verloren gewesen. Sie hatte sich unbedachtsamer Weise zu Porto Decimo, in dem Bette der Serivia, die damals trocken war, gelagert. Die Nacht vom zehnten zum eilften November fiel ein sehr starker Regen, welcher, indem er von einer nahe gelegenen Anhöhe herab schoß, das Bette dieses Stroms den Augenblick anfüllete, und alles, was er darinn fand, Menschen, Zelter, Feldgeräthe mit sich wegriß, und dadurch die ganze Armee in Verwirrung setzte. Es kamen mehr als tausend Menschen dabey um; und wenn die Genueser die Oesterreicher damals angegriffen hätten, so wäre kein Mann davon gekommen. Die Republik

publik aber hoffte, ihre Unterwürfigkeit und ihre Treue würde ihr von Seiten der Ungarn einige Nachsicht verschaffen: sie betrog sich, man dachte an nichts als sie gänzlich zu entkräften. Man forderte eine Brandschatzung von vier und zwanzig Millionen, wovon das Drittel baar mußte bezahlet werden, und das übrige zu Ende des Monats. Vergeblich machte der Rath Vorstellung, das erste Drittel mußte erleget werden Die Königinn von Ungarn verlangte über dieses, daß man ihre Völker kleiden, daß man ihr die Edelsteine wieder geben sollte, auf welche sie einige Jahre zuvor große Summen geborgt hatte.

Die trostlosen Genueser ließen ihre Klagen an die Holländer und Engländer gelangen: jedoch vergebens, man sah sie an als Schlachtopfer, welche aufgeopfert werden mußten. Ohne Aufschub mußte man das andre Drittel von den vier und zwanzig Millionen Brandschatzung bezahlen; Die allgemeinen Kassen und alle Mittel, Gelder zu heben, waren erschöpft, das Silberwerk der Kirche wurde eingeschmolzen, und Geld daraus geprägt, endlich mußte man den Bürgern nehmen was sie besaßen, um nur dieser Noth abzuhelfen. Zu dieser öffentlichen Brandschatzung geselleten sich noch die Plackereyen der österreichischen Kriegsbedienten, und die Plünderungen der Soldaten. Die Genueser waren aufs äusserste gebracht, und niemand

manden rührte ihr Unglück, der Pabst allein zeigte sein Mitleid: er ertheilte ihnen einen Ablaß auf vierzehen Tage.

Die Königinn, welche in Italien siegreich war, wollte den Krieg nach Provence herüber bringen, und befahl dem General Broun hinein zu dringen. Der Marquis von Botta kriegte Befehl, das Geschütz von Genua zu der Armee zu schaffen, die nach Provence bestimmt war. Man fieng demnach damit an, daß man die zwölf größten Feldstücke der Stadt, und einige Mörser aus dem Zeughause nahm; die Genueser selbst mußten mit Hand anlegen, die Kanonen fortzuschleppen, die man ihnen raubte. Am fünften December 1746. brach die Lavette eines Mörsers, den man durch eine enge Straße schleppete; und da die Verwirrung, welche dieser Zufall verursachte, viel Volk herbey zog, so schlug ein österreichischer Kriegsbedienter einen Genueser, der nicht eifrig genug arbeitete, mit dem Stocke. Der Republikaner, den es heftig verdroß, sich dergestalt beschimpfet zu sehen, zog sein Messer, und stieß es dem Officier in den Leib. Diese kühne That weckte den Muth der Genueser wieder auf: sie versammelten sich, sie erbrachen die Läden der Büchsenschäffter, zerschmissen die Thüren des Zeughauses, der Pulvermagazine, und wurden von der Verzweifelung zu Soldaten gemacht; sie fielen auf die Oesterreicher, richteten ein erschreckliches Blutbad unter ihnen an,

und jagten sie von den Thoren, die Bauern kamen ihnen zu Hülfe, und da sie sich mit den Bürgern vereinigten, so jagten sie den Feind aus dem ganzen genuesischen Staate.

Die Genueser feyerten die Wiedererlangung ihrer Freyheit durch die größten Freudenfeste: den Mörser, der diese glückliche Veränderung veranlasset hatte, führten sie mit großer Pracht durch die vornehmsten Straßen der Stadt. Die Oesterreichische Armee, welche zu der Unternehmung in Provence bestimmt war, kam und berennete Genua: Frankreich aber schickte ihr Hülfe. Der Herzog von Richelieu rettete diese Republik, und der Rath ließ ihm eine Blildsäule errichten.

Ende des ersten Versuchs.

Große Begebenheiten aus kleinen Ursachen.

Zweyter Versuch.

Große Begebenheiten
aus kleinen Ursachen.
Zweyter historischer Versuch.

LII.

Das unüberlegte Betragen des Königes von Lydien gegen seine Gemahlinn, verursacht eine erschreckliche Veränderung in der Regierung dieses Königreiches.

Candaul, König von Lydien, liebte die Königinn, seine Gemahlinn, dergestalt, daß er sie als die allerschönste Person auf der Welt betrachtete. Beständig von ihr eingenommen, mischte er ihre Lobeserhebungen in alle seine Gespräche. Eines Tages überließ er sich ganz dem Vergnügen,

seine Gemahlinn gegen den Giges, einen Offizier von seiner Leibwache, prächtig zu erheben; in der Entzückung, worein er gerieth, sprach er „Gi„ges, sie ist doch unvergleichlich schön! Die Na„tur hat über ihren ganzen Körper Annehmlichkei„ten verbreitet; vergebens würde ich mich be„mühen, dir selbige abzuschildern. Meine Aus„drücke würden zu schwach seyn. Um sie anzu„bethen, muß man sie sehen. Ich verlange es, „daß deine Augen dir das lehren sollen, was mein „Mund auszudrücken nicht vermögend ist.„ Giges, der die Gefahr sah, welche ihm drohete, und die traurigen Folgen, welche seine Neugierde nach sich ziehen könnte, antwortete dem Könige, daß es nur seiner Majestät erlaubt wäre, die Königinn in dergleichen Zustande zu sehen, und daß es einem Unterthanen nur gebühre, ehrfurchtsvolle Blicke auf sie zn werfen. „Du macheſt dir „zur Unzeit Scrupel, erwiederte Candaul, du „must gehorchen, und ich gebe dir mein Königli„ches Wort, daß du deßhalb nichts widriges zu „befürchten hast.„ Da er nun die Zeit herannahen sah, zu welcher die Königinn sich ins Bette zu legen pflegte, stellete er den Giges an einen Ort, wo er alle wahrnehmen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Kaum war er daselbst angelanget, als die Königin sich auszukleiden anfieng und in den Stand trat, in welchem Giges sie nach

dem

dem Willen des Königs sehen sollte. Nachdem sie sich niedergeleget hatte, gieng der Offizier zum Könige und ermangelte nicht, ihn zu versichern, daß seine Augen niemals etwas schöneres gesehen hätten, als dasjenige wäre, welches er so eben erblicket hätte.

Diese Lobsprüche erhitzten die Leidenschaft des Candauls; schnell eilt er in die Arme der Königinn: die Liebe macht ihn unbesonnen; stolz auf das Glück, eine Gemahlinn zu besitzen, welche der Gegenstand des Verlangens aller Menschen ist, erzählt er ihr die Lobsprüche welche Giges ihrer Schönheit ertheilt hat, und gesteht es, wie er es angefangen habe, daß der Hofmann alle ihre Schönheiten ganz und gar betrachten können. Aber die Königinn von Lydien, deren Ehrgeitz die Neigung zur Liebe überwand, vernahm es mit Verdruß, daß sie dergestalt dem frechen Anblick eines Unterthanen ausgesetzt worden. Es dünkte ihr, daß sie in dem Augenblicke von ihrem Throne herabgestiegen sey, daß Giges in ihrer Person nicht mehr eine Königinn, sondern ein gemeines Frauenzimmer sähe. Ihr aufgebrachter Ehrgeiz besänftigt alle ihre anderen Leidenschaften, in der Wuth spricht sie ihrem Gemahle das Todesurtheil, weil er den Giges sie zu sehen genöthigt hatte. Gleich den folgenden Morgen ließ sie den Giges vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Meine

„Schamhaftigkeit erlaubt mir es nicht zu leiden, „daß zween Menschen leben, die mich nackend gese„hen haben. Ich weiß, daß du mich gestern in „dem Zustande gesehen hast. Also mußt du, oder „mein Mann, sterben. Ich überlasse dir die „Wahl des Opfers, aber denke daran, daß es „noch diese Nacht muß aufgeopfert werden.„

Diesen Abend nöthigte sie den König, unter einem gewissen Vorwande, sich zuerst in das Bett zu legen. Da sie nun glaubte, daß er eingeschlafen wäre, ließ sie den Giges rufen, zeigte ihm einen Dolch, und sprach: „Die Zeit welche ich dir „zu meiner Rache bestimmt habe, ist nun vor„handen; hast du das Opfer erwählet?„ Giges, der ihre von Zorne funkelnde Augen sah, errieth ihr Vorhaben, und sagte ihr, daß er bereit wäre, ihre Befehle zu vollziehen. „Folge mir, sprach „sie„ Alsbald geht sie in das Zimmer des Königs, nähert sich seinem Bette, findet ihn im Schlafe, entblößt ihn, überreicht ihren Dolch dem Giges und spricht: stoß zu! Er vollstrecket diesen barbarischen Befehl und den andern Tag wird es bekannt gemacht, daß der König todt ist. Die Großen versammlen sich zur Königswahl: man fragt die Orakel um Rath, und diese ermangeln nicht zu antworten, daß Giges der Würdigste zur Krone sey, und auf der Stelle wird er zum

Könige

Könige ausgerufen. So verließ das Geschlecht der Heracliden den Thron von Lydien, und man sah die Mermnaden, von denen der berühmte Crösus abstammet, in dem Besitze der lydischen Krone.

Diese Geschichte bringt uns gleich anfangs auf die Gedanken, daß die Königinn von Lydien den Giges geliebet, ihren Mann gehasset, und diese Gelegenheit ergriffen habe, sich von dem letztern loszureissen. Wenn man aber mit Aufmerksamkeit Herodots Erzählung dieser Geschichte untersuchet, so findet man, daß der Ehrgeitz, die herschende Leidenschaft dieser Königinn gewesen sey. Viele Frauenzimmer würden das unüberlegte Verhalten des Mannes, in Betrachtung der von dem Hofmanne erhaltenen Lobsprüche, entschuldiget haben: dieß wäre eine ganz besondere Art der Eigenliebe gewesen.

LIII.

Ein Geschwür an der Brust eines Frauenzimmers ist die Ursach eines ungerechten Krieges, welcher auch zum Nachtheile desjenigen abläuft, der ihn unternommen hat.

Democides, ein sehr berühmter Arzt, war von Crotone in Italien gebürtig. Mißvergnügt über den Eigensinn seines Vaters, verließ er die väterliche Wohnung und begab sich auf die Insel Egina. Man sah daselbst von ihm so viele Proben seiner Wissenschaft, daß die Eginaten bewogen wurden, ihm einen jährlichen Gehalt auszusetzen. Die Athenienser, welche keinem andern Volke etwas nachgeben wolten, wenn es auf Belohnung der Verdienste ankam, bathen ihn, auch von ihnen einen Gehalt anzunehmen. So wurde sein Name bald durch ganz Griechenland berühmt, und alle Prinzen bemüheten sich nach dem Glücke, ihn an ihrem Hofe zu sehen, und bothen ihm die allerschmeichelhaftesten Bedingungen an. Er aber zog den Beherrscher der Insel Samos, den Policrates, allen andern vor, und dieser Prinz empfieng ihn mit der Gnade, welche große Prinzen verdienstvollen Männern zu erweisen pflegen.

Aber

Aber Democides genoß nicht lange die Wohlthaten dieses Prinzen. Dretes that einen feindlichen Einfall in die Insel Samos, tödtete den Policrates, belegte alle, die an seinem Hofe waren, mit Ketten und mit Banden, und führete sie mit sich in die Gefangenschaft nach Sardis: unter dieser Zahl befand sich auch Democides. Sein Name und seine Kunst und Wissenschaft konnten ihm nicht die Gnade des barbarischen Dretes zuwege bringen. Aber während der Zeit, da er der Verachtung und dem Schmerze sich überlaßen muste, arbeitete das Glück für ihn.

Darius, der Perser König, hatte sich beym Herabsteigen vom Pferde einen Fuß verrenket, und fand in seinen weitläuftigen Staaten keinen Arzt (*), der Geschicklichkeit genug besaß, ihn wieder zu heilen; vielmehr gab man ihm lauter solche Mittel, die das Uebel nur noch ärger machten. Die Schmerzen, welche er ausstand, die Gefahr, welcher er ausgesetzet war, brachten den Persischen Hof in Bestürzung, und ein jeder dachte nur darauf, wie er dem Könige einige Linderung verschaffen wollte. Ein gewisser Offizier erinnerte sich, daß er die Wissenschaft des Democides

(*) Die Medicin und Chirurgie waren damals noch mit einander vereiniget: ein und eben derselbige Mann übte beyde Künste zu gleicher Zeit.

mocides hatte rühmen hören und redete mit dem Darius von ihm, welcher alsobald diesen Arzt suchen ließ. Man vernimmt darauf, daß er sich zu Sardis aufhält: man verlanget ihn alsobald von dem Oretes, der es mit der äußersten Bestürzung sah, daß ein so großer König, als der Darius war, so viel Achtung gegen einen Mann bezeigte, den er als einen niedrigen und verachtungswürdigen Menschen betrachte: doch endlich zerschlägt er seine Fesseln, und überliefert ihn dem Abgesandten.

Democides heilete in sehr kurzer Zeit den Darius, und wurde von ihm königlich belohnet. Der König gab ihm unermeßliche Reichthümer, würdigte ihn der Ehre an seiner Tafel zu speisen und gab ihm den höchsten Rang an seinem Hofe. Diese Schätze ermüdeten den Democides, das Verlangen, sein Vaterland wieder zu sehen, quälete ihn, an dem allerglänzendesten Hofe war ihm alles verdrüßlich: nur allein die Furcht, daß die Gnade des Königes sich in Zorn verwandeln möchte, wenn der König seine Unempfindlichkeit merken sollte, hinderte ihn, seinen Abschied zu fordern. Er war also in der erschrecklichen Nothwendigkeit, seinen Verdruß zu verschlucken, durfte sein Leiden nicht einmal vor den Augen derer, die um ihn waren, merken laßen, und mußte warten, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit anbiethen würde,

würde, bey der er sein Elend endigen und sein Verlangen befriedigen könnte. Diese both sich ihm an, als er am allerwenigsten darauf dachte.

Atosa, die Tochter des großen Cyrus und Gemahlinn des Darius, hatte seit einiger Zeit ein Geschwür an der Brust, welches sie aus Schamhaftigkeit nicht zeigen wollte: sie wagte es nicht einmal, sich darüber zu beklagen. Endlich hoben die allerheftigsten Schmerzen alle ihre Scrupel: sie fragte den Democides um Rath, und zeigte ihm ihre Brust. Er versprach ihr Hülfe, und verlangte zur Belohnung seiner Dienste, die er sich schmeichelte, ihr zu leisten, daß sie den König zu einem Kriege mit den Griechen bewegen sollte, in der Hofnung, daß er dadurch Gelegenheit finden würde, wieder in sein Vaterland zurück zu kehren.

Er hielt der Königinn sein Wort; sie hielt auch das ihrige, und sagte zum Darius, wie sie sich sehr wunderte, daß ein so großer König, als er wäre, nicht daran dächte, in seiner Jugend seinen Namen unsterblich zu machen. Da sie nun sah, daß Darius sie mit Aufmerksamkeit hörete, und es schien, daß er ihrer Rede Beyfall gab; so ertheilete sie ihm den Rath, er möchte seine Eroberungen mit Griechenland anfangen, dessen Einwohner für eben so viel Helden gehalten würden, und gab ihm zu verstehen, daß die Niederlage

dieser

dieser herzhaften Männer, seinen Namen bey allen übrigen Völkern fürchterlich machen würde. Diese Rede erweckte den Ehrgeitz des Darius: er warb ein Kriegesheer von siebenmal hundert tausend Menschen, rüstete eine Flotte von sechs hundert Schiffen aus, die er wider die Griechen ausschickete. Diese wurden durch die erste Nachricht von dieser fürchterlichen Rüstung in Schrecken gesetzet, und glaubeten, es wäre ihnen keine andere Parthey zu ergreifen übrig, als hinzuschicken und dem Darius ihre Unterthänigkeit zu bezeugen und sich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Selbst die Athenienser zitterten, und höreten keinen andern Rath, als den ihnen die Furcht eingab. Miltiades wußte ihnen Muth zu schaffen; er ließ zehntausend Männer mit Waffen versehen: mit diesen greift er die Perser an, tödtet von ihnen eine unglaubliche Menge in der berühmten Schlacht auf dem Marathonischen Felde, plündert ihr Lager, und nöthiget das Uebrige von diesem fürchterlichen Kriegesheere, Griechenland zu verlaßen.

Dieß war die Frucht, welche Darius von diesem Feldzuge genoß. Er hat eine Menge von Ursachen vorgegeben, welche den unternommenen Einfall rechtfertigen sollten; die wahre Ursache war der Rath seiner Gemahlinn, welchen sie ihm ertheil-

ertheilete, um die Versprechungen zu erfüllen, die sie ihrem Arzte gethan hatte.

Das Frauenzimmer hat eine besondere Geschicklichkeit, einen Anschlag wohl auszuführen. Ihre Aufmerksamkeit, weil sie weniger zerstreuet ist, als bey Mannspersonen, richten sie ganz und gar auf einen gewissen Gegenstand, sie untersuchen ihn ruhig, erforschen alle Nebenumstände, entdecken die günstigsten Gelegenheiten, ergreifen diese zu rechter Zeit, und so gelangen sie fast allezeit glücklich zum Zwecke.

LIV.

Ein Apfel ist Ursache daß eine Kaiserinn ins Elend verwiesen, und ein vornehmer Mann ums Leben gebracht wird.

Eudoxia hat alle Unbeständigkeit des Glückes erfahren müssen. Das Glück ergriff sie mitten unter dem Volke, um sie auf den Thron zu erheben und hernach wieder in den Stand einer Privatperson herabzustürzen. Sie war die Tochter des Leontius, eines athenienſischen Lehrers der Beredsamkeit. Von ihrer ersten Jugend an, leuchtete die Stärke ihres Geistes hervor:

vor: und kaum hatte ihr Vater angefangen ihr einigen Unterricht zu ertheilen, als er bereits ihre ausgebreitete Fähigkeiten bemerkte. Ihr Wachsthum in den Wissenschaften war überaus schnell, nicht so wohl deßwegen, weil sie ihr Gedächtniß mit dem ihr ertheilten Unterrichte beschwerete, als vielmehr, weil ihre Vernunft alles, was man ihr vortrug, ergründete. Das Alter entwickelte ihre Fähigkeiten: es entwickelte auch ihre Schönheit. Als Athenais, (dieß war ihr Name, ehe sie Kaiserinn wurde) ihr funfzehntes Jahr erreicht hatte, priesen die Gelehrten ihre Stärke in den Wissenschaften, und die jungen Leute bewunderten ihre Annehmlichkeiten. Ihr Vater, welcher täglich in ihr neue vortreffliche Eigenschaften entdeckte, begieng gegen diese Tochter, aus einer besondern Würkung der Bewunderung und Hochachtung, eine Ungerechtigkeit: er enterbte sie in seinem letzten Willen, weil er sich schmeichelte, daß ihre Verdienste und Schönheit ihr ein hinreichendes Heurathsgut seyn würden.

Als sie sich nun der Güter, welche sie von ihrem Vater erwartete, beraubet und in alles Elend der Armuth verwickelt sah, wurde sie zu gleicher Zeit von der äußersten Bestürzung und Schmerz befallen. Nachdem sie sich aber von dem ersten Unmuthe erholet hatte, dachte sie auf die Mittel, durch welche sie ihrem Elende abhelfen

fen könnte, und fand kein sichereres und geschwinderes, als in der Gnade und dem Beystande der Pulcheria, einer Schwester des Kaisers Theodosius des jüngern. Sie gieng also nach Constantinopel, und warf sich zu den Füßen dieser Prinzeßinn. Ihre Schönheit, ihr edles und majestätisches Ansehen, ihr sanftes Wesen und die Thränen dieser jungen Athenienserinn rührten die Pulcheria, welche ihren Vortrag gnädig anhörete.

Athenias erzählete ihre Geschichte, und schilderte ihre Umstände mit so vieler Beredsamkeit, daß Pulcheria von ihrem Verstande noch mehr eingenommeu wurde, als sie vorher von ihrer Schönheit war gerühret worden. Sie verließ die Unglückliche, nur um ihre Sache selbst vor dem Throne des Kaisers zu unterstützen, dem sie so viele Lobeserhebungen von der Athenais machte, daß er sie selbst sehen wollte, und so bald er sie sah, entschloß er sich, sie zur Gemahlinn zu nehmen. Man ließ sie taufen: sie bekam den Namen Eudoxia, und bestieg den Thron. Alle die sie kannten, sahen sie mit Freuden auf der höchsten Stufe der Größe: nur ihre Brüder allein waren dabey unruhig: sie fürchteten, daß die Kaiserinn ihre Macht gegen sie brauchen möchte. Aber die Eudoxia betrachtete die Rache der Athenais als eine ihr unanständige Handlung. Sie

ließ

ließ den Gesius und Aurelian (so nenneten sich ihre Brüder) rufen, und erhub sie zu den höchsten Ehrenstellen.

Alle Geschichtschreiber haben sich, diese Prinzeßinn zu loben, vereiniget. Nur allein durch Wohlthaten verkündigte sie ihre Macht: die Wissenschaften und Künste waren ihre einzige Ergötzlichkeit. Sie verfertigte viele Werke in gebundener Rede, welche Photius (*) in seiner Bibliothek sehr rühmet. Kurz! die Eudoxia wurde von aller Welt geehret und geliebet, und Theodosius II schätzte sich ohne Unterlaß glücklich, daß er eine so vortreffliche Wahl getroffen hatte. Ein un-

(*) Photius war Patriarch zu Constantinopel. Er war einer von denen, welche die höchste bischöfliche Würde des Pabstes mit großer Heftigkeit bestritten haben. Man betrachtet ihn als den Urheber der Trennung der griechischen Kirche von der römischen. Er starb um das Jahr 891. Seine Bibliothek ist ein vortreffliches Denkmaal seiner Wissenschaft. Man findet darinnen Auszüge aus zweyhundert und achtzig Schriftstellern, mit einer sehr scharfsinnigen Beurtheilung sowohl der Schreibart, als auch der Sachen. Es ist Schade, daß das Ende nicht so schön ist, als der Anfang. Man hat Ursach zu glauben, daß die Fehler, welche man darinnen findet, von der Nachläßigkeit der Abschreiber herrühren. Es wäre zu wünschen, daß ein Gelehrter die Mühe auf sich nehmen möchte, dieß Werk zu verbessern und fortzusetzen.

unglücklicher Apfel war endlich an ihrer Zwietracht Schuld, und verwandelte ihre gegenseitige Liebe in einen unversöhnlichen Haß.

Es wurde dem Kaiser ein Apfel, von wunderbarer Grösse und Schönheit geschenket. Da er nun keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, bey welcher er einige Proben seiner Liebe gegen die Kaiserinn ablegen konnte, so eilete er auch ihr diesen sonderbaren Apfel zu überschicken. Eudoxia glaubte, daß sie dem Ober-Hofmeister Paulin, der damals krank war, und den sie seiner Wissenschaften wegen hochhielt, damit ein Vergnügen machen könnte: sie überschickte ihm also den Apfel, dem Bedienten aber, welchem sie diesen Befehl auftrug, verboth sie zu sagen, von wem das Geschenk herkäme. Paulin befand sich nach Verlauf einiger Tage besser, machte dem Kaiser seine Aufwartung und überreichte ihm den Apfel. Theodosius hatte eine niederträchtige Seele; er beschäftigte sich allezeit mit Kleinigkeiten: nichtswerthe Dinge waren ihm wichtige Gegenstände. Von Natur unruhig, mißtrauisch und allezeit bereit, eher das Böse, als das Gute zu glauben, empfand er in dem Augenblicke den Stachel der Eifersucht. Auf der Stelle gieng er zur Kaiserinn und fragte, was sie mit dem Apfel, welchen er ihr geschenkt, gemacht hätte. Eudoxia, die

sich es nicht einbildete, daß der Apfel dem Kaiser wiedergebracht worden, antwortete ihm, sie hätte den Apfel gegessen, und nachdem sie das Wort einmal herausgestoßen, so bekräftiget sie es mit einem Eide. Ein jeder anderer, als Theodosius der II, würde sich über die lustigen Sprünge dieses Apfels, von einem zum andern, belustiget und wohl begriffen haben, daß Paulin ihm den Apfel nicht zurück geben würde, wenn er ihn der Liebe der Kaiserinn zu verdankan hätte; imgleichen daß Eudoxia auf ihrer Seite nur deßwegen versicherte, ihn gespeiset zu haben, damit es nicht scheinen möge, als ob sie seine Geschenke verachtete: aber Theodosius glaubte, sie sey schuldig, weil sie sich bemühete, ihm die Wahrheit zu verheelen. Er überläßt sich der Raserey der Eifersucht und sagt zu ihr: „ich weiß es wohl, was Sie „damit gemacht haben, und nun lerne ich Sie „kennen.„ Er wirft ihr entsetzliche Blicke zu, und begiebt sich weg.

Die folgende Nacht läßt er dem Paulin den Kopf herunter schlagen; und sobald der Tag anbricht, schickt er der Kaiserinn den Befehl zu, sich vom Hofe zu entfernen. Sie begab sich nach Jerusalem, woselbst sie alle Uebungen der Gottseeligkeit vornahm. Sie starb daselbst ohne den Trost zu haben, sich vor ihrem Gemahle, der ihre

Unschuld

Unschuld niemals erkennen wollte, rechtfertigen zu können. Man erzählet von dieser Prinzeßinn, sie habe, als sie die Vorbothen des Todes gemerket, ihren Beichtvater versichert, daß sie gegen den Paulin niemals etwas anders, als nur Hochachtung geheget habe.

LV.

Ein durch einen Lärm erschreckter Hase ist Ursach, daß Rom mit Sturm erobert wird.

Ich habe in dem ersten Versuch dieses Bandes, S. 97. gesagt, daß die Sachsen, die Bayern und die Thüringer Karln den Dritten, mit dem Zunamen der Dicke, auf einem Reichstage abgesetzet und den Arnulf, einen unächten Sohn Karlmanns, Herzogs von Kärnthen, zum Könige von Deutschland ausgerufen haben. Dieß Beyspiel erweckte den Ehrgeitz vieler Herzoge, welche mit ihm den Nachlaß des unglücklichen Karls theilen wollten. Berengar, Herzog von Frioul, ließ sich zum Könige von Italien erwählen. Veit, Herzog von Spoletto, trachtete nach der Krone von Frankreich, aber Otto wurde ihm vorgezogen. Der Pabst, der wohl wuste, daß die Menge der

Könige ihre Macht verminderte, widersetzte sich ihren Forderungen gar nicht. Der schlaue Arnulf untersuchte sie alle, um seine Entwürfe nach ihren Unternehmungen einzurichten. Otto schien ihm der mächtigste zu seyn; er erkannte ihn als König von Frankreich und schloß mit ihm ein Bündniß. Er vernimmt, daß Berengar und Veit mit einander in Zwistigkeit gerathen sind: er läßt sie in ihrem Streite sich erbittern, schlagen und einen den andern schwächen. Berengar ist der schwächste; er biethet ihm Hülfe an und thut ihm vortheilhafte Vorschläge, verpflichtet ihn, daß er ihn als Kaiser erkennet, darauf bricht er gegen den Veit auf, welcher der Stadt Rom sich bemächtiget und sich daselbst hat krönen lassen, bricht in Italien ein, unterwirft sich alle Städte, die er auf seinem Wege antrifft, kömmt vor Rom an und macht alle Anstalten zur Belagerung. Der Lärm, welchen sein Kriegesheer machte, wenn man dem Liutprand *) glauben darf, machte einen Hasen schüchtern, der sich von ungefähr in der Gegend befand. Das Thier wuste nicht, auf welcher Seite es die Flucht nehmen sollte, lief mitten durch die Belagerer, gegen die Stadt zu:

die

*) Dieß ist der wahre Name dieses Geschichtschreibers, den man fälschlich Luitprand nennet.

die Soldaten machten sich auf und verfolgten den Hasen mit großem Geschrey. Die Belagerten, welche nicht wusten, was vorgieng, glaubten das Geschrey sey das Zeichen zum Sturme und daß die Soldaten sich unter einander damit aufzumuntern suchten. Das Schrecken überfällt die Römer: sie verlaßen ihre Wälle. Arnulfs Soldaten merken dieses, machen sich diesen Augenblick zu Nutz, laufen Sturm und nehmen die Stadt ein. Agiltrud, die Wittwe des Veits, (denn er war vor kurzen gestorben) die auch in der Stadt eingeschlossen war, hatte nur so viel Zeit, daß sie sich mit dem, was sit fortbringen konnte, auf die Flucht begab. Arnulf hielt als Sieger seinen Einzug und ließ sich zum Kaiser krönen.

LVI.

Der Befehl, daß man sich soll den Bart abscheeren lassen, verursacht vieljährige Unruhen in Frankreich.

Die Franzosen haben sehr lange die Gewohnheit behalten, einen langen Bart zu tragen, weil es ein unterscheidendes Kennzeichen freyer Menschen war. Die evangelische Demuth erlaubte den Priestern und Mönchen nicht, Ehrenzei-

renzeichen zu tragen: sie ließen sich daher alle das Kinn putzen. Ein Erzbischof von Rouen ließ sich es einfallen, übel zu nehmen, daß die Laien der Geistlichkeit nicht nachfolgten, und gab sich alle Mühe die Weltlichen dahin zu bereden. Zuerst fieng er an, auf der Kanzel wider den Bart loszuziehen, und bald darauf verboth er jedermann, wer es auch seyn mochte, den Bart wachsen zu lassen, bey Strafe des Kirchenbannes. Sein Eifer erweckte viele Prälaten, welche mit ähnlichen Drohungen es verbothen, den Bart zu tragen.

Das Volk, welches allezeit an seinen Gebräuchen fest hält, wurde unruhig, da es sah, daß die Kirche dem Barte den Krieg ankündigte. Inzwischen waren einige den Befehlen der Geistlichen gehorsam, andere widersetzten sich: von beyden Seiten schimpfte man auf einander, man zankte sich, die Gemüther wurden erhitzt, von Worten kam es zu Schlägen und man sah, wenn man einigen Geschichtschreibern glauben darf, Märtyrer des Bartes.

Ludewig der VII, mit dem Beynamen der junge, damaliger König von Frankreich, glaubte, daß er in seinem Gewissen verbunden wäre, sich den Bart abnehmen zulassen, um ein Beyspiel des Gehorsams zu geben, welchen man den Verord-

nungen

nungen der Bischöfe schuldig ist. Die Königinn Eleonora, welches eine muntere, lustige, leichtsinnige und galante Prinzeßinn war, scherzte sehr über das abgeschorne Kinn des Königs. Dieser fromme Monarch erwiederte auf die Scherzreden seiner Gemahlinn, daß man über dergleichen Materien keinen Spaß treiben müsse: Sie aber hörete nicht auf zu lachen und sagte, man hätte Sie bey ihrer Verheurathung betrogen: Sie hätte geglaubt, sich mit einem Könige zu vermählen und hätte doch nur einen Mönch geheurathet. Die Hofleute ließen sich, nach dem Exempel des Königs, auch das Kinn abscheeren; das Volk, welches allezeit ein Affe der Großen ist, that es auch, und man gewöhnete sich unvermerkt, keinen Bart auf dem Kinne zu sehen.

Ein galantes Frauenzimmer, deren Mann heutiges Tages Lust bekäme einen Bart zu tragen, würde sagen, sie hätte einen Capuciner geheurathet.

LVII.

Eine Medaille ist Ursach, daß ein Waffenstillestand gebrochen wird, und ein König ums Leben kömmt.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts sahe man zween Männer auftreten, die dazu in einem Zeitalter gebohren schienen, um Nebenbuhler der Macht und des Ruhms zu seyn. Groß in ihren Unternehmungen, geschwind in der Ausführung, verrichteten sie die herrlichsten Thaten. Ihr unerschrockner Muth trotzte den dringendesten Gefahren, und ihre unüberwindliche Tapferkeit räumete die größten Hindernisse aus dem Wege. Der eine erwarb sich den Beynamen des **Löwenhertzes**, der andere den Beynamen des **Augusts**, durch welche beyder Character angezeiget wird. Richard war hitzig und ungestüm, und wurde von den ersten Bewegungen seiner Leidenschaft fortgerissen: Philipp folgte allezeit dem Rathe der Klugheit und führete keinen Entwurf aus, den er vorher nicht wohl überleget hatte. Mit einem Wort: der König von England war der Held aller derer, welche von dem Glanze einer vieles Auffehen machenden

Hand=

Handlung geblendet werden; der König von Frankreich wurde von denen bewundert, welche den wahren Werth der Ehren zu bestimmen wissen.

Ein beständiger Krieg, den die Begierde, es einander gleich, oder vor zu thun, unterhielt, hatte ihre Kräfte erschöpfet; daher wurden sie gezwungen die Waffen niederzulegen und auf fünf Jahre einen Waffen-Stillstand zu schließen. Zwey Löwen gleich, welche auch nach dem hartnäckigsten Kampfe der Muth noch reitzet, und die Ermüdung nur allein aufhält. Die Franzosen und Engländer schätzten sich dieses Waffen-Stillstandes wegen glücklich; sie hoffeten daß ihre Monarchen denselben zur Befestigung eines dauerhaften Friedens brauchen und sich hinfort nur mit der Sorge beschäftigen würden, den Schaden wieder gut zu machen, welchen ihr gegenseitiger Haß verursacht hatte. Aber eine *) Schaumünze, ein Denkmaal alter Künste, machte ihre Hofnung zu Schanden.

Ein Soldat findet in dem Limosin eine goldene Schaumünze, welche einen, mit seiner Ge-

*) Rapin, in der Geschichte von England, sagt, es sey ein Schatz gewesen, den Aimar, Vicomte von Limoges, auf seinen Landgütern gefunden hätte.

mahlinn und Kindern, an der Tafel sitzenden Kaiser vorstellet. Diese Neuigkeit erreget ein großes Lärmen. Die Liebhaber neuer Zeitungen, welche während dem Waffen-Stillstande nichts zu schaffen hatten, versammeln sich und streiten darüber. Der eine behauptet, es sey nur eine Schaumünze von der größern Art: der andere versichert, es sey ein Schatz: ein jeder vertheidigt seine Meynung mit Hartnäckigkeit, und antwortet den Gegnern mit Schmähungen. Dieser Krieg hat nichts verwunderungswürdiges an sich: es finden sich zu allen Zeiten müßige Leute, die sich das Recht erworben haben, von allen Sachen zu reden, und über alles ein entscheidendes Urtheil zu fällen, weil sie von allen Sachen nichts wissen. Das aber kann man nicht ohne Verwunderung ansehen, daß zwey Monarchen sich über einen Medaillon zanken, und um ihn zu besitzen, die Waffen ergreifen. Philipp behauptet, er gehöre ihm zu, und seine Krone gebe ihm das Recht: Richard verlanget ihn als Lehnsherr, und weil er vernimmt, daß die Münze nach Chalus gebracht worden, so macht er sich auf, dieses Schloß zu belagern. Phillipp versammelt seine Völker, und bereitet sich, dem Richard eine Schlacht zu liefern: dieser aber wird, da er um das Schloß herum reitet, um zu sehen, auf welcher Seite es angegriffen werden kann, von einem Pfeile in die Schulter getroffen,

und

und stirbt an seiner Wunde. Dieser Zufall machet dem Streite ein Ende.

Richard, der sich seinen ersten Bewegungen überließ, zeiget dadurch, daß er keine wahrhaftig große Seele besessen habe. Wer in Kleinigkeiten Ruhm suchet, ist selten fähig, sich zu der wahren Grösse zu erheben. Gemeine Menschen werden leicht aufgebracht: aber große Männer streben nur nach dem, was ihrer würdig ist. Mir dünkt, Philipp August verdiene keinen Tadel: er geht seinem Feinde entgegen, der die Waffen in der Hand hat, nicht aber einen Medaillon zu erobern.

LVIII.

Ein todter Hund giebt Gelegenheit zu der Eroberung einer Stadt.

George Castriot, der unter dem Namen des Scanderbegs bekannt ist, besaß eine außerordentliche Stärke und einen unüberwindlichen Heldenmuth. Er verstand die Kunst, durch vortheilhafte Läger, wohl eingerichteten Hinterhalt, verstellete Rückzüge, schleunige und herzhafte Angriffe, auch die überlegene Anzahl der Feinde allezeit zu überwinden und dadurch die äußersten Bemühungen vieler türkischen Kaiser, welche ihn

mit

mit der ganzen Macht des Ottomannischen Reichs angriffen, zu vereiteln. Mit einem Worte, der Ritter von Follard zählet ihn unter die drey Feldherren, welche allein die Kunst besessen haben im Kriege zu chicaniren. Die beyden andern sind der Sertorius und Dom Pelagius.

Ich wende mich wieder zum Scanderbeg, dessen Geschichte ich mit wenigen Worten erzählen will, zum besten derer, die sie nicht wissen, wenn etwan dergleichen unter meinen Lesern sich befinden möchten. Der Name Scanderbeg ist aus zwey türkischen Wörtern zusammen gesetzet: Scander bedeudet Alexander, Beg heißt Herr. Er war ein Sohn Johann Castriots, Königs von Albanien, der nach einem langen Widerstande endlich von dem berühmten türkischen Kaiser, Amurath II, genöthiget wurde, der Pforte einen Tribut zu bezahlen und zum Unterpfande seiner Treue, seinen Sohn George, welcher noch jung war, zu überlassen. Der Sultan wurde von der Schönheit des jungen Prinzen von Albanien ganz eingenommen: er ließ ihn beschneiden, befahl ihn in der mahometanischen Religion zu erziehen und versäumete nicht, den Prinzen in allen denen Leibesübungen unterrichten zu lassen, welche junge Personen von seinem Stande zu erlernen pflegen.

Der

Der Prinz von Albanien befestigte sich durch seine Geschicklichkeit und außerordentliche Stärke mehr und mehr in der Gnade des Kaisers, der ihn bey allen Feldzügen, die er unternahm, mit sich führete: nachdem er viele Proben seines Heldenmuthes gesehen hatte, nannte er ihn Scanderbeg, ein Name, welchen er hernach beständig behalten hat.

Unerachtet aller Freundschaft, die Amurath für diesen Prinzen hegete, begieng er gegen ihn eine Ungerechtigkeit: er bemächtigte sich des Königreichs Albanien, so bald er den Tod des Castriots erfuhr und glaubte, daß er den Scanderbeg gnugsam schadlos hielte, wenn er ihm das Commando über ein kleines Corps von Kriegesvölkern, welches er nach Servien wider den Hospodar Georg schickte, anvertrauete: Scanderbeg aber vergaß es niemals, daß er ein Christ gewesen war, liebte diejenigen, welche sich zu dieser Religion bekannten, suchte sich nur zu vertheidigen und verrichtete in diesem Feldzuge keine große Thaten: nur alsdenn wolte er sein vortreffliches Geschick zum Kriege sehen lassen, wenn er wider die Feinde der Christen streiten würde. Als Scanderbeg in der Schlacht bey Jscha, in welcher der berühmte Hunniades die Türken schlug, sich genöthiget sah, mit den Ueberwundenen die Flucht zu nehmen; so glaubte er, dieß wäre endlich eine

gün-

günstige Gelegenheit, wieder zum Besitz des Königreichs von Albanien zu gelangen. In dieser Absicht suchte er den Secretair des Bassa, zog ihn an einen abgelegenen Ort, nöthigte denselben, ihm einen im Namen des Bassa geschriebenen und an den Gouverneur von Croja, der Hauptstadt in Albanien, gerichteten Befehl zu geben, darinn dem Gouverneur befohlen wurde, den Scanderbeg aufzunehmen und ihm die Stelle eines obersten Befehlshabers in dem Platze abzutreten, als dem einzigen, der fähig wäre die Stadt zu vertheidigen, da die Christen nach dem erhaltenen Siege dieselbe zu belagern nicht ermangeln würden. Nachdem er das, was er verlangte, erhalten hatte, tödtete er den Secretair, damit die Sache länger verborgen bleiben möchte, begab sich nach Croja, nahm vom Gouvernement Besitz, erforschte die Gemüther der Albanier; und da er sah, daß sie bereit waren seine Unternehmungen zu unterstützen: so hielt er seine Absicht nicht länger geheim. Alle in Albanien befindliche Türken wurden an einem bestimmten Tage niedergemacht und Scanderbeg als König ausgerufen.

Damit er nun die Früchte seiner Herzhaftigkeit und Bemühungen erhalten möchte, errichtete er mit den christlichen Prinzen ein Bündniß, versammelte die tapfersten Unterthanen, übte sie in den Waffen, gewöhnte sie zu den Strapatzen des

Krieges

Krieges und lehrete sie die Kunst mit äußerster Geschwindigkeit einen Hügel zu besetzen und wieder herunter zu jagen, und da er fand, daß sie genugsam abgerichtet waren und seinem Heldenmuthe beystehen konnten, stellete er sich an die Spitze seiner Völker und fing an, die Länder der Türken zu verwüsten.

Seine Siege vermehreten die Wuth des Sultans: er stellete sich an die Spitze von hundert dreißig tausend Mann, brach in der Begleitung seines Sohnes, Mahomed II, in Albanien ein, belagerte Sfetigard, einen sehr festen Platz. Scanderbeg hatte es, als ein geübter General, vorhergesehen, daß der Feind mit der Belagerung dieses Platzes anfangen würde: daher hatte er die Stadt mit einer Besatzung versehen, die aus Iberiern, lauter tapfern Leuten bestand, unter der Anführung eines Geistlichen mit Namen Peralatus, dessen Muth und Klugheit ihm bekannt war. Was ihn betraf, so hatte er sich mit einem Corps von zehen tausend auserlesenen und von ihm in seiner Art zu kriegen ausgebildeten Männern auf unersteiglichen Bergen gelagert.

Nachdem der Sultan vor die Stadt angelanget war, musterte er vor den Mauern derselben sein Kriegesheer, in der Ueberzeugung, daß die große Anzahl seiner Soldaten der Besatzung eine Furcht einjagen würde: da ihm dieser Versuch

nicht

nicht gelang, both er dem Gouverneur die aller-ansehnlichsten Summen an, wenn er die Stadt ihm übergeben wollte, mit der Versicherung, daß er über das alles der Besatzung und der Bürgerschaft kein Leid zufügen wollte. Diese Vorschläge begleitete er, auf den Fall einer abschlägigen Antwort, mit den erschrecklichsten Drohungen. Der tapfere Perlatus beantwortete dieses Anerbiethen und diese Drohungen, mit nichts als einem herzhaften Ausfalle, dabey eine große Menge Türken niedergemacht wurde. Scanderbeg beunruhigte seiner Seits die Feinde, durch feine schleunigen Angriffe, und geschwinden Rückzüge dergestalt, daß sie genöthigt wurden, sich zu verschanzen: aber so oft sie einen Sturm auf die Stadt vornahmen, fiel er ihnen auf den Hals und ruinirte jedesmal eine große Menge von Feinden.

Der hartnäckige und nachdrückliche Widerstand der Belagerten, die Angriffe des Scanderbegs und die Beschwerlichkeiten des herrannahenden Winters, ermüdeten endlich die Türken dergestalt, daß Amurath, aus Furcht den gänzlichen Untergang seines Heeres zu sehen, sich entschloß, die Belagerung aufzuheben. Eben da er den Befehl zum Aufbruch geben wollte, brachte man ihm die Nachricht, daß der Gouverneur sich wegen der Uebergabe der Stadt in Unterhandlung einlaßen wollte. Dieser tapfere und großmüthige

Gene-

General verlor die Frucht seines Heldenmuths, seiner Arbeiten und seiner Treue, in dem Augenblicke, darinnen er sie zu genießen gedachte. Der Mangel des Muths seiner Feinde, welcher seinen aufmerksamen Blicken nicht entgangen war, verkündigte ihm ihren bevorstehenden Rückzug. Wird man es wohl glauben können? Der Aberglaube allein entwaffnete seine Soldaten und vereitelte seine schmeichelhaftesten Hofnungen.

Ein Soldat von der Besatzung, wollte aus einem Brunnen, welches der einzige war, der den Belagerten Wasser gab, schöpfen, und fand darinnen einen todten Hund. Ueberzeugt daß ein Leichnahm, von welcher Art er auch wäre, alles verunreiniget, was er berühret, wurde er in Entsetzen gebracht und schrye, daß man ohne abscheuliche Versündigung sich dieses Wassers nicht mehr bedienen könne. Schnell läuft er zu seinen Kameraden, zeigt ihnen den todten Hund, sagt daß er ihn im Wasser gefunden, und daß sie nicht mehr davon trincken können; so macht sich der eine Soldat ein Gewissen daraus und bald darauf auch die andern; ihr Muth verwandelt sich in Verzweifelung und alle reden aus einem Munde, daß sie entweder sterben oder sich ergeben müssen. So bald Perlatus höret, was vorgegangen sey, eilet er hinzu, hält ihnen den Ruhm vor, welchen sie sich durch ihren Muth erworben haben, ver-

langt von ihnen nur noch einige Standhaftigkeit, um vollends die Kräfte des Feindes niederzuschlagen, der die Beschwerlichkeiten des Krieges nicht länger ausstehen könnte. Aber alles umsonst: der Aberglaube hat bey den Soldaten die Stelle des Muthes eingenommen; sie gehorchen nicht mehr der Stimme ihres Generals. Seine Bitten verwandeln sich in Scheltworte; er sagt ihnen, ihr Scrupel sey nur ein eitler Vorwand, dessen sie sich bedienten, ihre Zaghaftigkeit zu bemänteln, daß der Heldenmuth im Kriege den Aberglauben allezeit zum Stillschweigen gebracht habe, daß sie nun der Gegenstand der Verachtung aller übrigen Völker werden würden. Er selbst trinket von dem Wasser, in der Hofnung, daß sein Beyspiel eine bessere Wirkung thun werde, als seine Worte: aber das Murren höret nicht auf: und Perlatus, aus Furcht, der Sultan möchte von dem, was in der Stadt vorgehe, Nachricht bekommen, sich die Umstände zu Nutze machen, und einen Sturm unternehmen, schicket mit Seufzen die Gesandten ab, und verlanget zu capituliren.

Amurath nimmt den Vorschlag mit Freuden an, erlaubet der Besatzung mit ihren Waffen und Gepäck abzuziehen, und schenket den Einwohnern das Leben und ihre Güter. Er hält seinen Einzug in die Stadt, und erfüllet die Bedingungen des Tractats, ungeachtet sein Sohn

Maho-

Mahomed II ihm das Gegentheil anrieth. Dieser wünschete, daß der Sultan alles über die Klinge springen lassen möchte, um durch diese strenge Züchtigung den übrigen Städten ein Schrecken einzujagen, und sie dadurch zu nöthigen, sich bey dem ersten Aufgeboth zu unterwerfen. Scanderbeg wurde von Schmerzen durchdrungen, als er vernahm, daß die Türken Meister der Stadt wären, nur allein die Hofnung tröstete ihn; daß er sie wieder erobern könnte, so bald der Sultan mit seinem Kriegesheere zurückgehen würde.

Die Einnahme dieser Stadt beweiset die Macht des Aberglaubens und der Vorurtheile über die menschlichen Gemüther in den Zeiten der Barbarey. Wenn wir dieß Joch, welches die Menschlichkeit so sehr erniedriget, abgeworfen haben: so haben wir dieses denen unerschrockenen Philosophen zu verdanken, welche es gewagt haben, das helle Licht der Vernunft, so heutiges Tages die Welt erleuchtet, wieder anzuzünden.

LIX.

Ein Schleyer, welchen der Wind von dem Gesichte eines Frauenzimmers hebt, ist Ursach, daß der älteste Sohn eines Kaisers umgebracht wird.

Kein Mensch ist wider das Unglück gesichert; die Unglücksfälle betreffen alle Menschen, sowohl diejenigen welche den Scepter, als auch die, welche den Hirtenstab in der Hand tragen. Es scheint, als ob die Macht und die Größe der erstern das Glück reitzete. Es verfolgt sie daher mit mehrerer Hartnäckigkeit, und schlägt sie mit mehrerer Grausamkeit, als die letztern. Die Geschichte liefert uns davon eine unendliche Menge von Beyspielen.

Als Mahomed II sich von Constantinopel Meister gemacht hatte: erhob er diese prächtige Stadt zur Residenz seines Königreichs. Er brachte den Winter allezeit daselbst zu, um sich von den Beschwerlichkeiten des Krieges wieder zu erholen. Da war es, wo er sich mit den Gelehrten und witzigen Köpfen, ja auch bisweilen mit den Soldaten von seiner Leibwache vergnügete.

gete. Unter den letztern befand sich einer, der besaß eine ganz bewundernswürdige Lebhaftigkeit des Geistes und eine besondere Kunst die Sachen auf die allerangenehmste Art zu erzählen. Der Sultan fand an dem Umgange dieses Mannes ein ungemeines Vergnügen. Eines Tages kam es ihm ein, diesen Soldaten zu fragen, durch was für Mittel ein Prinz den Beynamen des **Großen** verdienen könnte. Der Soldat antwortete ihm, daß man denjenigen mit allem Rechte **groß** nennen könnte, der aus einem elenden Menschen einen mächtigen Mann machte. „Ich verstehe dich, „antwortete Mahomed lächelnd, ich bin also groß, „denn ich mache dich zum Bassa, dich, der du ein „niedriger Mensch bist.„

Achmet, so nennte sich der neue Bassa, gab so viele Proben seiner Herzhaftigkeit, daß Mahomed ihm sein ganzes Vertrauen schenckte und mit Reichthümern überhäufte. Dieser Günstling sah sich nun auf der höchsten Stufe der Ehren, nach welcher sein Ehrgeiz trachten konnte, suchte eine seiner würdige Gemahlinn und verheurathete sich mit einem Frauenzimmer, dessen Schönheit in dem ganzen Orient gepriesen wurde. Bey den Türken wird das Frauenzimmer nur allein der Schönheit wegen hervorgezogen: diese vertritt bey ihnen die Stelle aller Verdienste.

Die Gemahlinn des Achmets gieng eines Tages ins Bad, und begegnete dem Mustapha, dem ältesten Sohne Mahomets des II. Die majestätische Gestalt ihres Leibes, ihr edler Gang zogen die Blicke des jungen Prinzen auf sich, er erhob diese Eigenschaften gegen diejenigen, welche in seinem Gefolge waren. Dieses Frauenzimmer, welcher es schmeichelhaft war, ihr Lob aus dem Munde des Sohnes des Kaisers zu hören, gieng immer langsamer. Je mehr Mustapha sie betrachtete, destomehr Schönheiten entdeckte er an ihr. Während der Zeit er sie betrachtete, hob der Wind den Schleyer auf, welchen sie über den Kopf hatte, und entdeckte ein liebenswürdiges Gesicht. Es war nicht ihr Sinn, sich eher zu bedecken, als bis sie glaubte, daß sie gesehen worden wäre. In der That hatte der Prinz Zeit, sie zu sehen und zu bewundern: er blieb einige Zeit voller Verwunderung und entzückt stehen, seine Augen waren beständig auf sie gerichtet, sein Herz war schon beweget und schnell entzündete sich die Liebe: er folgte ihr auf dem Fuße nach, und da er sah, daß sie ins Bad gieng, stürzte er mit hinein und vergnügete seine Begierden.

Die Handlungen der Prinzen bleiben nicht lange verschwiegen: diese Aufführung des Mustapha wurde bald in ganz Constantinopel ruchtbar.

bar. Der von Schmerz und Verzweiflung aufgebrachte Achmet, wirft sich zu den Füßen des Kaisers, rauft sich den Bart aus, zerreißt seine Kleider, erzählet was zwischen dem Prinzen und seiner Frau vorgegangen und verlanget Genugthuung. Mahomed liebte den Bassa: seine Schmerzen rührten ihn eben so sehr, als ihn die Verwegenheit seines Sohnes zum Zorne reitzte: aber er dachte zu gleicher Zeit daran, wie sehr gefährlich es ist, die Fehler der Monarchen in Gegenwart der Unterthanen zu gestehen, und sagte zu ihm: „Elender Sclave, hast du das Nichts ver„gessen, daraus ich dich hervorgezogen habe und „worein ich dich in diesem Augenblicke wieder her„abstürzen und dadurch dir zweymal beweisen „kann, daß ich groß bin. Gereicht es dir nicht „zur Ehre, daß deine Frau die Lüste meines „Sohnes vergnüget hat? Gehe mir aus den Au„gen und fürchte die Wirkungen meines gerech„ten Zornes.„

So bald der Bassa herausgegangen war, ließ er seinen Sohn rufen, empfieng ihn mit einer erschrecklichen und drohenden Mine und sprach zu ihm; „Wisset ihr nicht was ein Monarch seinen „Unterthanen, und was er sich selbst schuldig ist? „Ein gemeiner Mann wird verachtet, wenn er „seine Schwachheiten mit der Decke der Klugheit

„nicht zu bemänteln weiß. Die Könige und die „Söhne der Könige müssen die ihrigen vor aller „Welt verheelen, und ihr zeiget eure Fehler öf„fentlich meinem Volke. Ihr schändet diejeni„gen, denen ich meine Grösse und meine Macht „zu verdanken habe und die täglich ihr Leben in „meinem Dienste den Gefahren aussetzen. Ihr „seyd des Ranges unwürdig, den ihr besitzet. „Gehet —„ Und da er merkte, daß sein Sohn diesen harten Verweis nicht mit gebührender Unterwerfung aufnahm, ließ er die Stummen rufen, und ihn auf der Stelle erdrosseln.

Nur ein Mahomet der II ist fähig, ein so erschreckliches Beyspiel der Gerechtigkeit zu geben.

LX.

Ein Gemälde verursachet in Frankreich einen innerlichen Krieg.

Unter der Regierung Karls des VI saßen die Prinzen vom Geblüte zusammen an einer Tafel, und ließen sich es einfallen, von dem Frauenzimmer am Hofe zu sprechen. Die Tugend des Frauenzimmers wurde nicht sonderlich herausgestrichen. Die gegenwärtigen Damen, wiewohl sie von der allgemeinen Regel ausgenommen wurden, wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich ist,

nah-

nahmen mit vieler Hitze die Vertheidigung ihres Geschlechts über sich, und sagten, die Männer wären oft so eitel, sich des Genusses einer Sache zu rühmen, den man ihnen doch beständig abgeschlagen hätte. Ludwig, Herzog von Orleans, ein Sohn Karls des V und Bruder Karls des VI, nahm das Wort und sagte, er hätte die Gunst aller schönen Frauen am Hofe genossen, ohne eine einzige auszunehmen, und die Bildnisse aller seiner Maitressen befänden sich in seinem Zimmer.

Einige Zeit darauf legte Johann, Herzog von Burgund, welcher bey dieser Unterredung gegenwärtig gewesen war, bey dem Herzoge von Orleans seinen Besuch ab, er trat in das Cabinett und der erste Gegenstand, welcher sich seinen Blicken darstellete, war das Bildniß seiner Gemahlinn, der Herzoginn von Burgund, einer außerordentlich schönen Dame. Er erinnerte sich der Worte, die er aus dem Munde des Herzogs von Orleans gehöret hatte, und verstand, was das Bildniß bedeutete. Die Männer waren damals minder philosophisch, als heut zu Tage, und bey dergleichen Begebenheiten sehr empfindlich. Der Herzog von Burgund knirschte vor Zorn: aber er erstickte seinen Verdruß, um sich eine recht sichere Rache zu verschaffen, und fuhr fort, dem Herzoge von Orleans seine Freundschaft zu bezeigen. So bald er sich wegbegeben hatte, stellete er eine Reise nach

seinem Herzogthume an, versammelte seine klügsten Räthe, verpflichtete sie zur Verschwiegenheit, erzählete ihnen, was ihm begegnet wäre und fragte sie, auf welche Art er sich am besten rächen sollte. Man gab ihm den Rath, das Volk wider seinen Feind aufzuwiegeln, und wenn er dazu eine günstige Gelegenheit finden könnte, denselben ermorden zu lassen.

Der Herzog von Burgund besaß alle einem Böswichte nöthige Geschicklichkeit: er war bald so glücklich die Freundschaft des Volkes zu gewinnen und die Gemüther wider denjenigen aufzubringen, dessen Verderben er im Schilde führete. Als er nun sah, daß kein Mensch darauf denken würde seinen Tod zu rächen, ließ er ihn, bey dem Schlagbaume Baudet, in der alten Straße des Tempels, ermorden. Dieser unglückliche Prinz hinterließ drey Söhne, davon der älteste erst vierzehn Jahr alt war. Ihrer Jugend ohnerachtet sahen sie die Grösse ihres erlittenen Verlustes wohl ein; ihr Schmerz war außerordentlich: drey Jahre lang trugen sie Trauerkleider.

Der Herzog von Burgund trieb seine Bosheit und Heucheley so weit, daß er auch dem Leichenbegängnisse desjenigen beywohnete, den er hatte ermorden lassen, bey seinem Grabe Thränen vergoß und das unglückliche Schicksal seiner Söhne bedauerte. Aber sein erdichteter Schmerz und

seine

seine verstellte Empfindlichkeit verhülleten doch das Laster nicht dergestalt, daß es allen Augen verborgen geblieben wäre: es fanden sich Leute, die einsichtig und dreist genug waren, es zu entdecken und ihn öffentlich anzuklagen. Der Herzog von Burgund legte darauf die Verstellung ab, und bewaffnete sich mit der Verläumdung; er breitete öffentlich aus und behauptete, in der Gegenwart des Dauphins, der Herzog von Orleans sey ein Verräther gewesen, der mit dem Vorhaben umgegangen, sich der Krone zu bemächtigen, und daß man, anstatt ihn deswegen zu verdammen, daß er ihn aus dem Wege räumen lassen, ihm Belohnungen schuldig wäre, weil er dadurch dem Könige, dem Dauphin und dem Staate einen Dienst geleistet hätte. Die Kinder des Herzogs von Orleans waren zu jung, und konnten daher die Bestrafung ihres Vatermörders nicht erhalten: Thränen und Seufzer waren die Dollmetscher der Schmerzen und der Rechte dieser jungen Prinzen: die Macht des Herzogs von Burgund hinderte sie, ihre Klagen vor den Thron zu bringen. Er erhielt Begnadigungsbriefe, und so wurde der Tod des Herzogs von Orleans so lange völlig vergessen, bis seine Söhne glaubten, der Augenblick sey nun gekommen, da die Stärke ihren Heldenmuth unterstützen könnte. Sie entschlossen sich darauf entweder zu sterben oder den Tod ihres Vaters

zu rächen und schickten dem Herzoge von Burgund einen von allen dreyen unterzeichneten Ausforderungsbrief zu, darinnen sie ihm, als einem Böswichte, Verläumder und Mörder, begegneten.

Da sie die Macht derjenigen kannten, den sie anzugreifen willens waren, so hatten sie Sorge getragen, mehrere auf ihre Seite zu bringen. Die Zeit, darinnen sie ruhig zu seyn schienen, diente ihnen dazu, ihre Rache zu bereiten. Ihr Vorhaben brach ans Licht, nachdem es vorher wohl überleget worden war; der Schrecken breitete sich durch ganz Frankreich aus, wie ein verborgenes Feuer alles, was ihm nahe ist, erhitzet und anzündet, so bald es Luft bekömmt. Der Herzog von Burgund, auf seiner Seite, versammelte auch seine Anhänger. Die Franzosen rüsteten sich einer gegen den andern, und von der Wuth und dem Hasse ihrer Oberhäupter geführet, richteten sie ein erschreckliches Blutbad an. Paris war damals das Bild von Rom in den Zeiten der Verbannungen, in den Zeiten eines Marius, eines Sylla, eines Octavs, eines Antonius und eines Lepidus.

Karl der VI, dessen Seelenkräfte täglich schwächer wurden, war nicht im Stande diesem Elende zu steuern, man sah ihn in ein und eben demselben Augenblicke, die eine und eben dieselbe Partey loben und verdammen: nach den Vortheilen, welche

che eine Partey erhielt oder verlohr, richtete sich sein Urtheil. Als endlich der Herzog von Burgund sah, daß die Orleanische Partey triumphirte, rief er Heinrich V, König von England, zu Hülfe. Das übrige erzählet uns die Geschichte von Frankreich.

LXI.

Ein mit Hammelfellen beladener Wagen ist die Ursache des Krieges, zwischen einem kriegerischen Volke und einem großen Prinzen.

Jacob von Savoyen, Graf von Romond, ließ, ohne daß man die Ursache davon weiß, einen mit Hammelfellen beladenen Wagen, den ein Schweitzer durch sein Land führete, aufheben. Vergeblich beschwerete sich der Schweitzer über diese Ungerechtigkeit: man schlug ihm die Wiedererstattung des Wagens ab. Er gieng darauf zu seinen Landsleuten und erzählete ihnen sein Unglück. Diese schickten Gesandten an den Grafen, mit der Bitte, er möchte doch den Wagen dem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben; aber man würdigte nicht einmal die Gesandten zu hören.

ren. Die Schweitzer, welche durch diese Verachtung und Ungerechtigkeit aufgebracht wurden, überfielen die Länder des Grafen mit einem Kriegesheere. Dieser war nicht im Stande ihnen zu widerstehen, uud rief daher Karln den Kühnen, Herzog von Burgund, zu Hülfe, welcher sogleich alle Vorbereitungen machte, gegen die Schweitzer ins Feld zu ziehen.

Diese Nachricht brachte sie in Schrecken: sie schickten ihm entgegen und baten um Friede, mit der Vesicherung, daß sie alle seinem Bundesgenossen abgenommene Plätze hesausgeben, und den ihm verursachten Schaden ersetzen wollten. So vortheilhaft auch diese Vorschläge waren: so wurden sie doch nicht angenommen. Der Herzog stellete sich an der Spitze eines furchtbaren Heeres und belagerte Granson, eine Stadt, der sich die Schweitzer bemeistert hatten. Er nöthigte sie zur Uebergabe und ließ die Besatzung über die Klinge springen, wiewohl er in den Tractaten, ihr das Leben zu schenken, versprochen hatte.

Die Schweitzer erfahren diese Grausamkeit, gerathen in Wuth, greifen zu den Waffen, und laufen, entweder der Rache oder dem Tode, entgegen. Die beyden Kriegesheere suchen sich, begegnen einander und greifen sich an. Die Schweitzer werfen die Burgunder über den Haufen, schlagen sie in die Flucht, erobern ihr Lager, plündern

dern das Gepäck des Herzogs, darunter sie unermeßliche Reichthümer antreffen. Dieser Prinz war in diesem Feldzuge mit aller Pracht eines asiatischen Feldherrn erschienen. Die Schweitzer hätten sich hier von seinem Raube bereichern können, wenn sie den Werth desselben gekannt hätten; so aber hielten sie sein Silbergeschirr für Zinn, und als Zinn wurde es von ihnen verkauft.

Dieß ist nicht das erstemal, daß die Geschichte uns belehret, wie gefährlich es sey, seinen Feind zur Verzweiflung zu bringen.

LXII.

Das Ballspiel zündet in Frankreich einen Krieg an.

Karl der VIII war nach dem Tode seines Vaters, Ludwig des XI, noch zu jung, die Regierung des Königreichs zu übernehmen. Daher versammleten sich die Land-Stände zu Tours, und erkläreten Annen von Frankreich, Frau von Beaujeu, zur Vormünderinn des jungen Königs, ihres Bruders, und übertrugen die Regierung des Staats einer Versammlung von zehen Personen, deren Verdienste durchgehends bekannt waren. In dieser Versammlung sollten der Her-

zog von Orleans (welcher hernach Karln dem VIII, unter dem Namen Ludwig des XII, in der Regierung folgte) und der Herzog von Burgund, wechselsweise den Vorsitz haben.

Die Frau von Beaujeu war darzu viel zu ehrgeitzig, daß sie die Oberherrschaft dieser Prinzen hätte ohne äuserſten Verdruß ertragen können: sie brauchte alle Kunstgriffe der feinsten Politik, und bemächtigte sich der Regierung.

Die Eigenliebe, welche allezeit sinnreich ist, wenn sie dem Frauenzimmer schmeichelt, bildete ihr ein, daß die Geduld des Herzogs von der Neigung gegen ihre Person herrühre: in diesen Gedanken that sie dem Prinzen, der von angenehmer Gestalt war, die ersten Eröfnungen. Dieser aber beantwortete ihre Liebeserklärung mit Gleichgültigkeit, vielleicht weil sein Herz von einem andern Gegenstande gerühret war, vielleicht auch weil sie diejenigen Reitzungen, welche ihn fesseln konnten, nicht an sich hatte. Diese hochmüthige Frau wurde dadurch an dem allerempfindlichsten Orte angegriffen, fassete einen unversöhnlichen Haß gegen den Herzog von Orleans, und suchte alle Mittel hervor, ihn zu kränken: ihr Haß brachte sie dahin, daß sich ihre erhabene Seele mit Kleinigkeiten beschäfftigte. Der Herzog ließ auf seiner Seite keine Gelegenheit aus den Händen, bey der er die Regentinn demüthigen konnte.

Endlich

Endlich brach ihr gegenseitiger Haß, der bisher sich nur durch gegen einander herausgelassene Stichelreden geäussert hatte, heller hervor, und zündete einen innerlichen Krieg an.

Der Herzog von Orleans belustigte sich eines Tages in Gesellschaft vieler Herren mit dem Ballspiele, die Regentinn war mit ihrem Frauenzimmer als Zuschauerinn dabey: über das Spiel entstand ein Streit. Man bezog sich, wie es allezeit so zu gehen pflegt, auf den Ausspruch der Zuschauer: zuförderst wendete man sich an die Frau von Beaujeu, welche vielmehr ihren Haß, als die Regeln des Spieles, zu Rathe zog, und ein dem Herzoge nachtheiliges Urtheil fällete. Dieser wußte wohl den wahren Bestimmungsgrund dieses Urtheils, und sagte mit leiser Stimme: „Wenn es ein Mann ist, so hat er gelogen: „wenn es eine Frau ist, so ist sie eine — „

Diese Rede wurde der Regentinn, welche sie halb und halb verstanden hatte, wieder vorgebracht, und setzte sie in die äuserste Wuth: sie beschloß bey sich den Untergang des Herzogs, und da sie alle seine Handlungen auf das schlimmste auslegte: so fand sie bald einen Vorwand, ihn beym Kopfe nehmen zu lassen. Kaum war der Befehl dazu im Namen des Königs ausgefertigt, als der Herzog davon Nachricht erhielt. Er rettete sich daher mit der Flucht, gieng nach Blois,

von da nach Bretagne, woselbst der Herzog Franz, der Vater der berühmten Anne von Bretagne, ihn mit vieler Freundschaft aufnahm, und ihm aller Bitten und Drohungen ungeachtet, der Regentinn auszuliefern weigerte.

Der Herzog von Orleans wurde durchgängig von allen Franzosen geliebet: viele Großen in Poitou, in Guienne und Xaintonge griffen zu den Waffen, und schlugen sich auf seine Seite. Karl der VIII brachte ein Kriegsheer auf die Beine, und so jung und schwach er auch war, siegte er doch über alle seine Feinde. Nachdem er die Einwohner in Poitou, Guienne und Xantonge zu ihrer Schuldigkeit zurückgeführet hatte, gieng er nach Bretagne. Die Bretannier griffen zu den Waffen: beyde Kriegsheere stießen auf einander zwischen Rennes und Cormier. Der Herzog von Oleans wurde seines Heldenmuths ohngeachtet, geschlagen, gefangen und nach Bourges geführet, woselbst er so lange bleiben mußte, bis Karl der VIII wider die Neapolitaner zu Felde gieng. Man glaubt, daß er diesen Prinzen mit sich herumgeführet habe, sey deswegen geschehen, weil er befürchtet, der Prinz würde sich die Umstände zu Nutz machen, und während seiner Abwesenheit Unruhen im Reiche anrichten: überdas besorgte er auch, die Frau von Beaujeu, welche

nach

nach wie vor den Prinzen hassete, möchte ihn aus dem Wege räumen lassen.

Da die Weiber es wohl wissen, daß die Schönheit den größten Theil ihrer Verdienste ausmacht: so vergeben sie es niemals denenjenigen, die ihre Reitzungen verachten.

LXIII.

Die Thorheit eines Statthalters, welcher verlanget, daß die ihm untergebenen Völker seine Mütze grüssen sollen, giebt Gelegenheit zu der Entstehung einer Republik.

Karl der große breitete sein Reich durch seine unüberwindliche Tapferkeit aus, und erhielt es durch die unglaubliche Stärke seines Geistes. Seine Nachfolger besassen weder seinen Muth, noch seine Klugheit: die Völker, welche er bezwungen hatte, empöreten sich, das weitläuftige von ihm gestiftete Reich wurde erschüttert, und endlich sah man aus den Ruinen seines Reichs, eine Menge von Republiken und Monarchien entstehen. Die Herzoge wendeten ihre Kräfte wider diejenigen, welche sie ihnen

anvertrauet hatten, sie rissen den Titel der unumschränkten Beherrscher an sich, und weil ihre Kühnheit vom Glücke begleitet wurde, so ließen sie sich zu neuen Unternehmungen verleiten: sie griffen sich unter einander an, einer warf den andern über den Haufen, und so war in Occident nichts als Unruhe, Verwirrung, Morden und Schrecken.

Die Schweitzer glaubten, sie wären zu schwach den Unternehmungen des ersten Ehrgeitzigen zu widerstehen, der da Lust bekommen möchte, ihr Land zu erobern, und sie unters Joch zu bringen: sie begaben sich daher zuförderst unter den Schutz der Könige von Burgund; hernach aber unter den Schutz der Könige von Frankreich: diese aber mußten sich wider die Normänner vertheidigen, hatten damit genung zu schaffen, und waren also genöthiget die Schweitzer zu verlassen, welche von verschiedenen Herzogen, die sich einer nach dem andern ihrer Länder bemeisterten, angegriffen wurden.

Endlich entschloß sich der Kaiser Albrecht, die Schweitzer gänzlich unter das Joch zu bringen, und mit ihrem Lande die Erbländer des Hauses Oesterreich zu vermehren. In dieser Absicht schafete er zuförderst die Gerichtsbarkeit der Geistlichen, welche in diesem Lande große Güter besassen, völlig ab; und durch ansehnliche Geschenke

und

und schmeichelhafte Versprechungen brachte er die Edelleute dahin, daß sie ihn als ihren Ober- und Erbherrn erkannten, und ihm den Eid der Treue leisteten. Das Volck murrete und weigerte sich, dem Beyspiele des Adels und der Geistlichkeit zu folgen. Der Kaiser ließ daher, um das Volk mit Gewalt zum Gehorsame zu bringen, zwey Vestungen anlegen, die eine im Lande Uri, die andere in Unterwalden; er versah sie mit zahlreichen Besatzungen und obersten Befehlshabern, welche den gemessenen Befehl hatten, alle Schweitzer als Aufrührer anzusehen, und die geringsten Verbrechen mit der Todes-Strafe zu belegen. Darauf bemächtigte sich die Furcht aller Gemüther, das Murren hörete auf, und man dachte an nichts, als Gehorsam. Hätte man sich diesen Augenblick der Bestürzung zu Nutze gemacht, wäre man nur bemüht gewesen die Schweitzer zum Gehorsame zu gewöhnen, so wäre die Oberherrschaft dieses Landes bey dem Hause Oesterreich erblich geworden: aber der Statthalter von Uri eilete mit allzu schnellen Schritten zum Despotismus: er glaubte seinen Zweck bereits erreicht zu haben, zu einer Zeit, da er die größte Mäßigung zu brauchen Ursach hatte, und verwandelte durch seinen unerträglichen Stolz, die Furcht der Schweitzer in Verzweiflung, erweckte ihre Herzhaftigkeit und brachte sie so weit, daß sie das Joch abwar-

fen, welches man ihnen seit der Zeit niemals wieder hat auflegen können. Er ließ seine Mütze auf eine Stange stecken und befahl, daß das Volk der Mütze eben die Ehrenbezeigung machen sollte, welche es seiner Person zu erweisen schuldig wäre. Jedermann gehorchte, nur Wilhelm Tell nicht, ein muthiger, beherzter, standhafter Mann, der bereit war alles, ja selbst sein Leben, aufzuopfern, um nur das Joch eines Tyrannen abzuschütteln: mit einem Worte, sein Character gleichte dem Character derer grossen Männer, welche man in den ersten Zeiten der römischen Republik auftreten sah. Er weigerte sich, der Mütze des Statthalters einen Gruß zu machen, und erweckte viele seiner Landsleute zur Nachfolge seiner Standhaftigkeit. Unter tyrannischen Regierungen giebt es allezeit sehr viel Angeber: es dauerte auch nicht lange, so wurde Wilhelm Tell angeklaget, und zu einer Todes-Strafe verdammet, welche nur von dem unmenschlichsten Herzen ersonnen werden konnte. Sie bestand darinnen: er sollte einen Apfel von dem Kopfe seines einzigen Sohnes mit einem Pfeile herunter schüßen, und wenn er das Ziel verfehlete, mit dem Sohne zugleich enthauptet werden.

Dieser unglückliche Vater hörete dieß abscheuliche Urtheil mit Gelassenheit an. Er schmeichelte

sich,

sich, daß die Schweitzer das von der Hand eines Vaters vergossene Blut eines Sohnes mit dem äuserſten Entſetzen ſehen würden: daß ſie ſich alle bewaffnen würden, ein ſolches Blut zu rächen, und einen Barbaren zu vertilgen, über deſſen Daſeyn, ſelbſt die Natur beſtürzet iſt. Endlich kömmt der erſchreckliche Augenblick, in welchem das Urtheil ſoll vollzogen werden, eine groſe Menge Volkes hat ſich verſammlet, und man ſieht den Wilhelm Tell hervortreten, welcher in der einen Hand einen Pfeil und ſeinen Bogen hält, und mit der andern ſeinen Sohn führet: er umarmt ihn, benetzet ſein Geſicht mit ſeinen Thränen, giebt ihm den Apfel, welchen er von ſeinem Haupte herabſchüſſen ſoll, und befliehlt ihm den Apfel auf den Kopf zu legen, wenn er das beſtimmte Ziel erreichet haben würde. Der junge Tell vollzieht die Befehle ſeines Vaters ohne Murren. Sein ſanftes Weſen, ſeine angenehme Geſtalt nimmt alle Zuſchauer ein, man zittert über die Gefahr, welcher er ausgeſetzet iſt: und wenn man die Augen von ihm abwendet, ſo geſchieht es nur deswegen, um ſie auf dem Vater zu richten, der mit ſeinem Pfeile auf das Haupt ſeines Sohnes zielet. Er drucket ab, die ganze Verſammlung zittert, der Apfel fällt, und die Furcht wird in Freude verwandelt.

Wilhelm Tell sieht, daß sein Sohn der Gefahr entrissen ist, und da er sich nunmehr um nichts als um sich selbst zu bekümmern hat, trotzt er den Gefahren, in der Absicht den Unwillen seiner Mitbürger wider den Statthalter rege zu machen. Er läßt noch einen Pfeil hervorblicken, welchen er aus Vorsicht mitgebracht hatte. Der Statthalter war nicht weit davon und fragte ihn, warum er sich mit zwey Pfeilen versehen hätte? Der Schweitzer antwortet ihm! „Barbar! er „war dir zugedacht, wenn ich meinen Sohn ge„tödet hätte.„ Diese dreiste Antwort war in den Augen des Statthalters ein Verbrechen, welches den Tod verdiente. Er befiehlt, daß man den Wilhelm Tell gefangen nehmen, und mit Ketten und Banden belegen soll. Das erzürnte Volk reißt ihn aus den Händen der Soldaten. Der erste Schritt zum Aufruhre führet zum zweyten: man verfolget den Statthalter, belagert seinen Pallast, und alles was sich zu seiner Vertheidigung darstellet, wird niedergemacht, das Volk läuft aus allen Gegenden zusammen, und mischet sich in den Tumult; jemehr man den Aufruhr stillen will, desto ärger wird er, und der Statthalter sieht sich genöthiget, sein Heil in der Flucht zu suchen. Diese Begebenheit, welche sich in Uri zugetragen, breitet sich durch die ganze Schweitz aus: die dreyzehn Cantons vereinigen sich, schla-

gen

gen die Völker, welche man wider sie ausschickt, vertheidigen ihre Freyheit mit einem Muthe, dazu sie sich selbst nicht fähig hielten, errichten unter sich weise Gesetze, und erheben sich in den Stand einer Republik.

LXIV.

Der Stich einer Biene ist Ursache, daß die Belagerung einer Stadt aufgehoben wird.

Ein Bauer aus dem Xiatinischen Gebiethe wolte Bienen aus ihren Stöcken jagen, und wurde dabey so heftig gestochen, daß er in eine Krankheit verfiel. Seit der Zeit betrachtete er die Bienen als furchtbare Thiere, und nahete sich den Bienenkörben mit Furcht und Zittern. Ja seine heftige Furcht vor den Bienen war so groß, daß er überall welche zu sehen glaubte; er wünschte auch seinen Feinden kein größeres Unglück, als das dem gleich wäre, welches ihn betroffen hatte.

Dieser Sonderling befand sich von ungefähr in der Stadt Tamly, als sie von den Portugiesen belagert wurde; da er nun sah, daß die Besatzung von der vielen Arbeit, welche sie verrichten mußte, um die Bemühungen der Belagerer

zu vereiteln, sehr abgemattet, und es zu befürchten war, der Feind möchte einen allgemeinen Sturm wagen und die Stadt erobern; dachte er an seine Bienen und sprach zu seinen Nachbarn: „Wenn man nur die Bienen auf die Mauern trüge, „sie würden solche wohl vertheidigen: ich schwöre „euch, es ist auf der Welt nichts so erschrecklich, „als Bienen, wenn sie gereitzet werden.„ Wer diesen Vorschlag hörete, fieng an herzlich zu lachen, und erzählte ihn andern, die sich auch damit belustigten. Endlich kam er aus einem Munde in den andern vor die Ohren des Gouverneurs, der sich in der dringenden Gefahr, worinnen er steckte, entschloß, von diesem Mittel, so lächerlich es auch scheinen möchte, Gebrauch zu machen. Er ließ also in Eil Bienenkörbe holen, und weil sie davon eine entsetzliche Menge in der Stadt hatten, so fand man bald so viele, daß die Mauern damit besetzet werden konnten. Als nun die Portugiesen Sturm liefen, jagte man die Bienen vermittelst des Feuers, dadurch wurden sie dergestalt gereitzet, daß sie in der Wuth die Feinde anfielen und so heftig stachen, daß diese die Flucht zu nehmen genöthiget wurden. Die Belagerten machten sich die Unordnung, welche diese fliegenden Geschwader unter den Portugiesen angerichtet hatten, zu Nutze, thaten einen muthigen Ausfall, brachten eine große Anzahl der Feinde ums

Leben,

Leben, so daß sie außer Stande waren, die Belagerung weiter fortzusetzen. S. den Brantome, berühmte Männer der Ausländer, und Montagnens Versuche.

Menschen, die sich in Gefahren befinden, brauchen alle Rettungsmittel, welche sich ihnen darbieten, und oft erreichen sie mit solchen Dingen ihren Zweck, die ihnen sehr lächerlich vorgekommen seyn würden, wenn sie sich ihrer bey kaltem Blute hätten bedienen sollen.

LXV.

Eine Prinzeßinn wird darum nicht Königinn, weil sie einen gewissen Namen führet.

Philipp August wollte mit dem Alphonsus I, König von Castilien, in Bündniß treten, und schickte Gesandten ab, welche für seinen Sohn, Ludewig VIII, die Tochter des Alphonsus zur Gemahlinn begehren sollten. Als nun die französischen Gesandten bey dem castilianischen Hofe angelanget waren, stellete man ihnen zwo Prinzessinnen vor, welche ohngefähr von gleichem Alter waren, und gab ihnen die Erlaubniß, diejenige zu wählen, welche ihnen am besten gefiele. Sie richteten ihre Augen auf die jüngste, welche auch

weit

weit schöner war, als die ältere. Wie sie aber höreten, daß sie *) Urraca hieß, erschreckte sie dieser Name: sie glaubten daß eine Königinn von Franckreich keinen so anstößigen Namen führen dürfe, und bathen sich die andere Prinzeßinn aus, welche Blanca genennet wurde. Sie wurde ihnen auch zugestanden. Dieß ist die Mutter des heiligen Ludwigs, welche in der Geschichte von Frankreich so bekannt ist.

Mit den Namen haben alle Völker sehr viel Aberglauben getrieben. Wenn die Römer Soldaten warben, so gaben sie wohl darauf acht, ob auch der erste angeworbene Soldat einen etwas gutes bedeutenden Namen führete. Wenn die Censors die Bürger zählen wollten, nenneten sie allezeit denjenigen Bürger zuerst, welcher nach ihrer Meynung einen angenehmen Namen hatte. Bey den Opfern durften nur diejenigen das Opferthier leiten, welche einen viel versprechenden Namen führeten. Man findet noch heut zu Tage Leute, welche auf den Namen der ersten Person, die ihnen den ersten Tag im Jahre begegnet, acht geben. Ein großer Herr bedenkt sich eine gewisse

Person

*) Ich glaube, daß Urraca so viel heißen soll, als Henriette. Man findet viele Personen der damaligen Zeiten, welche von einigen Urracus, von andern Urroco, von noch andern Unroco, und endlich auch Henricus genennet werden.

Person in seine Dienste zu nehmen, weil sie einen gewissen Namen führet. Kann man es wohl glauben, daß die Namen Peter und Benedict mit einer gewissen Begebenheit in Verhältniß stehen, und daß der eine machen kann, daß die Folgen günstiger sind, und daß dieses von dem andern nicht zu erwarten steht.

LXVI.

Ein Ring ist Ursach, daß ein grosser König, der mehr auf seine Ehre als auf die Gründe der Politik sieht, eine vortheilhafte Gelegenheit aus den Händen läßt, bey der er das, was man ihm ungerechter Weise vorenthielt, sich konnte herausgeben lassen.

Karl der fünfte sah sich genöthiget, täglich seinen Unterthanen neue Lasten aufzulegen, damit er im Stande seyn möchte seinen Ehrgeitz zu vergnügen, und seine weit aussehenden Entwürfe auszuführen. Als nun die Bürger von Gent sahen, daß er auch anfieng in ihre Freyheiten Eingriffe zu thun, beschlossen sie, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Einen großen Theil von

Flan-

Flandern zogen sie in ihre Absichten, welcher sich mit ihnen vereinigte, und Gesandten zum Könige Franz I schickte, die ihn als ihren Oberherrn erkennen sollten. Karl der fünfte bekam von dieser Unterhandlung Nachricht, und brach selbige dadurch, daß er sich erboth, dem Könige Franz I das Mayländische Gebiethe heraus zu geben: er that noch mehr: er brachte denselben so weit, daß er ihm verstattete durch Frankreich zu marschiren, um desto eher die Genter und Flamländer zum Gehorsame zu bringen.

Franz verlangte, der Kaiser sollte ihm die Abtretung des Herzogthums schriftlich vorher versichern, ehe er die französischen Provinzen betreten würde, und schickte ihm den Connetable von Monmorency entgegen, um ihn in Frankreich zu empfangen. Der Kaiser, welcher die Kunst zu betrügen völlig inne hatte, wußte auch diesem Hiebe auszuweichen. Er kannte den Character Franz I, griff ihn auf der schwachen Seite an und erhielt seinen Zweck. Er antwortete dem Connetable, es würde einem großen Könige zur Schande gereichen, wenn es schiene, als ob er seine Wohlthaten verkaufte, und zu gleicher Zeit zur Erniedrigung eines Kaisers, wenn es schiene, als ob er sie kaufte, und versprach, so bald er in der ersten Stadt in den Niederlanden angelanget seyn würde, dem Könige das Geschenk zu machen,

weil

weil es sodann das Ansehen einer Erkenntlichkeit haben würde.

Man verstattete ihm also den Durchzug, wiewohl man aus der Erfahrung wuste, daß seinen Versicherungen nicht zu trauen war. Er hielt seinen Einzug in Paris den ersten Jänner 1540, wo man sich die äußerste Mühe gab, ihm alle seines Ranges würdige Ehre zu erweisen. Unerachtet aller Achtung und Freundschaft des Königes, und aller Ehrfurcht, welche ihm die Franzosen bezeigten, war er doch nicht über alle Furcht weg: er besorgte beständig man möchte das mit ihm thun, was er in ähnlichen Fällen mit andern gethan haben würde. Seine Furcht gieng bis zum Schrecken, als ihm einer seiner Bedienten die Nachricht brachte, er habe das Murren einiger Hofleute gehöret, die darüber empfindlich wären, daß man den Kaiser in Paris so ruhig ließ, da er doch den König Franz I in Madrit gefangen gehalten hätte. Er merkete, daß man nicht ermangeln würde, ihn in Verwahrung zu bringen, sobald man dem Könige würde die Augen öffnen können, und daß die Abtretung des Herzogthums Mayland der Preis seiner Freyheit seyn würde. Um dieses ihm drohende Unglück abzuwenden, entschloß er sich, die Herzoginn von Etampes auf seine Seite zu bringen. Er wußte, wie viel Gewalt sie und ihre Rathschläge über den König

hat-

hatten, und bedienete sich daher einer List, welche ihm seine Erfahrung in der Galanterie eingab.

Als er eines Tages mit dem Könige zur Tafel gehen wollte, und sich die Hande wusch, überreichte ihm die Herzoginn das Handtuch; darauf ließ der Kaiser einen mit sehr kostbaren Diamanten besetzten Ring fallen: die Herzoginn hub ihn auf und wollte ihn dem Kaiser wieder zustellen: aber der Kaiser sagte ihr mit aller der Höflichkeit und dem einnehmenden Wesen, welches er an sich hatte, daß das Glück ihr diesen Ring ohne Zweifel zugedacht hätte, weil es keine schönere Person und die würdiger wäre, den Diamant zu besitzen, hätte finden können. Als nun der König und die Herzoginn in ihn drangen, mit der Bitte, den Ring wieder anzunehmen, fügte er hinzu: ein Kaiser mache sich das zum Gesetze, niemals etwas wieder zu nehmen, was er einmal verloren hätte.

Die Herzoginn, welcher die sinnreiche Erfindung, deren der Kaiser sich bedienete, ihr ein so prächtiges Geschenk zu machen, sehr gefiel, machte sich darauf eine Schuldigkeit daraus, den König in den guten Gesinnungen gegen den Kaiser zu erhalten, alle Gewalt von ihm abzuwenden, und die Rathschläge, welche dem Könige wider den Kaiser gegeben wurden, zu vereiteln. Endlich

verließ

verließ Karl der fünfte Frankreich, und als er in den Niederlanden angelanget war, fand er allezeit einen Vorwand, sein Wort nicht zu halten.

Die französischen Schriftsteller loben Franz I, daß er sein Wort getreulich erfüllet hat: die spanischen loben Karl den V, daß er sein Wort gebrochen hat. Der erste war ein galanter Mann, der andere ein Staatsmann.

LXVII.

Einige Hühner werden einem Priester geraubt, und sind Ursach, daß ein erschrecklicher Aufruhr gestillet wird.

Der Graf von Chievres, Vicekönig von Castilien, unter der Regierung Karls des fünften, erpreſſete in diesem Königreiche so viel Auflagen, daß die acht vornehmsten Städte sich empöreten. Die Prälaten, der Adel und die ansehnlichsten Bürger versammelten sich, und schlugen mit einander Rath, und beschlossen, man müsse sich der tyrannischen Herrschaft des Grafen entziehen, und Castilien in eine Republik verwandeln. So bald der Entwurf dazu gemacht ist, denkt man auch an die Ausführung, und suchet eine

bequeme Gelegenheit, das Volk in Harnisch zu bringen. Der Graf von Chievres gab dieselbe bald an die Hand. Er ließ einen der vornehmsten Bürger einer sehr unerheblichen Ursach wegen ins Gefängniß werfen. So bald diese Neuigkeit bekannt wurde, war der Schmerz in ganz Castilien allgemein: jedermann war niedergeschlagen; man begegnete einander, sah sich an, und sprach kein Wort. Auf dieses Stillschweigen der Bestürzung folgte bald das Lärmen der aufgebrachten Wuth; die Stimmen des Adels und der Prälaten entzündeten sie in allen Herzen. Man bewegte sich, lief, schrye, verschloß die Kramläden und griff zu den Waffen. Dieser Aufruhr entstand so schnell, wie die gewaltigen Gewitter, welche auf eine große Stille zu folgen pflegen; man höret plötzlich das Gerassel des Donners, und sieht zugleich den Glanz der Blitze.

Ein jeder ergreift eine Partey, entweder für oder wider den Vicekönig: Freunde überwerfen sich, die Familien werden uneins: das Blutbad fängt an. Ueberall fließen Ströme von Blut; ein von der Hand des Bruders aufgeopferter Bruder fällt auf den Leichnam seines Vaters, den er kurz vorher ermordet hat. Die Natur erhitzt sich wider die Natur: das Morden dauert noch. Endlich erbarmt sich der allezeit gerechte Himmel

des

des Elendes, welches die Castilianer ausstehen, und machet dem Aufruhre ein Ende.

Ein Landprediger von Mediana, welcher sich zur Partey der Rebellen geschlagen hatte, vernimmt, daß Dom Johann von Padilla unter allen von seiner Partey, die er sich erwählet, der grausamste und der größte Wüterich sey: er empfiehlt ihn daher täglich in dem öffentlichen Gebethe seiner Gemeinde, und ermahnet sie, dem Padilla tapfer beyzustehen. Padilla erfuhr es sehr bald, daß ihm der Priester große Dienste that, glaubte daher, es sey seine Pflicht ihn zu besuchen, und ihn seiner Erkenntlichkeit zu versichern. Er begiebt sich mit einem Theile seiner Anhänger auf den Weg. Er kömmt an, und während der Zeit er und der Priester mit Höflichkeitserweisungen beschäfftiget sind, zerstreuen sich die Soldaten in dem Hause, einige besehen den Keller, andere den Hühnerhof, und ein jeder nimmt, was er ablangen kann. Margarethe (so nennete sich die Köchinn des Priesters), konnte unmöglich den Schaden mit Gelassenheit ansehen: sie drohete, aber vergebens. Zur Belohnung ihres Eifers empfängt sie einige tüchtige Stöße. Der Priester höret das Lärmen, eilet hinzu, und da er sieht, daß der Margarethe so übel begegnet worden, knirscht er vor Zorn und schwöret dem Padilla, daß er von nun an gegen ihn eben so viel Haß

äußern wolle, als er bisher Eifer und Freundschaft zu erkennen gegeben. Padilla war so einfältig und spottete über diese Drohungen. „Gut, „sagte er, ich erlaube also, meinen Soldaten alles „zu behalten, was sie euch genommen haben. „Es ist doch nun eben so viel, als hätten sie es „dem Feinde abgenommen. „

Den folgenden Sonntag besteigt der Priester die Kanzel, donnert heftig wider den Aufruhr mit einer Beredsamkeit, welche ihm der Zorn einflößete; sagt, daß er nur deßwegen die Häupter des Aufruhrs gelobet, weil er sie nicht gekannt; Padilla sey ein Bösewicht, der ihn bestohlen, und seine Soldaten wären eingefleischte Teufel. Sie haben, fügt er mit Thränen hinzu, meine Margarethe geschlagen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so brach seine Wuth aus. Er kündigte allen den Fluch an, welche es mit den Anhängern des Aufruhrs halten würden.

Diese Begebenheit breitet sich durch ganz Castilien aus; Die Köchinnen der Priester nehmen alle Theil an dem Unglücke der Margarethe, und sehen die ihr erwiesene Beleidigung als eine Verletzung der ihnen allen gebührenden Ehrfurcht, und als ein Laster an, welches der Himmel bestrafen muß. Die Priester, welche gewohnt waren eben so zu denken, wie ihre Köchinnen, thaten dar-

auf

auf alle diejenigen in den Bann, welche hinfort an dem Aufruhre Theil nehmen würden.

Die Spanier sind übertrieben fromm. Sie zittern bey dem Schalle des Wortes Kirchenbann: jedermann legte die Waffen weg und that wieder seine Schuldigkeit. Karl der V begnadigte die Häupter der Rebellen, und ließ nur einige Mitschuldige aus dem allerniedrigsten Pöbel bestrafen; und weil man gewohnt war, den Kaiser bey aller Gelegenheit zu loben: so schryen die Schriftsteller, daß er allein durch seine Klugheit den Aufruhr in Castilien gestillet habe.

Es ist doch sonderbar, daß die Neigung einiger Landpriester gegen ihre Köchinnen auch etwas zum Ruhm Karls des V beytragen müssen.

LXVIII.

Die Eifersucht zwoer Damen stürzet ein großes Reich beynahe ins Verderben, welchem es durch einen schimpflichen Frieden entgeht.

Unter der Regierung Franz des I war der Hof in zwo Parteyen getheilet, die eine hielt es mit der Herzoginn Etampes, die andere mit der Diana von Poitiers, Seneschallin der Normandie. Die Herzoginn behielt in einem Alter

von ein und dreyßig Jahren den völligen Glanz ihrer Schönheit, und beherrschte das Herz des Königes, weil sich am Hofe keine einzige Dame befand, welche durch ihre Reizungen ihr dasselbe hätte streitig machen können. Die Seneschallin hatte mehrere Jahre, und nichts mehr als die Kennzeichen aufzuweisen, daß sie eine schöne Frau gewesen war: sie erhielt sich in dem Besitze der Liebe des Dauphins nur durch ihre Kunstgriffe. Diese beyden Frauen sahen sich einander mit Augen voller Eifersucht an, und ließen keine Gelegenheit fahren, bey der die eine die andere demüthigen konnte. Die Jugend gab der Herzoginn große Vortheile über ihre Nebenbuhlerinn, und sie ermangelte nicht davon Gebrauch zu machen. Sie hatte öfters den Einfall und sagte, sie wäre am Hochzeittage der Seneschallinn gebohren. Diese wurde durch diese Rede um so mehr beleidiget, da sie dazu alt genug war, daß es wohl wahr seyn konnte. Weil aber die Umstände ihrer Rache noch nicht günstig waren, so sah sie sich genöthiget ihren Verdruß unter allerley Freundschaftsbezeugungen zu verbergen. Aller Zwang war ihr unerträglich: sie merkete daher nicht so bald, daß die Gesundheit des Königes schwächer würde, als sie gleich der Herzoginn die Freude merken ließ, welche sie sich bey ihrer bevorstehenden Rache versprach.

Ihre

Ihre Drohungen machten der Herzoginn bange. Sie suchte daher die Freundschaft des Herzogs von Orleans, welcher den Dauphin nicht liebete, zu gewinnen, und bemühete sich diesem Prinzen außerhalb des Königreichs anständige Besitzungen zu verschaffen, damit sie dereinst eine sichere Zuflucht hätte, wenn das Ungewitter über ihren Kopf losbrechen würde. In dieser Absicht ließ sie Karln den V erforschen, ob er wohl Lust bezeugte, den Herzog von Orleans dahin zu bewegen, daß er sie in seinen Schutz nähme? zu gleicher Zeit ließ sie ihm den Vorschlag thun, er möchte diesem Prinzen seines Bruders Tochter zur Gemahlinn geben, und ihm die Oberherrschaft über die Niederlande als ein Heurathsgut abtreten; jedoch mit der Bedingung, daß diese Länder mit der französischen Monarchie niemals sollten können vereiniget werden. Der Kaiser, der mit einem Kriegesheere, dem es an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen fehlete, unvorsichtiger Weise zu tief in das Herz von Frankreich eingedrungen war, und nicht wußte wie er sich aus dieser Verlegenheit herauswickeln sollte, war ausnehmend vergnügt darüber, daß eine unter seinen Feinden so mächtige Dame, sich mit ihm in ein Verständniß einzulassen bemühete. Um daraus alle mögliche und ihm in denen Umständen, worinnen er sich befand, nöthige Vortheile zu ziehen, ver-

sprach er alles, was von ihm verlanget wurde. Die Herzoginn entschloß sich ihrerseits dem Kaiser alles, was in dem geheimen Rathe vorgieng, zu melden, und wollte sich dadurch diesen Monarchen ganz verbindlich machen. Diesen gefährlichen Anschlag konnte sie um so leichter ausführen, da ihr Franz I. von allem was vorgieng, und von allem was vorgenommen werden sollte, Nachrichten ertheilete.

Ihr erster Brief, den sie an Karln den V schrieb, rettete ihn und sein ganzes Kriegesheer, und hätte Frankreich ins Verderben stürzen können. Er zog sich mit seinem Heere längst der Marne auf der Seite von Chalons, um wider allen Ueberfall gesichert zu seyn, weil die französische Armee, welche auf der andern Seite stand, über den Fluß nicht gehen konnte, ohne daß er es nicht hätte wahrnehmen sollen: je mehr er aber vorrückte, je schwerer fiel es ihm die nöthigen Lebensmittel herbeyzuschaffen; die französische Reuterey hatte überall, wo sie gewesen war, reinen Tisch gemacht, und hatte sich an einem Orte gelagert, wo sie ihm alle Lebensmittel, die man ihm zuführen wollte, wegnahm: die kaiserliche Armee war also im Begriffe, da es ihr an allem Unterhalte fehlete, haufenweise aus einander zu gehen. Die Herzoginn von Etampes berichtete ihm aber in ihrem ersten Briefe, daß der Dauphin, welcher

das

das französische Kriegesheer commandirte, seine Vorrathshäuser zu Espernai angeleget hätte, daß diese Stadt weder befestiget noch besetzet sey, weil man nicht glaubte, daß der Kaiser auf ihre Eroberung denken würde, da sie von seinem Heere durch die Marne abgesondert wäre.

Der Kaiser machte sich diese Nachricht vortrefflich zu Nutze, nahm seine Maaßregeln dergestalt, daß er über die Marne setzte und vor Espernai erschien, als man sich es am allermindesten versah; er nahm die Stadt weg, und fand darinn eine so große Menge von Lebensmitteln, daß davon der Ueberfluß bey seinem Heere zu verspüren war. Sie benachrichtigte ihn auch, daß das Schloß Thierri eben so gut mit Lebensmitteln versehen, und eben so schlecht vertheidiget sey: er machte sich also in größter Eil dahin auf, und eroberte es mit eben der geringen Mühe.

Nachdem er also sein Kriegesheer mit allen Nothwendigkeiten hinlänglich versehen hatte: nahm er den Weg nach Paris. Als die Nachricht davon erscholl, zitterten alle Einwohner. Franz I, konnte sich, ungeachtet seines großen Muthes, der Furcht und des Schreckens nicht erwehren. Man versichert, daß die Angst ihm diese Worte ausgepresset habe: „Mein Gott! du verkaufst „mir die Krone, die du mir gegeben hast, sehr

„theuer: ich wollte lieber sterben, als noch ein=
„mal gefangen werden.„

Mit einem Worte: in dieser dringenden Gefahr fand man kein anderes Mittel, als dem Kaiser den Frieden anzubiethen: er nahm ihn an unter Bedingungen, welche der Krone Frankreich höchst schimpflich waren: man unterzeichnete den Frieden zu Crespy den 18 September 1514.

Es ist das größte Unglück, den einmal erhaltenen Credit zu verlieren. Nichts ist so heilig, daß man nicht, um nur dieses zu verhindern, aufopfern sollte. Dieß lehret uns die Aufführung der Herzoginn von Etampes.

LXIX.

Das Aderlassen giebt Gelegenheit zu einem bürgerlichen Kriege in Portugall.

Peter Brissot hatte sich von Jugend auf der Arzneykunst gewiedmet, und erwarb sich so viel Einsicht in dieser Wissenschaft, daß er auch im Stande war verschiedene Mißbräuche abzuschaffen, welche seine Mitbrüder hatten einschleichen lassen. Unter diesen Mißbräuchen fiel ihm keiner so stark in die Augen, als folgender. Man

ließ

ließ denen, die mit Seitenstichen behaftet waren, auf der Seite zur Ader, auf welcher die Stiche empfunden wurden. Brissot erinnerte, daß diese Practik den Lehren des Hippocrates, des Galens und der Vernunft entgegen wäre. Einige höreten ihn und nahmen seine Meynung an, andere verwarfen sie. Die Begierde, seine Erkenntnisse in der Kräuterkunde zu erweitern, bewog ihn, diesen Streit fahren zu lassen. Er verließ Paris, durchstrich ganz Frankreich, gieng nach Spanien und von da nach Portugall, wo er sich einige Zeit aufhielt und die Arzneykunst ausübte, weil ihm die Luft in Portugall besonders gefiel. Da er ein Fremdling war, so zog er gar bald die Aufmerksamkeit der portugiesischen Aerzte auf sich. Weil sie seine Handlungen mit neidischen Augen untersuchten, so fanden sie bald Gelegenheit, seine Methode bey der Cur der Krankheiten zu beschreyen. Der eine griff ihn darüber, der andere über etwas anders an; man ließ auch einige Bogen wider ihn drucken: allein alles dieses Geschrey diente zu nichts, als seinen Namen noch berühmter zu machen.

Ein gewisser Dionysius, Leibarzt des Königs von Portugall, voller Unruhe daß ein Fremdling der Nebenbuhler seines Ruhms geworden war, gab auf seine Handlungen noch genauer

acht,

acht, als die übrigen, und bemerkte, daß er in der Pleuresie auf der, dem Uebel entgegen stehenden Seite, die Ader öffnen ließ. Diese Entdeckung dünkte ihm ein Triumph zu seyn. Er verkündigte seine Freude durch ein Buch in Folio. Peter Brissot antwortete auch mit einem großen Buche. Diejenigen welche Anfangs diesen ausländischen Arzt bewundert hatten, blieben bey ihrer Meynung mehr aus Eitelkeit, als aus gegründeten Ursachen: und diejenigen, welche es mit der Partey des Dionysius gehalten hatten, blieben auch bey derselben, aus lauter Gewohnheit. Die Portugiesen waren also in zwo Parteyen getheilet. Die Dionysianer schimpften tüchtig, und die Brissotianer blieben ihnen nichts schuldig. Dionysius und Brissot, die sich einander nichts nachgeben wollten, schickten eine gewaltige Menge Kranke in die andere Welt. Die mediciniſche Facultät versammelt sich und will den Streit untersuchen, redet sehr viel und entscheidet nichts. Die Dionysianer bemühen sich um einen Befehl aus dem geheimen Rathe des Königs, darinnen verbothen werde, daß man in der Pleuresie nicht mehr auf der dem Uebel entgegen stehende Seite die Ader öffnen soll. Ehe der Befehl herauskömmt, hat die Academie zu Salamanca, vor welche diese Sache zur Untersuchung gebracht worden war, den Bescheid gegeben, daß Brissots Meynung

nung mit den Lehren des Hippocrates und des Galens übereinstimmete. Dieses Urtheils ungeachtet bemüheten sich die Dionysianer vorgedachten Befehl herauszubringen, und schalten die Brissotianer für Ignoranten, Gottesverächter und Lutheraner. Die Streitigkeit ändert ihre bisherige Gestalt, man höret auf mit der Feder zu fechten, greift zu den Waffen, schlägt sich von beyden Seiten herum, bis zum Todtschlagen. Mitten in diesem Kriege wird der Herzog von Savoyen von Seitenstechen überfallen, Dionysius curirt ihn nach seiner Methode, und kann ihn nicht retten. Kurze Zeit darauf stirbt Brissot und der Streit hat ein Ende.

Wenn der Pöbel einmal verführt ist, höret er weder Vernunft noch Erfahrung. Das Einpfropfen der Blattern hat man, ohnerachtet Prinzen und Frauen vom höchsten Stande dazu das Beyspiel gegeben haben, in Frankreich nicht einführen können.

LXX.

Eine schöne Frau ist Ursache, daß zween Monarchen sich vereinigen, und ein Land verwüstet wird.

Livia von Gonzaga, die Witwe des Ascanius Colonna, besaß eine so große Schönheit, daß der Ruf von ihren Reitzungen bis nach Constantinopel gebracht wurde. Solimann der II welcher auf dem türkischen Throne saß, und der, wie alle Helden, schöne Frauen anbethete, hatte nicht so bald von dieser Italiänischen Dame reden hören, als er von Begierde brannte, sie in Besitz zu haben. Damit er nun seine Leidenschaft vergnügen könnte, entschloß er sich bey der ersten Gelegenheit den Krieg in Italien zu spielen, und diesen Feldzug dem tapfern Barbarussa, der in der Geschichte dieser Zeiten so berühmt ist, aufzutragen.

Die beständigen Streitigkeiten Franz I und Karls des V gaben ihm bald einen scheinbaren Vorwand, diesen seinen Anschlag auszuführen. Da Franz I sah, daß Karl der V alle seine Nachbarn dahin bewogen hatte, sich wider Frankreich zu vereinigen: so schickte er den Anton Polin, einen in Unterhandlungen sehr geübten Mann

nach Constantinopel, ließ dem Solimann ein Bündniß wider den Kaiser vorschlagen, und erboth sich seine Schiffe in dem Hafen von Marseille aufzunehmen. Solimann beliebet diesen Antrag mit Freuden, schicket eine aus hundert und zehen Galeren, und vierzig Brigantinen bestehende Schiffsflotte aus, überträgt das Commando derselben dem Barbarussa, giebt ihm einen geheimen Befehl mit, dem zufolge er die Küsten von Italien anzugreifen, und die Livia von Gonzaga ihm zuführen soll.

So sah man denn die Türken unter den Waffen wider die Christen, und an ihrer Spitze den allerfurchtbarsten Mann seiner Zeiten. Europa wird unruhig: das Schrecken bemeistert sich aller Gemüther: ein jeder glaubt er sey bereits ein Raub, über den sich die Grausamkeit der Ungläubigen hermachet. Der Spanier denkt auf die Flucht und wagt es nicht, die Reise anzutreten. Der Pabst glaubt, er sey in Italien nicht mehr sicher; die Bestürzung ist allgemein. Die türkische Flotte erscheint: die Unruhe wird noch größer; sie seegelt die Meßinische Seeleuchte vorbey, hält sich längst der Küste von Calabrien; die Türken steigen ans Land, gehen in der Dunkelheit der Nacht auf Fondy; hier hält sich die Livia von Gonzaga auf, und hier hat auch die Unternehmung der Türken ihr Ziel erreichet. Sie

neh-

nehmen die Stadt mit Sturm ein, greifen die Festung an und machen sich von derselben Meister. Das Geräusch der Waffen, das Geschrey der Sieger, das Winseln der Sterbenden, erwecken die Livia: die Thüre ihres Zimmers wird aufgesprenget, im bloßen Hemde steht sie auf, stürzt sich aus dem Fenster, und rettet sich auf die benachbarten Berge. Zum Unglücke, welches diese Nacht ihr beständig zu folgen schien, gerieth sie unter die Hände der italiänischen Soldaten, die sich in dem Gebirge zerstreuet hatten. Ein schönes Frauenzimmer in dem Zustande, in der Nacht mitten unter Soldaten, ist gewiß vieler Gefahr unterworfen. Man glaubt, die Soldaten hätten ihr nicht mit aller ihr schuldigen Ehrerbiethung begegnet. Wie die Türken weg waren, lachte man über ihre Begebenheit, und glaubte es ihr nicht, ohnerachtet sie es mit Eidschwüren versicherte, daß sie mit der bloßen Furcht davon gekommen sey.

Da sieht mans, sagt **Brantome**, wie die Frauen sich selbst durch ihre Eidschwüre verdammen.

LXXI. Die

LXXI.

Die Eifersucht eines alten Mönchs,

der ein Liebhaber einer jungen Aebtissinn war, giebt Gelegenheit zu dem Vergleiche in Kirchensachen, welchen Franz I mit dem Pabste Leo dem X errichtet hat.

Vor dem Concordat erwählten die Domherren ihre Bischöffe, die Mönche ihre Aebte, die Nonnen ihre Aebtissinnen. Diese Gewohnheit hatte sich von der ersten Kirche an erhalten, und schien die Wahlen wider alle Mißbräuche sicher zu stellen; aber diese schleichen sich überall ein, und die allerweisesten Vorsichten sind nicht im Stande dieselben abzuhalten. Der allgemeine Verfall der Kirchenzucht gab zu den abscheulichsten Unordnungen Anlaß. Die Klöster waren Saufbuden und Hurennester geworden. Betrachtet man die Frömmigkeit und das rechtschaffne Verhalten der Priester und Mönche in unsern Tagen: so scheint das, was ich sage, unglaublich zu seyn, wenn es nicht von allen Schriftstellern der damaligen Zeiten bestätiget worden wäre.

Die geistlichen Würden wurden von Leuten vergeben, welche allen Wollüsten opferten, und daher auch nur mit Leuten besetzet, welche alle

Wollüste gut hießen. Diejenigen welche den Wein liebten, giengen der Völlerey nach ohne Scheu: und diejenigen, welche die Weiber liebten, büßten ihre Lüste ohne die geringste Mäßigung. Die Nonnen ihrerseits überlieſſen sich ungestraft allen ihren Leidenschaften: sie brauchten die Vorsicht und erwähleten sich jederzeit eine Aebtissinn, welche durch ihre eigenen Handlungen die Auffführung der Nonnen billigte, und es geschah wohl mit allem Rechte, daß man diesen Jungfern damals den Titel der Mütter ertheilete.

Da sie in dem Besitze der Freyheit waren, welche ihnen die Gewohnheit verstattete, so nahmen sie sich so viele Liebhaber, als ihre Neigung zur Wollust verlangte, sie behielten dieselben oder schaffeten sie ab, je nachdem sie ihnen ein Genügen thun konnten.

Eine dieser Damen, welche durch ihre bewundernswürdige Fruchtbarkeit *) sich zur Würde einer Abtißinn heraufgeschwungen hatte, nahm aus Eigensinn einen alten Mönch zum Liebhaber: sie wurde aber, welches man leicht glauben kann, seiner bald überdrüßig, und gab seinen Platz einem jungen Mönche, der seine Schuldigkeit besser zu erfüllen wußte. Der alte Mönch überließ sich aller

*) Quae Pastoralis baculi dotatur honore,
Illa quidem melius, fertiliusque parit.
Nigellus.

Wuth der Eifersucht, beklagte sich gegen jedermann über die Untreue dieser Aebtissinn, zeigte ihre eigenhändige Briefe vor, welche sie ihm geschrieben, und die Belohnungen, welche er von ihr empfangen hatte.

Diese Begebenheit breitete sich überall aus, und kam auch dem Könige Franz I zu Ohren. So leicht es auch diesem Monarchen war, die Fehler dieser Art zu verzeihen; so konnte er doch dieses Aergerniß nicht vernehmen, ohne darüber entrüstet zu werden. Inzwischen wollte er dem Gerüchte nicht trauen, sondern von der Sache gründlichere Nachrichten einziehen: zu dem Ende befahl er einigen zuverläßigen Männern, daß sie die Klöster besehen mußten. Als er nun die abscheulichen Berichte, von dem, was in den Klöstern vorgieng, vernahm, gerieth er in Erstaunen, und in der Absicht die Mißbräuche auszurotten, errichtete er mit dem Pabste Leo X das berühmte Concordat, darinnen festgesetzet wurde, daß der König von Frankreich hinführo die Bischöffe und Aebte ernennen, der Pabst aber die Einkünfte des ersten Jahres von diesen geistlichen Aemtern einziehen sollte.

Der Hof zu Rom ist jederzeit sehr sinnreich gewesen seine Einkünfte zu vermehren.

LXXII.

Die Offenhertzigkeit eines Kindes, verhindert in Frankreich einen Aufruhr.

Ein Wechsler warf von ungefähr seine Augen auf einen Kramladen, vor dem er vorbey gieng, und sah darinnen ein Frauenzimmer von reizender Schönheit stehen. Um das Vergnügen zu haben sie näher zu betrachten, trat er hinein, unter dem Vorwande, einige Waaren einzukaufen. Je mehr er sich ihr näherte, desto schöner kam sie ihm vor, und als er sie anreden wollte, blieben seine Augen beständig auf das Frauenzimmer gerichtet, und er konnte in geraumer Zeit voller Verwunderung kein Wort hervorbringen. Die Frau des Kaufmanns merkte seine Verrwirrung und seine Liebe, schlug fast die ganze Zeit hindurch, welche er im Laden blieb, ihre Augen nieder, und sah ihn nur alsdann an, wenn es der Wohlstand erforderte. Es ist den Männern gewöhnlich, bey dergleichen Gelegenheiten das zu glauben, was sie wünschen. Der Wechsler hielt auch die Sittsamkeit dieser Frau für Empfindlichkeit. Er säumete nicht, bald wiederzukommen, und da er beständig eben das bescheidne und sanfte Wesen antraf: so blieb er nach wie vor bey seiner Einbildung.

Endlich

Endlich machte ihn die Hoffnung dreist, er gab ihr die Empfindungen seines Herzens zu verstehen, und da er seinen Vortrag mit sehr ansehnlichen Geschenken begleitete, so wurde er günstig aufgenommen; er kam sehr bald zu dem Zwecke, welchen er sich vorgesetzet hatte: weil aber seine großmüthige Freygebigkeit von dem Geitze eingeschränket wurde, so blieb er nicht lange glücklich. Die Liebe, welche jederzeit sinnreich ist, suchte und fand ein Mittel, seine Leidenschaft zu vergnügen, ohne seinem Geize wehe zu thun. Das folgende mußte ihm dazu dienen. Er beschnitte alles Gold und Silber, das durch seine Hände gieng: einen Theil dieses Gewinnstes ließ er seiner Frau, und des andern bediente er sich zu den Geschenken, welche er seiner Gebietherinn überreichen mußte.

Da nun aber viel Gold und Silber durch seine Hände gieng: so breitete sich in kurzer Zeit im Lande eine große Menge schlecht Geld aus; jedermann beschwerete sich darüber, und weil man sah, daß das Uebel täglich ärger wurde: so glaubte man, daß es auf Befehl des Königes geschähe. Das Volk murrete. Die Ausländer wollten das schlechte Geld nicht annehmen, die Kaufleute konnten es nicht brauchen, Handel und Wandel gerieth in Verfall, das Murren des Volkes nahm zu, die Gemüther erhitzten sich, der Aufruhr war bereit auszubrechen, als der König von den Um-

ständen Nachricht erhielt, und unter Trommelschall bekannt machen ließ: daß, wer denjenigen anzeigen würde, welcher bisher die Münzen verringert hätte, eine große Belohnung empfangen, und daß die Schuldigen mit der allerhärtesten Strafe belegt werden sollten.

Ein Kind des Wechslers hörete den öffentlichen Ausrufer, rief seine Mutter und sprach zu ihr: „Meine liebe Mutter, sagen sie doch meinem Vater, daß er das Geld nicht mehr beschneiden soll, sonst wird er hart gestrafet werden.“ Diese Worte des Kindes höreten viele Leute, einer wiederholete selbige dem andern, und sie wurden bald überall bekannt. Den folgenden Tag stellete man eine Untersuchung in dem Hause des Wechslers an, fand vier oder fünf Säcke voller Abschnitzel von Gold- und Silber-Münzen. Man warf ihn ins Gefängniß und machte ihm den Proceß; er wurde verdammet, gestrafet und dadurch der Aufruhr gestillet.

LXXIII.

Das Fleischessen an einem Freytage giebt Gelegenheit, daß eine Stadt eingenommen wird.

Ein französischer Soldat war mit seinem Hauptmanne nicht zufrieden, lief in spanische Dienste und kam nach la Goulette in Besatzung. Die Franzosen haben sich niemals in die Gebräuche und Sitten anderer Nationen schicken können, und dieser Soldat brachte auch seine Neigung zu einer unbändigen Freyheit in Religionssachen, daran er sich gewöhnet hatte, mit nach Spanien, und achtete die Gewissens-Scrupel der Spanier so wenig, als er es mit den Franzosen gethan hatte: er fand an einem Freytage Fleisch und aß es. In Frankreich hätte man sich daraus nichts gemacht, denn er wäre nicht der einzige gewesen, der das Verboth, Fleisch an einem Freytage zu essen, übertreten hätte. Diese Gottlosigkeit verursachte bey denen, die es sahen, eine mit äußerstem Verdrusse vermischte Bestürzung; sie murreten und schrieen, das sey Ketzerey! Das Gerücht davon breitete sich in der Stadt aus; die spanische Frömmigkeit wird darüber unruhig; der französische Soldat wird beym Kopfe genommen, in Ket-

ten und Banden und in ein abscheuliches Gefängniß geworfen. Man versammelt und berathschlaget sich und fället das Urtheil, daß dergleichen Verbrechen von der heiligen Inquisition beurtheilet und bestrafet werden müßten: schleunig wird ein Schiff ausgerüstet und der Missethäter nach Nantes geschicket, woselbst er sein Urtheil hören, und seine Strafe ausstehen soll.

Das Schiff stößt bey seiner Ueberfahrt auf algierische Seeräuber, welche es angreifen und erobern. Sie bemächtigen sich der Unschuldigen und des Schuldigen, und legen allen die Ketten an. Die Spanier wenden sich gen Himmel und rufen ihn um Schutz an: der französische Soldat bleibt beständig gottlos und nimmt seine Zuflucht zu menschlichen Hülfsmitteln; um sich aus seinem Elende herauszuwickeln, er macht sich die Umstände, darinnen er sich befindet, zu Nutze, und sucht sich an denen, die auf sein Verderben dachten, zu rächen.

Er verlanget mit dem Patron zu sprechen, und sagt ihm, er habe dem Vecchialy, dem Admiral des Großherrn, wichtige Geheimnisse zu entdecken: alsbald nimmt man ihm die Ketten ab, und begegnet ihm mit mehrerer Achtung. So bald das Schiff ans Land ist, wird er zum Admiral geführet: diesem giebt er den Rath, la Goulette zu belagern, mit der Versicherung, daß

die

die Eroberung dieser Festung sehr leicht seyn würde, weil die Festungswerke in sehr schlechten Zustande, die Besatzung schwach, und von Kriegs- und Lebens-Bedürfnissen ein sehr geringer Vorrath vorhanden wäre. Er geht noch weiter und verspricht selbst die Belagerung einzurichten, giebt auch Proben, daß er von der Kriegsbaukunst so viel versteht, als nöthig ist, diese Unternehmung auszuführen.

Vecchialy läßt sich diesen Entwurf wohlgefallen, reiset in der Geschwindigkeit nach Constantinopel, trägt denselben Selim II vor, welcher den Anschlag auch billiget, eine Flotte ausrüstet und solche vor la Goulette schicket. Der französische Soldat dirigiret die ganze Belagerung, und zwar so wohl und mit solchem Nachdrucke, daß er sich in sehr kurzer Zeit zum Meister vom Platze macht.

Die Rache der Bösewichter ist allezeit erschrecklich.

LXXIV.

Die Aussprache des Buchstabens Q. verursachet einen grossen Streit auf der Universität zu Paris.

Der berühmte Ramus, oder la Ramee, gehöret unter die Gelehrten, welche durch ihr Wachen und ihre Bemühungen die dicken Finsternisse der Unwissenheit vertrieben, das helle Licht, welches vor Zeiten Rom und Athen erleuchtete, und welches die Barbarey auslöschete, wieder angezündet, und mit einem Worte uns die Zeiten Ludwigs des XIV zubereitet haben.

Die Medices, Leo X und Franz I hatten versuchet, das zu der Nacht der Unwissenheit eingeschläferte Genie zu ermuntern; unerachtet ihrer großmüthigen Arbeit, fand man doch noch überall die Spuren der Barbarey; die gemeine Sprache war nichts als ein aus vielen barbarischen Wörtern zusammengesetztes Geschwätz, und das Latein und das Griechische wurde durch eine gothische Aussprache, welche die Professoren angenommen hatten und lehreten, ganz unkennbar gemacht.

Ramus besaß so viel Geschmack, das Lächerliche dieser Gebräuche einzusehen, aber auch so viel Kühnheit, es zu bestreiten, und so viel Stärke, es

zu Boden zu stürzen. Nachdem er die Philoso-phie viele Jahre in dem Collegio de Prele zu Paris gelehret hatte: erhielt er vom König Heinrich II, durch die mächtige Vorsprache des Cardinals von Lothringen, den Platz eines Lehrers der Bered-samkeit im königlichen Collegio. Die Ehre und der Glanz dieser neuen Würde entzündete in ihm einen neuen Eifer, die Wissenschaften vollkom-mener zu machen, und er arbeitete darauf mit ei-nem verneueten Muthe. Der erste Mißbrauch, welchen er angriff, war die gothische Aussprache, welche sich in die Schulen eingeschlichen hatte; man sprach das Q als K aus, also sagte man kis anstatt quis, kiskis anstatt quisquis, und kankam anstatt quanquam.

Ramus erinnerte seine Schüler, daß diese Aussprache fehlerhaft sey, und daß man den Buch-staben den ihnen eigenen Ton geben müsse. Viele Lehrer billigten und folgten seiner Meynung, und man hörete in den Schulen weder das Kankam, noch auch das Kiskis. Aber die Doctors von der Sorbonne waren darüber sehr empfindlich, daß diese Verbesserung ohne ihren Rath und Vor-wissen unternommen worden war; sie versammel-ten sich daher, um über das Q und K Untersu-chungen anzustellen. Das Q gefiel ihnen nicht, sie erklåreten sich zum Vortheil des K, und wer

Quan-

Quanquam aussprach, erwarb sich den Tadel der Sorbonne.

Ein junger Geistlicher, der auch nicht allzu folgsam war, unterstand sich in einer öffentlichen Disputation Quanquam auszusprechen; die von der Partey des Kankam hinterbrachten es der Sorbonne, welche ihn wegen dieses Verbrechens bestrafte, und ihn einer ansehnlichen Pfründe, die er besaß, verlustig erklärete. Der Geistliche berief sich auf das Parlement, der Proceß wurde dahin gezogen, und die Doctors fanden sich daselbst ein, um die Rechte des Kankam zu vertheidigen. Ramus an der Spitze der Lehrer des königlichen Collegii fand sich auch ein, und bewies mit der ihm gewöhnlichen Beredsamkeit das Lächerliche dieses Rechtshandels. Das Parlement setzte den jungen Geistlichen wieder in den Besitz seiner Pfründe, und überließ die Sache des Kankam der Entscheidung der Grammatiker.

Es scheint, daß dieser Streit zu dem Sprichworte: sehet da ein schönes *Kankam!* „Gelegenheit gegeben, welches man brauchet, wenn man anzeigen will, daß ein gewisser Widerspruch gar nichts auf sich habe.

Ein anderer Geistlicher wurde aus den Classen der Sorbonne verwiesen, weil er in einer Disputation sagte: Ego amo, anstatt Ego amat, welches damals Mode war.

In

In unsern Tagen hat sich auch ein großer Streit über die Frage: ob die Alten oder die Neuern in den Werken des Geistes den Vorzug verdienen? erhoben. Und es ist doch besonders, daß in alle Streitigkeiten der Gelehrten sich so viel Bitterkeit einzumischen pfleget.

LXXV.

Ein Brunnen-Eimer ist die Ursach eines Krieges.

Ein gewisser Brunnen lag von ungefähr auf den Gränzen des modenesischen, und bolognesischen Gebiethes: die Bologneser und Modeneser zanketen sich darüber, wem der Brunnen eigentlich zugehöre. Die erstern ließen einen Eimer dahin setzen und den Brunnen bewachen, damit die Modeneser verhindert würden, sich dem Brunnen zu nähern und Wasser daraus zu schöpfen. Diese wurden böse darüber, daß sich die Bologneser den Besitz mit Gewalt zueigneten, rotteten sich zusammen, nahmen den Eimer weg, brachten ihn nach Modena und setzten ihn in die Schatzkammer der Domkirche. Die Bologneser glaubten, der Schimpf wäre zu groß, wenn sie sich solchergestalt den Eimer rauben ließen, griffen

fen zu den Waffen und überzogen die Modenesischen Länder mit Kriege. Diese dachten auf ihre Vertheidigung, man schlug sich auf beyden Seiten herum; die Großen mischten sich in den Streit und so wurde denn der Krieg in gehöriger Ordnung geführet, vieles Blut vergossen und der Friede nicht eher wieder hergestellet, als bis die Modoneser den Eimer wieder zurück gegeben hatten. Die Bologneser ließen darauf zween Pfeiler in ihrem Lande aufrichten und in deren Mitte diesen Eimer aufhängen und mit eisernen Ketten befestigen. Man sieht ihn daselbst noch heut zu Tage.

Herr Baillet, Jugemens des Savans, Vol. VI. ist der Meynung, nach dem Journal des Savans, September 1678, die wahre Ursach dieses Krieges sey gewesen, weil die Bologneser den Modenesern verschiedene Städte, welche sie ihnen abgenommen hatten, nicht zurück geben wollen, und daß die Geschichte von dem Eimer nur eine Sage des gemeinen Volkes sey, welche Tassoni gebrauchet und damit sein sehr sinnreiches heroisch-comisches Gedicht de la secchia rapita ausgeschmücket habe.

Ich habe geglaubt, daß ich diese Geschichte hier wohl erzählen könnte, ohnerachtet mir die Critik des Herrn Baillets bekannt ist. Es ist nicht genung, die Sache schlechterdings zu läugnen.

Herr

Herr Baillet hätte billig Beweise, welche diese sich gewiß auf etwas gründende Sage des gemeinen Volkes umstoßen, anführen und endlich darthun sollen, daß die Bologneser sich einiger den Modenesern zugehörigen Städte bemächtiget haben. Die Geschichte thut ihrer gar nicht Erwähnung. Ueber das sieht man den Eimer noch, wie ich gesagt habe, bey nahe an dem Orte, wo der Brunnen war. Das Gedicht des Tassoni beweiset nichts; die Erdichtung steht den Poeten frey. Das hölzerne Pferd im Homer und Virgil kann uns bey diesem Streite zum guten Beyspiele dienen.

LXXVI.

Eine Flasche mit Weine ist Ursach, daß ein Königreich erobert wird.

Ein portugiesischer Jude, mit Namen Johann Miquez, besaß die besondere Gabe, die Großen zu belustigen. Er verstand die Kunst, durch abwechselnde spashafte Einfälle und neu erdachte Spiele, ihnen die verdrießlichen Stunden zu verkürzen. Die Königinn Maria, welche im Namen ihres Bruders die Niederlande regierete, gewann

diesen

diesen Juden so lieb, daß sie auch nichts unterließ, um ihn an ihrem Hofe zu behalten. Sie machte ihm die prächtigsten Geschenke und die schmeichelhaftesten Hofnungen; und das sind die sichersten Mittel, mit denen man bey einem Juden seinen Zweck erreichet. Miquez blieb also an dem Hofe der Gouvernantinn; die Großmuth dieser Prinzeßinn verpflichtete ihn, seine Gaben täglich besser zu entwickeln, und er galt bey ihr ungemein viel.

Da aber das Glück die Seelenkräfte nicht erhöhet: so behielt auch dieser Jude mitten unter den Reichthümern und Ehrenstellen seine Niederträchtigkeit. Er wurde von den Reizungen einer Frau vom höchsten Stande gefesselt, und glaubte das Recht zu haben, sie seinen lasterhaften Begierden aufzuopfern, wenn sie etwan Lust bezeigen sollte, ihm zu widerstehen. In dieser Absicht bediente er sich bey ihr aller möglichen Mittel der Kunst; da er aber sah, daß seine Versuche fruchtlos abliefen, entschloß er sich, Gewalt zu gebrauchen. Zuförderst brachte er es dahin, daß ihr der Platz einer Hofdame bey der Gouvernantinn gegeben wurde; sodann machte er Bekanntschaft mit ihrem Gemahle, um seine wahren Neigungen zu bedecken, und einen Vorwand zu haben, der ihn berechtigte, dieser Dame seine Dienste anzubiethen.

Dieser -

Dieser Bösewicht hatte allezeit die Augen auf seinen Raub gerichtet, und fand daher bald den günstigen Augenblick, in welchem er ihn erhaschen konnte. Er traf diese Dame an einem abgelegenen Orte, sprang auf sie los, und durch den Beystand eines von denen verachtungswürdigsten Menschen, welche ohne Gewissensbisse die Ehre dem Eigennutze aufopfern, siegte er über ihre Tugend.

Diese Dame erzählete ihr Unglück, gleich einer andern Lucrezia, ihrem Gemahle: beyde bathen die Regentinn um Gerechtigkeit, welche, ihrer Neigung gegen den nichtswürdigen Juden ohnerachtet, genöthiget wurde, ihn vom Hofe wegzujagen. Da er in den Niederlanden, in welchen das Gerücht von seinem Bubenstücke sich ausgebreitet, und ihm so viel Feinde, als es Menschen darinnen gab, zugezogen hatte, keine Sicherheit für sich fand: so gieng er nach Frankreich: aber Philipp II, welcher seit kurzer Zeit den Thron von Spanien bestiegen, und von seiner unverschämten Geilheit Nachricht erhalten hatte, ließ ihn aus allen Staaten der Christenheit verjagen.

So sah sich Miquez überall verfolget, und nahm seine Zuflucht nach Constantinopel, und von da nach Caramanien zu Selim dem II, ältestem Sohne Solimanns des II. Dieser Prinz beschäfftigte sich, während der Zeit er auf die Erle-

digung des Thrones wartete, mit lauter Lustbarkeiten. Als Miquez sah, daß Selim den Werth der Wollust vollkommen kannte, schmeichelte er sich, daß er unter seinen Günstlingen den ersten Platz zu behaupten fähig wäre: und seine Talente erleichterten ihm bald die Mittel, diese Hofnungen zu erfüllen.

Solimann starb, Selim bestieg den Thron, und Miquez war der Günstling des größten Prinzen auf der Erden. Als er eines Tages mit dem Sultan trank, erhob er den Cyprischen Wein und sagte, es wäre das allerbeste Getränk, welches außerhalb den Staaten seiner Hoheit befindlich wäre. Der Sultan ließ alsobald eine Flasche von diesem Weine bringen, und als diese ausgeleeret war, forderte er die zweyte. Miquez sagte ihm darauf, man müsse davon nicht mehr trinken, aus zween Gründen: einmal, weil man einer Sache, von der man allzu viel zu sich nähme, keinen Geschmack mehr behielt; hernach, weil man genöthiget wäre, diesen Wein zu kaufen, so müsse man damit sparsam umgehen. Selim II, empfand den Stachel dieses scherzhaften Einfalls, er schwur, daß er noch in demselben Jahre die Insel Cypern wegnehmen wolle, legte seine Hand auf die Schulter des Juden, und fügte hinzu, daß er ihn, weil er merkte, daß er diesen Wein sehr liebte, von Stund an zum Könige von Cypern erklärete.

Der

Der Sultan ließ es bey den Versprechungen nicht bleiben, er machte auch alle nöthige Vorbereitungen, um selbige in Erfüllung zu bringen. Als nun die Zurüstung fertig war, gab sich Miquez, der die Begierde, sich an dem Könige Philipp II zu rächen, beständig im Herzen hatte, alle ersinnliche Mühe, um den Selim dahin zu bereden, daß er seine Waffen wieder Spanien richten, und seine Flotte den Moren von Grenada, welche sich empöret hatten, zu Hülfe schicken möchte: aber die übrigen Minister stelleten dem Sultan vor, daß dieser Feldzug, er möchte einen Ausgang gewinnen, welchen er wollte, seiner Hoheit einen sehr geringen Vortheil bringen könnte, und daß die Flotte, da man ihr in einem so entfernten Lande nicht beystehen könnte, zu Grunde gehen würde. Diese Gründe überwogen das Ansuchen des Miquez. Die Insel Cypern wurde angegriffen, in kurzer Zeit erobert, und Miquez von dem Selim dem II zum Oberherrn derselben ernennet.

Die Großen sind gemeiniglich gegen die Mitgenossen ihrer Wollüste verschwenderisch: sie glauben ohne Zweifel, daß sie solchen Männern, deren Exempel ihre Schwachheiten gut heißt, und mit denen sie die beschwerliche Pracht ihrer Größe bey Seite setzen, niemals zu viel Gnade erweisen können.

LXXVII.

Kupferstiche verursachen große Unruhen in Rom.

Die Pracht und Freygebigkeit haben zu allen Zeiten das Frauenzimmer verführet: dadurch wurde Cäsar der Mann aller römischen Damen: und durch eben diese Mittel erhielt der Cardinal von Lothringen die Gunst aller schönen Frauen seiner Zeiten. In Frankreich, in Italien, überall, wo er hinkam, machte ihm seine Freygebigkeit Eroberungen. Da er es einmal gewohnt war, daß das Frauenzimmer in sein Verlangen einwilligte; so vergaß er bisweilen die Pflichten, welche er ihrem Stande schuldig war. Auf seiner Reise nach Rom fiel es ihm ein, durch Savoyen zu gehen, und dem Herzoge, hernach auch der Herzoginn (Donna Beatrix von Portugall) seine Aufwartung zu machen. Die Herzoginn überreichte ihm, nach der Gewohnheit des Landes, ihre Hand zum küssen: der Cardinal näherte sich ihr, uud wollte ihr, nach der Gewohnheit seines Landes, den Mund küssen: Sie wich zurück voller Verwunderung und zugleich voller Zorn: der Cardinal verlohr die Geduld, kriegte sie beym Kopfe, gab ihr viele Küsse, und sagte zu ihr: „Ich bin

„nicht

„nicht der Mann, mit dem man so viel Umstände „machen muß: so habe ich die größten Königin„nen umarmt, welche es mir nicht übel genom„men, und ich bin mit Damen, deren Rang über „den ihrigen weit erhoben ist, noch viel weiter „gegangen. „

Er brauchte so wenig Vorsicht, seine Liebesbegebenheiten zu verbergen, daß sie auch aller Welt bekannt wurden. Man sprach davon ganz öffentlich bey Hofe, und in der Stadt: selbst zu Rom, wo er fast eben so viel Liebhaberinnen, als zu Paris, gehabt hatte, säumete man nicht, dieselben öffentlich bekannt zu machen, und in allen Gesellschaften unterhielt man sich mit den Galanterien des Cardinals von Lothringen. Die schönen Geister übeten auch sehr bald ihren Witz, und besangen die Triumphe seiner Eminenz. Alle Tage erschien ein neues Liedchen, welches die Niederlage einer und der andern vornehmen Dame verkündigte. Alle römische Damen wurden darüber unruhig: einige fürchteten die üble Nachrede, andere die Verläumdung.

Eine von ihnen, welche sich schmeichelte, daß ihr Rang und Geburth sie wider alle Critik sicher stellete, spottete über die Uruhen und die Furcht der übrigen, und war die erste, welche die herausgekommenen Liederchen bekannt machte; aber sie

erfuhr gar bald, daß der Bosheit nichts zu heilig sey. Es erschien ein Buch mit illuminirten Kupferstichen, welche diese Dame ganz natürlich, in allerhand Arten von Stellungen des Leibes, mit dem Cardinal von Lothringen vorstelleten. Dieß Buch gerieth in die Hände aller Standespersonen; jedermann war begierig, es zu sehen. Der Pabst Sixtus der VI erhielt von dem Aergerniße Nachricht, und entfernete verschiedene angesehene Personen, von denen er wußte, daß sie sich daran ergötzet hatten, von Rom, und drohete, diejenigen mit der äußersten Strenge zu bestrafen, in deren Händen man es antreffen würde. Da er endlich es herausbrachte, daß ein gewisser Capillas, Secretär des Cardinals von Est, der Urheber davon sey, ließ er ihn an den Galgen henken.

LXXVIII.

Ein griechisches Epigramma machet das ansehnliche Glück seines Verfassers.

Der berühmte Amiot war der Sohn eines Leyerbereiters zu Melun. In seiner Kindheit floh er aus dem väterlichen Hause, aus Furcht vor der Ruthe, mit der man ihm gedro-

het

het hatte. Da er aber die Strapatzen nicht gewohnt war, konnte er solche nicht lange ausstehen, und war genöthiget, mitten auf dem Wege auszuruhen. Ein Reiter, der von ungefähr auf diesen Weg kam, erbarmte sich des Knaben, nahm ihn hinter sich aufs Pferd, führte ihn bis nach Orleans; woselbst er ihn in ein Hospital brachte. Die Ruhe machte den jungen Amiot wieder gesund: man gab ihm sechszehn Sous mit auf den Weg und schickte ihn weiter.

Mit diesen sechszehn Sous behalf er sich bis nach Paris: als er aber hier angelanget war, sah er sich genöthiget, sein Brod zu betteln. Seine Gestalt gefiel einer gewissen Dame, welche er ansprach; sie nahm ihn in ihre Dienste und brauchte ihn dazu, ihre Kinder in das Collegium zu führen und ihnen die Bücher nachzutragen. Der seinen Herren ertheilte Unterricht, welchen er mit anhörete, entwickelte in ihm seine vorzüglichen Fähigkeiten zu den Wissenschaften. Er legte sich aufs Studieren, und sein schneller Wachsthum in der Erkenntniß machte seinen Namen in den Schulen berühmt: aber der gute Ruf gereichte ihm damals zum Nachtheile. In den damaligen Zeiten nahmen die Verfolgungen der Huguenotten ihren Anfang: und wie ein übertriebener Eifer in Religions-Sachen, manchmal die von der evangelischen Sanftmuth vorgeschriebenen Gränzen

zu übertreten pflegt: so wurden die Unschuldigen mit den Schuldigen ins Spiel gezogen. Verdienstvolle Leute waren ein Vorwurf der Verleumdung, und die Religion war der Vorwand, dessen sich die Mißgunst zu ihrer Verfolgung bediente.

Um der Verfolgung aus dem Wege zu gehen, sah sich Amiot genöthiget, Paris zu verlassen. Er begab sich zu einem Edelmanne im Lande Berry, welcher ihm die Erziehung seiner Kinder auftrug. Während der Zeit er sich hier aufhielt, trat König Heinrich II auf seinen Reisen von ungefähr in dem Hause dieses Edelmanns ab. Der Edelmann bath den Amiot, er möchte doch dem Könige eine Poesie überreichen. Amiot verfertigte ein griechisches Sinngedicht, welches er seiner Majestät überreichte. Als aber Heinrich der II sah, daß es in griechischer Sprache abgefasset war, warf er es jemanden, der neben ihm stand, hin, und sprach: „Ach! das ist griechisch.„ Man kann leicht ermessen, daß die Verachtung, welche der König gegen seine Arbeit bezeigte, dem Amiot äusserst nahe gegangen seyn müsse. Als aber der in der Republik der Gelehrten so bekannte Herr von l'Hopital, nachmaliger Kanzler von Frankreich, vom Griechischen reden hörete, näherte er sich, nahm das Sinngedicht, und nachdem er es gelesen hatte, sah er den Amiot starr an, und fragte ihn, woher er es genommen hätte. Amiot war noch in der

Be=

Bestürzung, darinnen ihn das verächtliche Bezeigen des Königs gesetzet hatte, und antwortete mit Zittern und Zagen, daß er es selbst verfertiget hätte. Sein Schrecken war der Beweis seiner Aufrichtigkeit. Der Herr von l'Hopital sagte darauf zu dem Könige, daß, wenn dieser junge Mensch eben so viel gute Sitten an sich hätte, als er Witz und Wissenschaft besäße: so verdiene er Präceptor der Französischen Prinzen zu werden. Heinrich II, welcher auf den Herrn von l'Hopital ein großes Vertrauen setzte, fragte darauf den Edelmann, in dessen Hause er war, ob auch die Aufführung des Lehrers seiner Kinder gut wäre, und nach erhaltener Antwort, ertheilete er dem Amiot den Platz eines Präceptors bey den Kindern von Frankreich.

Amiot gab in kurzer Zeit so große Proben seiner Geschicklichkeit, daß der König alles sein Vertrauen auf ihn setzte, und ihm die wichtige Unterhandlung bey der Tridentinischen Kirchenversammlung auftrug, woselbst er vor den versammleten Geistlichen die vernünftige und dreiste Protestation ablegete, welche ein ewiges Denkmaal der französischen Weisheit, in so bedenklichen Umständen, bleiben wird.

Amiot besaß verschiedene ansehnliche Pfründen, stand bey Hofe unter den Regierungen seiner Schüler Franz II, und Karls des IX, in großen

Ansehen, und hatte eine solche Stufe der Hoheit betreten, welche in Erstaunen setzet, wenn man ihn aus dem Hospital zu Orleans mit sechszehn Sous die Wanderschaft antreten sieht. Es schien, daß er nicht höher steigen könnte: aber das Glück machte sich eine Lust daraus, ihn noch mehr zu erheben.

Eines Tages unterredete sich Karl der IX mit seinen Hofleuten, und das Gespräch fiel auf Kaiser Karln den V. Man lobete verschiedene Handlungen dieses Monarchen, insbesondere seine Erkenntlichkeit gegen seinen Lehrmeister, welchen er auf den Stuhl des heiligen Peters gesetzet hätte. Es war der Pabst Adrian der VI. Dieser Lobspruch machte in dem Gemüthe Karls des IX, einen solchen Eindruck, daß er sagte, er würde gegen seinen Lehrer auf eben die Art erkenntlich seyn, wenn sich die Gelegenheit dazu anbiethen wollte. Als einige Zeit darauf der Platz eines Groß-Almoseniers von Frankreich offen wurde, gab er denselben wirklich dem Amiot, der, entweder aus Demuth oder aus Furcht, daß ein solches erstaunliches Glück üble Folgen nach sich ziehen möchte, sich, so lange er konnte, diese Würde anzunehmen entschuldigte. Es war aber vergeblich. Der König gab ihm dieselbe als Freund, und als Herr befahl er ihm, selbige anzunehmen.

Sobald die Königinn Mutter von dieser Neuigkeit Nachricht erhielt, wurde sie wieder den Amiot heftig aufgebracht, ließ ihn in ihr Zimmer rufen und sprach zu ihm: „Einem solchen elenden „Pfaffen, als ihr seyd, steht es auch wahrhaftig „wohl an, wider meinen Willen eine Stelle ein„zunehmen, welche ich den Guisen, den Chatil„lons, den Connetabeln, den Kanzlern, den Kö„nigen von Navarra, und den Prinzen von Conde „abschlage. Unterstehet ihr euch, sie anzunehmen, „so wisset, daß ihr nicht vier und zwanzig Stun„den noch zu leben habt.„ Dieß war der Styl der damaligen Zeiten.

Amiot befand sich also in sehr bedenklichen Umständen. Auf der einen Seite war Karl der IX von Natur hartnäckig und konnte nicht leiden, daß man seinem Willen sich widersetzte: auf der andern Seite waren die Drohungen der Königinn unwiederrufliche Urtheilssprüche. Um also der Hartnäckigkeit des Königs und den Drohungen der Königinn auszuweichen, erwählete er das Mittel und verbarg sich: weil er aber verbunden war bey der Tafel des Königs zu erscheinen, so konnte es nicht fehlen, der Monarch mußte seine Abwesenheit sehr bald merken. Karl der IX fragte nach ihm und befahl, ihn so lange zu suchen, bis man ihn gefunden hätte. Es war aber umsonst: er hatte sich

so

so wohl verstecket, daß alles geschehene Nachsuchen fruchtlos war.

Der König muthmaßete nunmehro, was vorgegangen seyn möchte: „Was? sagte er, weil „ich ihn zum Groß-Almosenierer gemacht habe, „so hat man ihn auf die Seite geschaffet. Also „sollen diejenigen, denen ich meinen Schutz angedeyhen lasse, das Ziel der Grausamkeit der „übrigen seyn. Will man mir etwan die Rechte „meiner Krone streitig machen?„ Nachdem er diese Worte ausgesprochen hatte, fieng er an zu fluchen, wie es seine Mode war, wenn er zornig wurde, und gerieth in eine solche Wuth, daß die Königinn, welche viel Mühe hatte, ihn zu regieren, und welche ihn eben so sehr fürchtete, als sie ihn liebte, selbst hinschickte, und den Amiot suchen ließ, mit Befehl, ihn schlechterdings zu schaffen. Sie gab ihn alle Sicherheiten, welche er nur verlangen konnte. Er erschien und besaß die Stelle eines Groß-Almosenirers in vollkommner Ruhe.

Man sieht es sehr selten, daß Männer mit unterscheidenden Verdiensten ein glänzendes Glück bey Hofe machen, weil diejenigen, welche die Prinzen umgeben, einzig und allein auf ihren Eigennutz sehen, und die Gnaden der Prinzen nur für diejenigen erbitten, welche ihnen gänzlich aufgeopfert sind, und von denen sie glauben können, daß sie ihnen allezeit den ersten Platz lassen wer-

den,

den, weil sie nur sehr mittelchäßige Fähigkeiten besitzen. Ein Mann von Verdiensten läßt dergleichen Leute sehr bald weit hinter sich, und erwirbt sich ein Ansehen, welches deßwegen länger dauret, weil es auf Hochachtung gegründet ist. Die großen Männer sind selten: diese sind es allein, welche große Gaben beschützen. Mecän beschützte den Horaz und Virgil: Trajan den Cornelius Tacitus: Karl der Große den Alcuin: der Kanzler von l'Hopital den Amiot: Elisabeth den Baco: Ludwig der XIV den Racine und den Boileau; Ludwig der XV beschützte einen Crebillon.

LXXIX.

Ein besonderes Versehen eines jungen Frauenzimmers giebt Gelegenheit zum Verdachte einer sich anspinnenden Zusammenverschwörung, und daher zu Untersuchungen, welche eine lächerliche Entdeckung ans Licht bringen.

Ein junges Frauenzimmer, ungefähr von achtzehn Jahren, welche durch die Wachsamkeit ihrer Hofmeisterinn die traurigen Unterweisungen, durch welche die Jugend verführet und ins Verderben

derben gestürzet wird, noch nicht genossen hatte, legte bey einer ihrer Verwandtinnen, welche Hofdame der Königinn war, ihren Besuch ab, und erschrack, als sie sah, daß man eine gewisse Sache, die ihr ein Terzerol zu seyn schien, sorgfältig einschloß. So bald sie nach Hause kam, erzählete sie das, was sie gesehen hatte, ihrer Hofmeisterinn, diese erstaunte darüber eben so sehr, als das junge Frauenzimmer, und erzählete es wieder andern Leuten. Bald darauf breitete sich ein Gerücht aus, daß man bey Hofe mit einer grausamen Unternehmung schwanger gehen müßte, weil selbst die Damen mit Waffen versehen wären. Es dauerte nicht lange, und dieses Gerücht kam vor die Ohren der Königinn Cathrine von Medicis. Sie sah, daß Frankreich von den größten Unruhen erschüttert wurde und bildete sich ein, daß man wider ihre Person eine Zusammenverschwörung angesponnen hätte, welche um so fürchterlicher seyn müßte, da auch so gar die Frauen darein verwickelt wären, und weil sie glaubte, daß sie keine Zeit zu verlieren hätte, um den Folgen derselben vorzukommen, so befahl sie dem Hauptmanne ihrer Leibwache, bey allen denen, die auf dem Louvre wohnten, die genauesten Untersuchungen anzustellen, ohne die Frauen und die Jungfern zu verschonen. Er gehorchte. Aber in welches Erstaunen gerieth er. Anstatt der Waffen fand er

bey

bey dem Frauenzimmer ein gewisses Werkzeug, dessen sich diejenigen bedienen, welche die Folgen der Wollust scheuen, und sich daher nur mit dem Schatten derselben begnügen. Das war es, was das junge Frauenzimmer für ein Terzerol angesehen, und was zu dem Gerüchte unter dem Volke und dem Schrecken der Königinn Gelegenheit gegeben hatte. Ihre Majestät lachten herzlich, als ihnen der Hauptmann von der Leibwache den Bericht davon abstattete, und in der Stadt ermangelte man nicht auf die Waffen der Hofdamen ein Liedchen zu machen.

LXXX.

Die Liebe eines reformirten Officiers zu einem jungen Bauermägdchen ist Ursache, daß die Bauern einer Provinz sich wider die Huguenotten rüsten, und sehr viele davon ums Leben bringen.

Ein Officier, welcher durch die Provinz Anjou marschirte, und sich mit seinem Detaschment zu der Armee des Königs von Navarra begeben wollte, sah, daß seine Soldaten die Müdigkeit und Hitze nicht mehr ausstehen konnten: er machte also in einem Dorfe Ruhetag, und legte sich bey

einem

einem Bauer ins Quartier. So bald er ins Haus getreten ist, überreicht ihm der Bauer einige Erfrischungen, in der Hoffnung, daß diese Höflichkeit ihn verpflichten werde, seine untergebenen Soldaten in besserer Zucht und von der Plünderung des Hauses abzuhalten. Der Officier nimmt das Anerbiethen an, und verspricht alle nöthige Aufmerksamkeit anzuwenden, daß den Leuten kein Schade geschehen soll.

Während der Zeit sie damit beschäfftiget waren, die Erfrischungen zu genießen, kömmt des Bauers Frau mit drey jungen Töchtern, welche ungemein schön waren, herein. Der Officier betrachtet sie voller Verwunderung, und von der Liebe und dem Weine erhitzt, nähert er sich der ältesten und will sie umarmen: sie aber stößt ihn herzhaft zurück. Dieser Widerstand reizet die Begierden des Officiers und erwecket seine Kühnheit: er greifet die Ehre dieser Jungfer an; Vater und Mutter thun ihre Schuldigkeit und wollen ihr zu Hülfe kommen und ihre Tochter retten. Darüber geräth der Officier vollends in Wuth, greift zum Degen, stößt auf sie loß und jaget sie zum Hause heraus.

Das junge Mägdchen bewaffnet sich unter der Zeit mit einem Messer, welches ihr in die Hände fällt, stößt es in die Brust des Officiers und strecket ihn zu ihren Füssen nieder. Das Lärmen locket einige Soldaten herbey: sie knirschen vor

Wuth

Wuth mit den Zähnen, da sie sehen, daß ihr Befehlshaber todt ausgestreckt da liegt, und in seinem Blute schwimmt. Drauf gehen sie in das Haus, ergreifen die Jungfer, welche sie noch mit dem Messer, dessen sie sich, ihre Ehre zu rächen, bedienet, bewaffnet finden, zerreissen ihr die Kleider, schleppen sie bey den Haaren heraus, binden sie an einen Baum, und lachen über ihre Seufzer und ihre Schmerzen. Während der Zeit sie sich an diesem barbarischen Vergnügen ergötzen, kömmt der Vater mit seinen Nachbaren, die er in der Geschwindigkeit zusammen gebracht und die sich alle mit Heugabeln und Sensen bewaffnet hatten, heran: sie greifen die Soldaten schnell an und hauen selbige in Stücken. Der Vater läuft zu seiner Tochter, vergießt Thränen der Freude und Zärtlichkeit, zieht seine Kleider aus, um ihre Blöße zu bedecken, und führet sie wieder in sein Haus. Seit der Zeit fasseten die Bauern dieser Provinz gegen die Huguenotten einen unversöhnlichen Haß: sie griffen alle, die ihnen begegneten, an, und machten sie nieder.

Das Volk muß allemal auf seiner Hut gegen diejenigen seyn, welche im Staate eine besondere Partey ausmachen wollen: sie greifen zu den Waffen, in der Absicht, die Gesetze zu vertilgen, auf welche sich doch die Sicherheit der Bürger gründet.

LXXXI.

Die Lobsprüche, welche ein vornehmer Herr einer Königinn, in Gegenwart einer andern Königinn, ertheilet, sind Ursache, daß diese der erstern den Kopf vor die Füße legen läßt.

Man kann es nicht ohne Entsetzen ansehen, wie die Unglücksfälle Haufenweise die Maria Stuard auf dem Throne angreifen, und bis auf die Blutbühne begleiten. Ich bin willens mit wenig Worten ihre Geschichte zu erzählen, so wie sie ein Geschichtschreiber der damaligen Zeiten von einer ihrer Hofdamen vernommen zu haben vorgiebt. Sie wird von derjenigen Geschichte ein wenig abweichen, welche verschiedene andere Schriftsteller von dieser Prinzeßinn aufgezeichnet haben.

Kaum ist sie aus der Wiege, so stirbt ihr Vater, Jacob V, und ihre Mutter, Claudia von Lothringen, sieht sich genöthiget, diese Tochter der Wuth des Meeres anzuvertrauen, um sie nur der Wuth ihrer eigenen Unterthanen zu entreißen. Die französische Großmuth giebt ihr einen sichern

Auf=

Aufenthalt: die Schönheit dieser Prinzeßinn, welche sich mit dem Alter entwickelte, zieht eine Menge von Anbethern an sich; die Gelehrten und Hofleute streben um die Wette nach der Ehre, sich mit ihr zu unterreden. Einigen giebt sie Proben von der Gründlichkeit ihres Verstandes, mit dem Fochain *) spricht sie Latein, mit dem Ronsard macht sie Verse, andern zeigt sie alle Munterkeit desselben. Mit den allerfeinsten Scherzreden unterhält sie den König Heinrich II und die Königinn Cathrina von Medices. Stellet man bey Hofe eine feyerliche Lustbarkeit an, so erscheint sie dabey in schottländischer Tracht, mischet sich unter die Musicanten, nimmt die Laute in die Hand, singet dazu und vergnüget das Ohr zu gleicher Zeit, da sie die Augen ergötzet. Ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die lebhafte Farbe desselben, ihr majestätisches Wesen, entzücket alle die sie sehen, und man ist eben so beschäfftigt ihre schöne weisse Hand zu bewundern, als die Töne ihrer Laute zu hören.

In allen Herzen entzündet sie die Liebe: sie ist aber eine Königinn, und nur Könige können sie besitzen. Franz der II, auf den die Krone von Frankreich wartet, nimmt sie zur Gemahlinn: sie

*) Fochain von Chauni, aus Vermandois, war ein Gelehrter damaliger Zeiten.

finden alle beyde ihr Glück darinnen, daß sie sich einander besitzen, und die Franzosen, welche allezeit ihren Königen vollkommen ergeben sind, trösten sich über das Absterben Heinrichs II nur deßwegen, weil sie den Thron von dem Franz und der Maria, welche sie anbeten, wieder besetzet sehen. Das Glück, welches sich eine Lust daraus macht, die Maria zu betrüben, erhebt sie auf die höchste Stufe der Glückseeligkeit, damit sie das ihr zubereitete Elend desto besser empfinden möge.

Der Tod ihres Gemahls verursacht ihr die bittersten Schmerzen: bald darauf muß sie den andringenden Bitten der Guisen, ihrer Mutter-Brüder, nachgeben, ihrer besondern Abneigung unerachtet, die Reise nach Schottland beschlüßen und Frankreich verlassen. Je näher der Augenblick ihrer Abreise heranrücket, desto mehr fürchtet sie ihn: sie schiebt selbigen von Monathe zu Monathe, von Tage zu Tage auf: endlich muß sie aufbrechen. Sie kömmt zu Calais an, und will, ehe sie sich einschiffet, von denen, die sie bis hieher begleitet hatten, Abschied nehmen: aber sie ist nicht im Stande zu reden, sondern muß sich nur durch Thränen und Seufzer ausdrücken. Sie steigt ins Schiff, und hier presset der Schmerz ihr folgende Worte aus: „Lebe wohl, liebes „Frankreich, lebe wohl! ich werde dich nicht wie„der sehen.„ Nunmehr überläßt sie sich ganz

ihrem

ihrem Kummer, wirft sich auf den Ruderbänken nieder, richtet ihre Augen beständig auf den Ha= fen, wo sie abgereiset ist und bleibt in dieser Stel= lung, bis die Nacht die französischen Küsten ihren Augen entzieht. Vergebens bietet man ihr Speisen an, sie legt sich nieder, aber mehr zu der Absicht, sich ihrem Grame, als dem Schlafe, zu überliefern. So bald der Tag anbricht, steht sie auf, um nach Frankreich zurück zu sehen, welches sie annoch wahrnehmen kann: weil es sich aber bald aus ihrem Gesichte verliert, ruft sie zum andernmal aus. „Lebe wohl! liebes Frankreich, „lebe wohl! ich werde dich nicht wieder sehen.„

Nach ihrer Ankunft in Schottland tritt sie in der Abtey Islebourg ab, und bringet daselbst die Nacht zu, um auszuruhen. Kaum ist sie angelanget, so versammeln sich alle junge Leute der Stadt, mit allerhand Arten von Instrumen= ten, und machen ein erschreckliches Lärmen unter ihren Fenstern. Dieses sehr übel klingende Con= cert misfiel ihr dergestalt, daß sie ausrief: „Mein Gott! welche Musik! welch ein Land!„ Drey Jahre bringet sie in Unruhen und Verdrüß= lichkeiten zu, nimmt einen Gemahl, um mit ihm den Kummer und die Sorgen zu theilen, sie fin= det aber da neuen Verdruß, wo sie nichts als Ruhe anzutreffen hoffete. Die Eifersucht, mit allen ihren tollen Gefährten, bemächtigt sich des

Herzens ihres Eheherrns. Er kömmt ums Leben. Das Volk schreyt, Maria sey an diesem traurigen Tode schuld, und bald darauf sieht man die Schottländer, wie sie sich gleichsam um die Wette bemühen, ihrer Königinn Ehre und guten Namen abzuschneiden. Einige sagen, sie sey ein Ungeheuer, welches sich nur mit Menschen-Blute zu nähren suchet: andere aber, sie sey ein verachtungswürdiges Weib, welche mit ihrem unzüchtigen Leben dem Throne, ihrem Geschlechte und der Menschheit Schande macht.

Das Glück, welches fest beschlossen hatte, sie völlig ins Verderben zu stürzen, empöret aller Herzen wider sie. Was ihr sonst die Liebe aller Menschen gewann, wird jetzt der Bewegungsgrund zum allgemeinen Hasse. Elisabeth, die Königinn von England, wird eifersüchtig über ihre Schönheit, und höret es mit Verdrusse, daß ein junger englischer Herr in einer Art von Entzückung sagt, Maria sey die schönste Frau, die er jemals gesehen habe. Ihre Eifersucht entzündet sich dergestalt, daß sie von dem Augenblicke an auf den Untergang der Königinn von Schottland bedacht ist. Um diesen barbarischen Anschlag auszuführen, läßt sie die Maria, eben als sie nach England kam und in den Staaten der Elisabeth einen sichern Aufenthalt suchte, gefangen nehmen,

behält sie achtzehn bis zwanzig Jahre in einem abscheulichen Gefängnisse, und nach deren Verlaufe, setzt sie den allen gekrönten Häuptern schuldigen Respect bey Seite, und befiehlt, sie dahin zu verdammen, daß sie ihren Kopf auf die Blutbühne tragen soll.

Den Abend vor diesem abscheulichen Trauerspiele lesen ihr die Abgeordneten der Elisabeth das Urtheil vor, welches mit sich bringet, daß sie den andern Morgen früh, zwischen sieben und acht Uhr, hingerichtet werden soll, und lassen ihr Zimmer und Bette schwarz beschlagen. Das Unglück hatte ihren Muth gestärket, und sie sah die Vorbereitungen zu ihrem Tode, ohne Entsetzen an.

Gänzlich losgerissen von diesem vergänglichen Leben dachte sie nur darauf, wie sie sich zu dem ewigen zubereiten wollte. Sie verlangte ihren Beichtvater zu sprechen, weil aber die Abgeordneten mit einiger Härte es abschlugen, ihn holen zu lassen, so schrieb sie ihm ein Handbriefchen, welches ungefähr in folgenden Worten abgefasset war.

„Da ich mein Urtheil gehöret, welches mit „sich bringet, daß ich morgen früh, zwischen sie„ben und acht Uhr, dem Scharfrichter überliefert „werden und mein Leben endigen soll: so habe „ich nach ihnen verlanget, um meine Beichte ab„zulegen und meinen Gott zu empfangen: aber „man hat die Grausamkeit so weit getrieben und

„mir auch diesen Trost abgeschlagen. Ich bin „daher genöthiget, nur ein allgemeines Bekennt„niß meiner Sünden abzulegen und von Gott „Vergebung zu bitten. Verlassen sie mich nicht, „Diener des Herrn, in dem Zustande, worinnen ich „bin, senden sie mir ihren Segen und stehen sie „mir diese Nacht mit dero Gebethe bey. Bitten „sie Gott, daß er mir meine Sünden vergebe. „Morgen, die Zeit ist sehr kurz. —„

Nachdem sie diesen Brief geschrieben und fortgeschicket hatte, ließ sie alle ihre Bedienten vor sich kommen, theilte ihr Geld und Kleider unter sie, und ließ sie alle gehen, ausgenommen ihre weiblichen Bedienten, welche sie bey sich behielt. Darauf begab sie sich in ihr Bethzimmer, beharrete zwey Stunden im Gebethe, nach deren Verlaufe verlangte sie zu essen, und sprach. „Ich „glaube, daß ich wohlthue, wenn ich etwas zu „mir nehme und ein wenig schlafe, damit es mir „morgen nicht an Kräften fehle und ich keine „Handlungen begehe, die meiner nicht würdig „sind.„ Nachdem sie etwas gespeiset hatte, legte sie sich nieder und schlief ein.

Den andern Morgen stand sie zwo Stunden vor Anbruche des Tages auf, zog ein schwarz sammtenes Kleid an und sprach zu ihrem Frauenzimmer. „Meine lieben Freundinnen, ich habe „euch dieses Kleid nicht gegeben, weil ich es mir

„zum

„zum Sterbekleide aufgehoben habe. „ Als sie angekleidet war, umarmete sie die Damen, welche in Thränen zerflossen und sagte, sie möchten über die Schicksale, die ihr bevor stünden, nicht weinen, der Tod wäre mehr ihr Glück, als ein Unglück. Darauf begab sie sich wieder in ihr Bethzimmer und nahm die Hostie zu sich, welche ihr der Pabst Pius V während ihrer Gefangenschaft zugeschicket und welche sie allezeit aufgehoben hatte.

Nachdem sie ihre Andacht geendiget, kam sie wieder in ihr Zimmer zurück, setzte sich ans Feuer mitten unter die Damen, zu denen sie sagte, sie wäre ein sehr deutliches Beyspiel von der Eitelkeit aller Größe auf dieser Welt: sie wäre eine Königinn von Frankreich und Schottland gewesen, und würde doch nun in die Hände des Scharfrichters gegeben. „Ich weiß, sagte sie, daß ihr nicht „ohne Schmerzen, das blutige Trauerspiel, wel„ches morgen vorgestellet werden soll, ansehen „werdet: aber ich verlange es, daß ihr mit dabey „und meine Zeugen seyn sollet, daß ich nichts „gethan, was meiner unwürdig wäre.„

Kaum hatte sie diese Worte geendiget, so hörete sie, daß an die Thür geklopfet wurde. Ihre Damen vermutheten, daß man bereits käme, sie abzuholen und zum Gericht zu führen, und wollten nicht aufmachen. Sie aber sagte; „Euer Wi-

„derstand ist vergebens, ihr müsset aufmachen.„ Es waren wirklich die Abgeordneten. So bald diese Herren hereingetreten waren, nahm sie ein Crucifix in die Hand und sagte zu ihnen. „Wir „wollen gehen, ich bin bereit.„ Sie wurde darauf in einen schwarz ausgeschlagenen Saal geführet, in dessen Mitte eine Bühne sich befand, welche zwölf Fuß ins Gevierte groß war. Sie trat mit einer solchen zufriedenen Mine herein, daß alle Anwesende darüber in Erstaunen geriethen. Als sie an die Bühne gekommen war, rief sie ihren Haus-Hofmeister und sprach zu ihm. „Helft mir heraufsteigen. Das ist der letzte „Dienst, den ihr mir erweisen könnet.„ Als sie herauf gestiegen war, verlangte sie nochmals ihren Beichtvater, welches ihr wiederum abgeschlagen wurde. Darauf traten ihre Damen herein, welche dem Schmerzen, ihre Frau in diesen Umständen zu sehen, nicht widerstehen konnten, sondern Seufzer und Geschrey von sich hören ließen, welche die Herzen aller andern Menschen würden gerühret haben, nur der Engländer Herzen blieben unempfindlich.

Die Königinn fiel auf ihre Kniee nieder, bath Gott für ihre Freunde und Feinde. Darauf rief sie ihre Damen, welche ihr das schwarze Kleid, das Kopfzeug und andern Schmuck mußten helfen ausziehen. Sie selbst eilete mit der Auskleidung

und

und sagte, sie wäre nicht gewohnt sich in einer so schönen Gesellschaft *) auszukleiden. Der Scharfrichter wollte ihr auch helfen, aber sie sprach zu ihm. „Ach! rühre mich nicht an.„ Ungeachtet dieses Verboths nahm er sie beym Arme, schlug ihr Kleid zurück, nahm das Halstuch ab, und entblößte ihr die Schultern und den Busen. Eine von ihren Damen verband ihr die Augen, darauf fiel sie auf die Kniee, sagte die Worte her: In manus tuas &c. In deine Hände befehl ich, u. s. w. und legte ihr Haupt auf den Block. Der Scharfrichter gab ihr einen Hieb mit dem Beile, aber er hieb fehl und mit dem dritten Hiebe nahm er ihr allererst den Kopf ab, welchen er ergriff und den Umstehenden zeigte, mit den Worten: „Gott erhalte die Königinn Elisabeth. „Diese Strafe müsse alle Feinde des Evangelii „treffen.„

Das Frauenzimmer der Maria Stuart bath denjenigen, welcher Befehl hatte, ihren Leichnam zu bewachen, er möchte ihnen erlauben die Leiche auszukleiden und sie nicht der Gewalt des Scharfrichters überlassen, mit der Versicherung, daß sie ihm alle Kleidungsstücke überliefern wollten. Aber anstatt einer Antwort, befahl er ihnen, herauszugehen:

*) Brantome sagt, es möchten wohl fünfhundert Menschen gegenwärtig gewesen seyn.

gehen: der Scharfrichter kleidete die Leiche aus und trug sie in ein Zimmer, welches an das Zimmer der Bedienten anstieß, warf ein Stück grün Tuch, welches den Körper nur halb bedeckte, darüber und schloß die Thüre zu, aus Beysorge, ihre Bedientinnen möchten ihn wegnehmen und begraben. In der Mauer dieses Zimmers befand sich ein Loch: durch dieses konnten sie den Leichnam ihrer Frau sehen und beweinen. Der Körper dieser unglückseeligen Königinn blieb daselbst so lange, bis er anfieng in die Fäulniß zu gehen: darauf setzte man ihn in der Kirche zu Petumbourg bey.

Diese traurige Begebenheit geschah den 28 Hornung 1582. Maria war damals in ihrem fünf bis sechs und dreyßigsten Jahre.

Heinrich III, König von Frankreich, hatte den Präsident von Bellievre nach England geschickt, um der Königinn Maria bey der Elisabeth das Wort zu reden. Man versichert, daß dieser Präsident öffentlich eine vortreffliche Rede gehalten und darinnen bewiesen habe, daß die Könige von ihrer Aufführung niemand, als nur Gott allein, Rechenschaft zu geben schuldig sind. Wenn man aber das glauben soll, was der Herr von Maurier in der Vorrede, welche er seines Herrn Vaters Beyträgen zur Holländischen Geschichte vorangesetzet hat, saget, so hatte Heinrich III, seinem

nem Abgesandten den Befehl gegeben, in geheim die Elisabeth noch mehr aufzubringen, und den Untergang der Maria Stuart zu befördern, weil er die Herren von Guise, welche er hassete und fürchtete, auch dadurch erniedrigen wollte.

Der Pabst Sixtus der fünfte sagte, Elisabeth sey sehr glücklich, daß sie habe können ein gekröntes Haupt springen lassen. Der große Saladin, Sultan von Egypten, sagte zum Lusignan, Könige von Jerusalem, welchen er gefangen gemacht hatte: „Fürchte dich nicht Lusignan! ein König „läßt den andern nicht umkommen.„

LXXXII.

Der türkische Kaiser schicket einen Gesandten nach Frankreich, welcher dem Könige Heinrich IV Hülfe anbiethen muß, lediglich aus dem Grunde, weil das Wort Ligue ihm einen besondern Eindruck machet.

Die Unruhen, welche sich unter der Regierung Heinrichs III angesponnen haben, sind so bekannt, daß es mir sehr unnütz scheint, wenn ich mich hier in eine umständliche Erzählung derselben

ben einlassen wollte. Ich werde davon nur so viel beybringen, als nöthig seyn wird, um mich auf diejenige Geschichte zu führen, welche ich zu erzählen willens bin. Die höchst beschwerlichen Auflagen, das Misvergnügen des Adels, die Schläfrigkeit Heinrichs III, waren die Ursachen; der Haß der Guisen gegen den Herzog von Epernon waren die Gelegenheit dazu; die Religion war der Vorwand; die Geistlichen und die Priester sind die Stützen; und die eifrigen Catholiken die Werkzeuge gewesen.

Heinrich Herzog von Guise, hatte, durch seine verstellete Leutseeligkeit, die Herzen aller Franzosen gewonnen: mit den unermeßlichen Summen, welche er aus Spanien, das beständig beschäfftigt war, Unruhen in Frankreich anzuzünden, erhielt, hatte er diejenige Parthey aufgerichtet, welche man die Ligue zu nennen pfleget. Die Liguisten zwangen bald darauf Heinrich III, daß er die Huguenotten bekriegen mußte. Diese machten eine Gegenligue und erwählen sich den König von Navarra zum Oberhaupte. Man gewinnt und verliert Schlachten auf beyden Seiten. Diese Siege und Niederlagen, dienen zu weiter nichts, als daß das Blut der Franzosen vergossen wird. Vernunft und Menschlichkeit betrüben sich, der Fanaticismus erhitzt sich und das Blutbad dauert fort. Der Mord der Guisen bringet die Ligue

in

in Wuth. Sie erkläret sich, der Thron sey ledig. In dieser äußersten Verlegenheit nimmt der schwache Heinrich III, seine Zuflucht zu den Huguenotten. Heinrich IV, ihr Oberhaupt, führete ihn nach Paris, und belagerte diese Stadt; aber Heinrich III wurde ermordet, und überließ den Thron demjenigen, der sich die äußerste Mühe gab ihn darauf zu erhalten.

Heinrich IV, dem die Geburt die Krone gab, ist ein Huguenot. Dieses Vorwandes bedienet sich die Ligue, beharret in der Empörung und weigert sich, ihn als König zu erkennen. Europa, ja die ganze Welt, hat ihre Augen auf Heinrich den Großen gerichtet, welcher genöthiget ist, sein Königreich mit den Waffen zu erobern. Alle Monarchen biethen ihm ihren Beystand an. Der türkische Kaiser sendet ihm einen Abgesandten, welcher ihm Soldaten, Geld und Schiffe anbiethen muß.

So bald diese Neuigkeit bekannt wird, ermangeln die Liebhaber neuer Zeitungen nicht, sich zu versammeln und sich einander die Gründe, warum die Türken dergleichen Anerbiethungen thun, zu erklären. Einige sagen: sie thäten es darum, weil zwischen Frankreich und dem Ottomannischen Reiche noch der alte Bund bestünde: andere schreiben es dem Hasse der Türken wider die Spanier zu, und meynen, die Türken hätten die Schlacht

bey Lepante noch nicht vergessen, und suchten sich zu rächen: endlich so glauben einige die Religion, zu welcher sich Heinrich der IV, der damals noch ein Huguenot war, bekennete, mache ihm die Türken zu Freunden, als welche den Pabst hasseten.

Während der Zeit sie dergestalt beschäfftigt sind, ihre Meynungen einander beyzubringen, kömmt der türkische Gesandte in dem Lager Heinrich des IV an, und sagt, der einzige Bewegungsgrund, warum der Großherr sich so weit erkläret, sey der ihm natürliche Haß und Widerwille gegen das Wort **Ligue**. Es ist zu vermuthen, daß dieses Wort ihm alle die Zurüstungen, welche vor Zeiten wider die Mahometaner unternommen wurden, und die man Liguen nannte, ins Gemüth gebracht habe. Er sah also eine Ligue als die allerfürchterlichste Sache auf der Welt an, und glaubte, daß ein Monarch, der eine zu bestreiten hätte, in der allerdringendesten Gefahr wäre, und den nachdrücklichsten Beystand vonnöthen hätte.

Wir betrachten die Gegenstände bald ruhig, bald kommen wir dabey aus unsrer Gleichgültigkeit. Es kömmt alles auf den Gesichtspunct an, aus dem man die Sachen betrachtet.

LXXXIII.

Elisabeth, Königinn von England, weigert sich, dem Könige Heinrich IV, wider die Ligue beyzustehen, weil ein französischer Herr gesagt hat, daß sie die französische Sprache schlecht ausspräche.

Niemals hat ein Monarch mehr Staatsklugheit, mehr Standhaftigkeit und mehr Größe an sich blicken lassen, als die Königinn Elisabeth. Sie verstand die Kunst, die Engländer im Gehorsam, und ihre Nachbarn in Furcht und Zittern zu erhalten. Unter ihrer Regierung blüheten in England die Wissenschaften, die Künste und Gelehrsamkeit. Ihr Name stellet unserm Geiste einen solchen Begriff vor, den kein Ausdruck deutlich machen kann. Aber alle diese Größe, welche sie auf dem Throne zeigte, verschwand, wenn man sie in ihrem Zimmer betrachtete. Elisabeth hatte alle Schwachheiten ihres Geschlechts an sich: Sie wollte allen Menschen gefallen. Damit man es nicht vergessen möchte, daß sie sehr schöne Hände hätte, pflegte sie sehr selten Handschuhe zu tragen. Wer aus Schott-

land nach ihrem Hofe kam, den nöthigte sie es zu sagen, welche von ihnen beyden die Schönste wäre, sie, oder die Maria Stuart. Bey einem öffentlichen Gehöre, welches sie den Gesandten von Holland und Seeland ertheilete, nahm sie in dem Gefolge der Gesandten einen jungen Menschen wahr, der, nachdem er sie eine geraume Zeit mit Aufmerksamkeit angesehen hatte, einem engländischen Edelmanne, den er in Holland gekannt hatte, etwas ins Ohr sagte und darauf wieder der Königinn solche Blicke zuschickete, welche das verkündigten, was er dem Edelmanne ins Ohr gesagt hatte.

So bald die Audienz geendiget war, ließ Elisabeth den engländischen Edelmann rufen, und verlangte zu wissen, was der junge Holländer ihm gesagt hätte, mit der Versicherung, daß sie es ihm an den Augen und Gebärden angesehen, daß er von ihr geredet hätte. Der engländische Edelmann antwortete ihr, daß er ihm Kleinigkeiten gesagt hätte, die nicht der Mühe werth wären, vor ihrer Majestät wiederholet zu werden. Die Königinn befahl ihm diese Kleinigkeiten ihr zu wiederholen, bey Strafe ihrer höchsten Ungnade. Darauf sagte er „Madam, er hat mir gesagt, daß „ die Ehrfurcht, welche er ihrer Majestät schuldig war, hielt ihn auf; er endigte mit diesen Worten: „ es ist ein unbesonnener Mensch! und

so

so brach er in seiner Rede einigemal ab. Aber dieses sein hartnäckiges Schweigen reitzte die Neugierde der Königinn noch mehr, sie wiederholete ihre Befehle, und er ließ darauf dasjenige Wort fahren, welches die Schamhaftigkeit auszusprechen verbietet. Als sie den Gesandten die gewöhnlichen Geschenke gab, überreichte sie selbst dem jungen Menschen, bey dem sie solche heftige Begierden erreget hatte, eine Kette von sehr großen Werth.

Wenn diese große Königinn denenjenigen, welchen sie gefiel, ihre Achtung bezeigte: so war sie auch im Gegentheile unversöhnlich gegen diejenigen welche sichs auch nur im geringsten merken ließen, daß sie an ihrer Person etwas auszusetzen hätten. Ein Franzose, mit Namen Descombes, hatte ihr hinterbracht, daß der Herr von Buzenval, welcher Königl. Französischer Resident am londonschen Hofe gewesen war, an der Tafel des Herrn Dupleßis-Mornai, während der Belagerung von Paris, erzählet, daß sie auf eine sehr unangenehme Art das Französische ausspräche, und daß sie den Wörtern einen langen und lächerlichen Ton gäbe. Paardonnez-moi, paar maa foi &c. Sie vergaß es nicht, und behielt sichs vor, bey Gelegenheit ihre Rache sowohl von dem Spötter, als auch von demjenigen zu nehmen,

der es zugegeben, daß man sich über ihre Fehler lustig gemacht hatte.

Kurze Zeit darauf wurde der Herr Dupleßis-Mornai als Gesandter nach England geschickt, um die Königinn um Beystand wider die Ligue anzusprechen. Elisabeth nahm ihn sehr übel auf, und schlug ihm auf eine harte Art sein Gesuch ab. Heinrich der IV, welcher allezeit auf ihre Hülfe gerechnet hatte, war zu seinem äußersten Verdrusse über ihre abschlägige Antwort sehr verlegen und schickte in der Geschwindigkeit den Herrn Du Maurier nach Douvres, woselbst sich der Graf von Eßex befand, um zu sehen, ob nicht noch einige Hoffnung übrig wäre. Der Graf von Eßex, welcher die Elisabeth kannte, gab zur Antwort, daß hinter dieser Sache etwas besonders stecken müsse und daß er die Königinn, gegen Sachen, welche die Ligue betrafen, niemals so gleichgültig gesehen hätte. Heinrich der IV, der alle Tage ihre Hülfe nöthiger brauchte, schickte den Vicomte von Turenne, nachmaligen Herzog von Bouillon, nach London, als einen außerordentlichen Abgesandten. Der Herr von Buzenvall mußte ihn begleiten und dieser sollte als ordentlicher Gesandter bey der Königinn zurück bleiben. Der Vicomte wurde sehr wohl aufgenommen, aber den Herrn von Buzenvall wollte sie gar nicht sehen, und als der Vicomte von Turenne ihr gesagt

sagt hatte, daß er Befehl hätte, ihn in England zu lassen, gab sie ausdrücklich zur Antwort, daß sie ihn schlechterdings nicht haben wollte. Der Herr von Turenne erfuhr es bald darauf von einem Engländer, woher dieser Widerwille der Königinn rührete. Er berichtete es dem Könige Heinrich dem VI, welcher sehr bereit war, der Königinn Willen ein Genüge zu thun, und darauf das, was er wünschte, erhielt.

Die großen Personen, welche über alle andere Menschen erhaben zu seyn scheinen, haben doch allezeit eine gewisse Schwachheit an sich, durch welche sie den andern Menschen wieder ähnlich werden. Elisabeth war darüber empfindlich, daß man sagte, sie spreche schlecht französisch. Julius Cäsar betrübte sich, daß man seinen kahlen Kopf sehen konnte.

LXXXIV.

Die Eifersucht einer Frau verursachet den Untergang eines Königreiches.

Tamerlan besaß alle Gaben, die ein Ehrgeiziger besitzen muß: eine besondere Geschicklichkeit, die Absichten anderer zu errathen; sich als-

denn am meisten zu verbergen, wenn man am offenherzigsten zu seyn scheint; eine außerordentliche Aufmerksamkeit, allen Gefahren vorzukommen, und die günstigsten Gelegenheiten zu ergreifen; eine vollkommene Weisheit im Cabinet, und in den Schlachten ein unverzagtes Herz. Als er nichts mehr, als das Haupt eines Toumans *) war, untersuchte er die Stärke des Reichs **), merket seine Schwäche, und entwirft den kühnen Anschlag, die Regierung umzustoßen, und sich auf den Trümmern desselben zu erheben. Er vereiniget sich mit andern Bedienten der Krone, und unter dem Vorwande, daß er ihnen helfen will, ihre Güter und Ehrenstellen zu erhalten, und ihr Glück zu vermehren, zieht er sie in sein Interesse, bedienet sich ihrer zu Werkzeugen seiner Größe, und opfert sie auf, so bald sie ihm nicht mehr nützlich seyn können.

In einem Alter von fünf und zwanzig Jahren fieng er an von der Macht, die er sich durch List und Betrug erworben hatte, Gebrauch zu machen, und ließ seinen Ehrgeitz hervorbrechen. Das Glück stand ihm bey. Er unterwirft sich

Co-

*) Ein Touman war ein Corps Kriegesvölker, welches aus zehntausend Mann bestand.

**) Die Nachkommen des Gengiscan besaßen damals das tartarische Reich.

Corassen, bemächtigt sich des Landes Kandaahar, greift Persien an, bringt Transoxiana unters Joch, nimmt Bagdad weg, und triumphiret über die Indianer. Darauf zieht er dem furchtbaren Bajazet entgegen, belegt ihn mit Ketten und Banden, gründet ein Reich, das weitläuftiger war, als das Reich Alexanders, und weiß es im Gehorsam zu erhalten.

Mirza-Calil, sein Enkel, folgete ihm in der Regierung nach, erbte aber nicht seine Klugheit und seinen Muth. Seine erste Handlung, die er als Souverain vornahm, war eine Ungerechtigkeit, er entführete einem seiner Emirs die Tugma *), nahm sie zur Gemahlinn, ließ sie zur Kaiserinn ausrufen, und vergaß die Sorgen der Regierung, um auf nichts, als auf seine Liebe zu denken.

Der Ehrgeitz dieser Frau wurde von der Größe, welche sie auf dem Throne fand, noch nicht gesättigt, sie sah die Achtung und Ehrfurcht, welche das Volk gegen die Kaiserinnen, Wittwen des Tamerlans, bezeigte, mit eifersüchtigen Augen an. Sie wollte diese Wittwen vom Throne stürzen. Um dieses Vorhaben auszuführen, nahm sie ihre Zuflucht zur Liebe und Schwachheit ihres Gemahls,

*) Tugma heißt eine Sclavinn und Beyschläferinn.

und rieth ihm, diese Damen mit seinen Emirs *) zu verheurathen. Sie bildete ihm ein, daß diese, aus Erkenntlichkeit, seiner Person mehr ergeben seyn würden. Der thörichte Calil-Mirza folgte diesen höchstschädlichen Rathschlägen und zwang diese ehrwürdigen Wittwen, daß sie sich das Privatleben wieder mußten gefallen lassen. Als aber das Volk und die Großen sahen, wie man diesen Damen begegnete, wurden sie äußerst unwillig, und der weibische Kaiser wurde von aller Welt gehasset.

Seine Gemahlinn, die nur dazu gemacht zu seyn schien, ihn aus einer Thorheit in die andere zu führen, gab ihm den Rath, die Gemüther durch reichliche Geschenke zu besänftigen. Dieser Rath war ihm ein Befehl; er fieng an, unermeßliche Summen unter das Volk auszuwerfen, und gab das Gold und die kostbarsten Steine ohne Unterschied allen denen, die um seine Person waren. Er erwarb sich bald eine Fertigkeit, ja es war ihm nur ein Spiel, die unermeßlichen Summen, welche der Preis der Mühe, Arbeiten und Siege des Tamerlans und seiner Soldaten gewesen waren, unter die Leute zu bringen. Das war seine größte Lust, zu sehen, wie das Volk, wenn er aus seinem Pallaste trat, Haufenweise hinzustürzte, um seine Geschenke in Empfang zu nehmen. Die Schätze von Samarkanda, welche Stadt

*) Emir, ist ein General.

Stadt bisher alle Reichthümer Asiens in sich geschlucket hatte, wurden endlich in kurzer Zeit, durch seine Verschwendungen völlig erschöpft.

Die Emirs und andere vornehme Bediente, welche geglaubt hatten, es sey wider ihren Stand, sich unter den Haufen derer zu mischen, welche dem Kaiser entgegen liefen, und das Gold und Silber, welches er auswarf, aufhoben, sahen es mit äußerstem Verdrusse, daß der niedrigste Pöbel allein die Früchte ihrer Arbeiten genoß, und daß die verachtungswürdigsten Menschen im Ueberflusse lebten, während der Zeit sie ins äuserste Elend gerathen mußten. Sie murreten. Dieß Murren erinnerte den Kaiser, daß er einen Fehler begangen hätte, aber er vergrösserte denselben, da er ihn wieder gut machen wollte. Er setzte die Emirs, von denen er wußte, daß sie Recht hatten, sich zu beklagen, ab, und gab ihre Ehrenstellen denen, welche seine Verschwendung bereichert hatte.

Die Officiers, welche den Tamerlan in den Gefahren begleitet hatten, wurden endlich ungeduldig, da sie sahen, wie ihnen von seinem unwürdigen Nachfolger begegnet wurde, und entschlossen sich, ihn vom Throne zu stürzen, und einen Mann darauf zu erheben, der ihren Verdiensten mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließe. Um dieses Vorhaben auszuführen, brachten sie die Soldaten auf ihre Seite, welche auch bald eileten, ih-

ren Willen zu vollziehen, da sie einmal gewohnt waren, ihrer Stimme zu gehorchen. Es war ihnen um so viel leichter ihre auszuführende Anschläge wohl einzurichten, da der Kaiser sich nur allein mit Lustbarkeiten beschäfftigte, und die Regierungs-Sorgen seinen Günstlingen überließ, die sich auf ihrer Seite auch gänzlich den Wollüsten ergaben. Während der Zeit, da sie in einer blinden Ruhe eingeschläfert waren, wurde die Zusammenverschwörung heimlich zu Stande gebracht, und das Gewitter brach aus zu einer Zeit, da sie glaubeten, daß alles vollkommen stille wäre. An einem Morgen wurde der Pallast besetzet, die Günstlinge niedergemacht, der Kaiser in Verwahrung genommen, und ein anderer Sohn des Tamerlans zum Kaiser ausgerufen. Verschiedene Statthalter in den Provinzen, da sie höreten, was zu Samarkanda vorgegangen war, nahmen den Titel und die Gewalt unumschränkter Herren an sich: andere folgeten ihrem Beyspiele. Die Abkömmlinge des Gengiscan machen sich diese Unruhen zu Nutze, verschaffen sich einen Anhang, und besteigen wieder den Thron.

Alle die Länder, darinnen der Wille des Monarchen der Grund aller Gesetze ist, sind großen Veränderungen unterworfen. Der Souverain wird allezeit gefürchtet, niemals geliebet: das Volk ist allezeit bereit, sich einem andern Herrn

zu

zu unterwerfen, weil es allezeit bey dieser Veränderung zu gewinnen hoffet. Die Menge der Römischen Kaiser, welche man schnell auf einander folgen sieht, die häufigen Revolutionen, welche man in der Geschichte der Saracenen, der Perser und Türken antrifft, sind der Beweis von dem, was ich sage. In Europa lieben die Könige ihre Unterthanen: wenn ja einmal die Gesetze schweigen müssen, so geschieht es deswegen, weil man den Unterthanen Gutes thun oder etwas Böses von ihnen abwenden will. Dergleichen Oberherren verdienen auch von ihren Unterthanen angebethet zu werden.

LXXXV.

Die Furcht eines vornehmen Kron-bedienten, daß ein andrer vornehmer Mann der Liebling seines Herrn werden möchte, ist Ursache, daß die Catholiken eines Reichs wieder in ihre Güter eingesetzet werden, und das Ansehen und die Gewalt des höchsten Gerichts im Lande vermehrt wird.

Heinrich der IV hatte in den letzten Jahren seiner Regierung ansehnliche Summen Geldes zusammen gebracht; seine Soldaten wurden

in

in der besten Zucht gehalten: und dadurch gerieth Frankreich in den Stand, daß es bey dem Tode dieses großen Königes von seinen Nachbaren nichts zu befürchten hatte. Was aber die Huguenotten anlanget, so war man vor diesen so sicher nicht: man hatte Ursache zu befürchten, sie möchten sich die Schwäche der Regierung eines minderjährigen Herrn zu Nutze machen und eben die Unruhen wieder anstiften, von welchen Frankreich unter der Regierung Heinrich des III erschüttert worden war.

Dieß war der Grund, warum man alle Artikel des Edicts von Nantes genehm hielt, mittelst einer Erklärung, welche bey allen Parlamentern eingezeichnet wurde, und warum man die Huguenotten in den Besitz ihrer Güter wieder einsetzte.

Kaum war diese Erklärung bekannt gemacht worden, so stellete die damals versammelte französische Geistlichkeit dem Könige vor, daß, wann man den Huguenotten ihre Güter wieder zustellete, es auch billig wäre den Catholiken diejenigen Güter wieder zu geben, aus deren Besitze sie in Bearn und Navarra, welche Provinzen lange Zeit huguenottische Oberherren beherrschet hatten, gesetzet worden waren. Man fügte hinzu, Heinrich IV habe den Vorsatz gehabt, die Catholiken in den Besitz der Güter, welche sie ehemals in diesen Ländern inne gehabt, wieder einzusetzen, der

Tod

Tod aber habe ihm an der Ausführung seines Vorhabens gehindert.

Der Connetable von Luynes glaubte, dieß sey eine günstige Gelegenheit den Herrn von Montpouillant, welcher anfieng, der Günstling des Monarchen zu werden, vom Hofe zu entfernen. Er hoffete daß der Marschall, Herzog de la Force, der in Bearn ansehnliche Güter besaß, welche den Catholiken vormals waren abgenommen worden, sein möglichstes thun würde, seine Güter zu behalten, und daß dieses unfehlbar den Monarchen wider ihn und seinen Sohn erbittern würde.

Er bewog also Ludwig den XIII, ein Edict bekannt zu machen, darinnen man den Catholiken die Güter wieder gab, welche sie ehemals in Bearn besessen hatten, und das höchste Gericht in Pau erhielt Befehl das Edict einzutragen. Das Gericht weigerte sich es zu thun, wie es der Connetable wohl vorher gesehen hatte: darauf nöthigte er den König, daß er selbst hinreisete, und seine Befehle vollstrecken ließ. Die Gegenwart des Königes machte, daß jedermann wieder that, was er zu thun schuldig war, und während der Zeit er in Bearn war, machte er aus dem höchsten Gerichte daselbst ein Parlement. Montpouillant, dessen Vater das Haupt der Aufrührer gewesen war, fiel in Ungnade.

LXXXVI.

Die Eifersucht eines Mannes erreget einen Aufruhr, welcher beynahe einen Staat ins Verderben gestürzet hätte.

Die Keuschheit einer Frau gab Gelegenheit zur Stiftung der römischen Republik, und die Unkeuschheit einer andern hätte beynahe die Republik Venedig ins Verderben gestürzet. Ein venetianischer Edelmann entschloß sich, sich zu verheurathen, nachdem er seine Jugend in Wollust und Schwelgerey verbracht hatte; und da er mehr seine Neigung zur Wollust, als die Klugheit zu Rathe zog: so nahm er sich eine Frau, die in dem Feuer der Jugend war, und auf deren Schönheit die Blicke aller Venetianer gerichtet wurden.

Es gieng ihm aber so, wie es den Alten, sonderlich in Italien, zu gehen pfleget: die Eifersucht bemächtigte sich seines Herzens, er untersuchte alle Handlungen seiner Frau, und gab auf alle ihre Unterredungen acht, und weil er überall glaubte, das zu finden, was er fürchtete, so begegnete er ihr mit vieler Härte. Dieser Mann zog sich dadurch sehr bald den Haß seiner Frau zu;

zu; sie betrachtete ihn mit Augen voller Haß und erblickte alle seine Fehler: unerträglichen Eigensinn, ekelhaftes Alter, jämmerliche Schwachheit u. s. f. Ihr beunruhigtes Herz suchte bald sich zu trösten. Ihre Augen fielen auf einen jungen Menschen unter den Bedienten ihres Mannes; seine Gestalt, ganzes Wesen, Jugend und lebhaftes Gesicht gefielen ihr ungemein, und sie entschloß sich, aus ihm ihren Tröster zu machen. Nur kam es darauf an, ihren Argus zu betrügen, und den jungen Menschen dahin zu bringen, daß er es wagte ihrem Verlangen ein Genügen zu thun. Die Liebe ist sinnreich, sie gab ihr die Mittel dazu an die Hand, und sie genoß alle Tage das süsse Vergnügen, die Wachsamkeit ihres Mannes zu hintergehen, aber ihre Freude dauerte nicht lange: unerachtet ihrer und ihres Liebhabers Vorsicht, wurde ihr Verständniß entdecket. Sie sah daß ihr Mann krank war, und glaubte daß sein Zufall gefährlicher sey, als er es in der That war, ließ also ihren Liebhaber kommen, und überließ sich in Sicherheit allen Entzückungen der Liebe: aber die Eifersucht, welche sich durch nichts zurückhalten läßt, bewog den Kranken, das Bette zu verlassen, und in das Zimmer seiner Frau zu gehen. Da er sie in einem solchen Zustande antraf, daß er an ihrer Untreue gar nicht mehr zweifeln durfte: rief er seine Bedienten, ließ denjenigen

gen, welchen er bey ihr fand, binden und bestrafte ihn an dem Gliede, womit er ihn beleidigt hatte. So bald aber der junge Mensch die Arme frey hatte, zog er ein Messer hervor, stieß damit denjenigen, welcher ihn hatte verstümmeln lassen, und brachte ihm eine gefährliche Wunde bey.

Die Obrigkeit erfuhr sehr bald diese erschreckliche Begebenheit: man ließ den Bedienten beym Kopfe nehmen und ins Gefängniß werfen: während der Zeit man seine Wunde heilete, wurde ihm der Proceß gemacht. Er wurde verdammet, einen schmäligen Tod zu leiden. Als man ihn aber zum Richtplatze führete, wurde das Volk von Mitleiden gerühret und schriee um Gnade, ja einige, die kühner als die übrigen waren, rissen ihn mit Gewalt aus den Händen des Scharfrichters. Die Edelleute wollten es nicht zugeben, daß ein Mensch, der sich unterstanden einen aus ihrem Orden zu verwunden, ungestraft bliebe, versammelten einige Soldaten, machten sich über den Pöbel her, und jagten ihn vom Platze weg. Man ließ die Thore der Stadt schließen, aus Furcht der Schuldige möchte sich davon machen, und der Senat befahl daß diejenigen, welche ihn weggeführet hätten, ihn wieder herbeyschaffen sollten, bey schwerer Leibes-Strafe; und als man sah, daß er nicht zum Vorscheine kam, wollte man Hausfuchung anstellen lassen.

Das

Das Volk, welches sich zerstreuet hatte, wurde dadurch von neuem aufgebracht, versammelte sich, hielt Stand gegen die Soldaten, welche von den Edelleuten angeführet wurden, trieb sie von Straße zu Straße in die Enge, und drohete alles in Feuer und Flammen zu setzen, wenn man nicht aufhören würde Gewalt zu brauchen, Der Senat, anstatt die Gelegenheit abzusehen, drohet, daß er alle seine Völker, welche in den Staaten der Republik zerstreuet sind, zusammen kommen und das Volk ganz ausrotten lassen will, wenn es in der Empörung beharrete. Diese Drohungen aber sind weiter zu nichts nütze, als daß sie die erhitzten Gemüther noch mehr aufbringen: das Volk antwortet, daß es, weil man doch mit ihnen tyrannisch umgehen will, den Türken zu Hülfe rufen, ihm die Stadt übergeben, und sich seiner Herrschaft unterwerfen wolle.

Diese Erklärung setzet die weisesten Senatoren in Furcht und Schrecken: sie lassen den Senat zusammen kommen und stellen ihm vor, wie gefährlich es sey in dergleichen Umständen das Volk aufs äußerste zu treiben. Endlich besänftigte die Gründlichkeit ihrer Gedanken die jugendliche Hitze der Jüngern, und die Weisheit ihrer Rathschläge brachte die übrigen dahin, daß sie in die Begnadigung des Schuldigen einwilligten. Inzwischen, daß es nicht scheinen möchte, als

müsse der Senat der Macht des Volkes nachgeben, und um in dieser so zärtlichen Angelegenheit wenigstens den Schein des obrigkeitlichen Ansehns zu erhalten: ließ man den vornehmsten Bürgern zu wissen thun, die Senatoren wären gesonnen dem Schuldigen Gnade wiederfahren zu lassen, aber sie verlangten schlechterdings, daß er ihnen ausgeliefert werden müsse.

Die Häupter der Bürgerschaft, welche bey Empörungen alles zu befürchten, aber nichts zu hoffen haben, ergreifen allezeit die sich ihnen anbiethenden Gelegenheiten, selbige zu stillen. Daher eileten auch die venetianischen und bedieneten sich alles ihres Ansehens, worinnen sie bey dem niedrigen Volke stunden, um es zu überreden, daß derjenige, welchen die Senatoren verlangten, ausgeliefert würde. Man lieferte ihn aus: die Senatoren bewilligten ihm die Begnadigung: er erschien wieder öffentlich, und der Aufruhr wurde gestillet.

Die Länder, welche von dem Adel regieret werden, sind vielen Unruhen unterworfen: die Eifersucht zwischen ihnen und dem Volke pfleget dieselben öfters zu erregen.

LXXXVII.

Ein großer Minister vergnügt sich mit Springen, ein verschlagener Hofmann ahmet ihm nach, und machet sein Glück.

Der Cardinal von Richelieu war durch die Größe seines Genies auf die Stufen des Thrones gestiegen, von da er fast beständig seine Augen auf den ganzen Erdkreis, welchen er regierete, gerichtet hatte: aber die Menschlichkeit rief ihn noch bisweilen zurück, und er begieng Schwachheiten, wie andere Menschen.

Der Graf von Grammont, da er ihm eines Tages seine Aufwartung machen wollte, fand ihn in seinem Zimmer im Unterkleide, wo er gegen eine Mauer sprang, und mit vieler Aufmerksamkeit anmerkte, wie hoch er sich gehoben hätte. Der Cardinal hatte nicht die Zeit, roth zu werden; der Graf, welcher eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes besaß, warf in dem Augenblicke seine Kleider ab, und sagte zu ihm: „Ich „wette, daß ich eben so hoch springe als Ew. Emi„nenz;„ und fieng auch an zu springen.

Der Cardinal von Richelieu, dem nichts entwischte, merkte den Kunstgriff, dessen der Graf sich bedienete, um ihm alle Ursache zur Schaam zu benehmen, gar wohl, und fassete eine so große Freundschaft gegen ihn, daß er auch alle Mittel hervorsuchte, um ihn sich verbindlich zu machen. Ein so mächtiger Minister, als er war, fand diese gar bald: er machte ihn zum Marschall von Frankreich, und verschaffete ihm Gelegenheit, Ruhm zu erwerben.

Wenn man bey Hofe sein Glück machen will, so gehöret dazu mehr Witz als Philosophie. Ein Philosoph würde dem Cardinal seine Verwunderung haben merken lassen und hätte nichts erhalten. Der Graf von Grammont sprang mit ihm um die Wette, und erhielt den Marschalls-Stab.

LXXXVII.

LXXXVIII.

Die Thränen eines jungen Mägdchens, das von ihrer nächsten Verwandtinn der Unzucht aufgeopfert werden soll, sind Ursache, daß ein junger Abt zu der Würde erhoben wird, darinnen er Gelegenheit bekömmt, sein gefährliches Talent zur Empörung sehen zulassen, und einen Bürgerkrieg in Frankreich anzuzünden.

Die Leidenschaften des berühmten Cardinals von Retz entwickelten sich von seiner Jugend an: sein Kammerdiener merkte es, und, um seine Gewogenheit, zu gewinnen, verschaffete er ihm alle Gelegenheit, seinen Begierden ein Genüge zu thun. Dieser unwürdige Vertraute war nur allein damit beschäfftiget junge Mägdchen zu suchen, zu verführen und seinem Herrn zuzubringen. Unter andern schloß er einen Handel mit einer elenden Nadlerinn, daß sie ihm für funfzehnhundert Livres ihre Nichte, welche vierzehn Jahre alt und unvergleichlich schön war, überlassen mußte. Dieß Opfer des Geizes und der Unzucht wurde nach Issy gebracht, und sollte daselbst geopfert werden. Damit sie zu dieser abscheulichen Handlung besser

vorbereitet werden möchte: so gab man ihr ihre älteste Schwester zur Gesellschaft.

Den folgenden Tag begab sich der junge Abt von Gondi eilends nach Issy, als er sich aber diesem jungen Mägdchen nähern will, sieht er daß ihr Gesicht sich von Schaame färbet, ihre Augen voller Thränen stehen, ihr ganzer Körper vor Furcht zittert, und endlich in eine tiefe Ohnmacht dahin fällt. Die Tugend ist überall, wo sie sich findet, ehrwürdig, und legt dem Laster das Stillschweigen auf. Der Abt von Gondi bleibt stehen, vergisset was er zu thun willens war, denket auf nichts, als wie er die junge Schöne trösten will, und verläßt sie, ohne ein Wort von seinen Begierden gesagt zu haben.

Den folgenden Tag stellet sich das Bild dieser liebenswürdigen Jungfer seiner Einbildungskraft dar, und entzündet seine Liebe aufs neue: wie ein Vogel eilt er nach Issy, und verlanget mit Nachdrucke das, was er seiner Meynung nach mit Rechte fordern kann. Das junge Mägdchen stellet ihm vor, wie sehr er den Himmel gegen sich erzürnen würde, wenn er sie zu einer Sünde zwingen wollte, und zu gleicher Zeit, was es ihm für eine Schande seyn würde, wenn er sich die Niederträchtigkeit ihrer nichtswürdigen Verwandtinn zu Nutze machen wollte. Ihre Thränen und ihre Seufzer hemmen ihre Stimme: sie fällt auf ihre

Knie

Knie nieder. So viel Tugend bey einem Frauenzimmer, von einem so zarten Alter, erregten bey dem Abte eine mit Ehrfurcht vermischte Bewunderung; er erröthet über sein Vorhaben, ein so tugendhaftes Frauenzimmer zu schänden, und in dem Augenblicke macht er den Anschlag, ihr ein anständiges und ihrer Tugend würdiges Glück zu verschaffen.

So bald die Nacht angebrochen nimmt er sie in seinen Wagen, und führet sie zur Frau von Maignelai, seiner Mutter Schwester, welche sehr fromm war, erzählet ihr seine Geschichte mit der Bitte, sich dieses Frauenzimmers anzunehmen. Diese Dame brachte sie in ein Kloster, woselbst sie achtzehn Jahre darauf in dem Geruche der Heiligkeit starb.

Das Verfahren des Abts, ihres Vetters, rührete die gottesfürchtige Frau von Maignelai dergestallt, daß sie gleich den folgenden Tag zu dem Bischofe von Lisieux hingieng und ihm diese Geschichte erzählete. Dieser Prälat, welcher aus Flandern herstammete und von schlechten Eltern entsprossen war, hatte durch seine Kanzelreden sich einen so großen Ruf erworben, daß er auch zur bischöflichen Würde gelanget war. Seine ungeschmünkte Frömmigkeit, seine Demuth, seine uneigennützige Großmuth und Aufrichtigkeit, verschaffete ihm bey dem Könige Ludwig XIII einen

freyen Eintritt, und der Cardinal von Richelieu, der sein Schüler in der Theologie gewesen war, fürchtete und ehrete ihn.

Dieser Bischof, welcher dem Abt von Gondi sehr gewogen war, begab sich noch denselbigen Tag nach Hofe, um die Begebenheit mit der Nadlerinn dem Könige zu erzählen. Ludwig der XIII, welcher die Ehre und rechtschaffenes Wesen liebte, fassete darauf viele Achtung und Gnade für den Abt von Gondi, und befahl, den Abend vor seinem Tode, der Königinn, daß sie ihm die Coadjuterie des Erzbisthums von Paris ausfertigen lassen sollte, weil er, wie er sagte, seit der Zeit ihm der Herr von Lisieux die Geschichte, welche sich mit der Nichte der Nadlerinn zugetragen, erzählet, diesen jungen Menschen allezeit in seinem Herzen behalten hätte.

Die Unruhen, welche der Abt von Gondi, in der Zeit, da er Coadjutor war, in Frankreich erreget hat, sind viel zu bekannt, als daß es nöthig wäre ihrer bey dieser Gelegenheit zu erwähnen.

Wie viel Handlungen, welche der größten Belohnung würdig wären, bleiben nicht in der Vergessenheit begraben, weil sich niemand findet, der sie bey Hofe bekannt macht?

LXXXIX.

Die Liebe, welche der Graf von Brion, nachmaliger Herzog von Anville, für Mademoiselle von Vendome, die unter dem Namen der Madame von Nemours bekannt ist, heget, giebt Gelegenheit zur Bekehrung des Vicomte von Turenne.

Die Frau von Rambures, eine gelehrte Huguenottinn, gab eines Tages, aus lauter Neugierde, zu einem Gespräche in Religionssachen, zwischen dem Abte von Gondi, nachmaligem Cardinal von Retz, und dem Mestrezat, berühmten Prediger zu Charenton, welche öfters bey ihr zusammen kamen, Gelegenheit. Der Streit wurde so ernsthaft, daß sie neun Tage hinter einander, neun unterschiedene Zusammenkünfte anstellete. In der sechsten machte der Prediger dem Abte wichtige Einwürfe wider das Ansehen des Pabstes, und trieb ihn in die Enge; weil er ihn aber bey dem Hofe zu Rom in keine Ungelegenheit bringen wollte: so gab er nach, und überließ ihm den Sieg. Der Abt von Gondi merkte diese Höflichkeit sehr wohl und dankte ihm dafür in der Gegenwart des Herrn

von Turrenne; der Prediger antwortete ihm: „es „wäre sehr unbillig, wenn man den Herrn Abt „von Retz hindern wollte, Cardinal zu werden.„ Eine sehr seltene und zu gleicher Zeit lobenswürdige Mäßigung bey einer Religions-Streitigkeit, dabey gemeiniglich der Geist der Parteylichkeit, der Begierde zu siegen, alles aufzuopfern pfleget.

Diese Versammlungen gaben Gelegenheit zur Bekehrung eines Edelmannes aus Poiton, welches dem Abte von Gondi viel Ehre machte, und ihm die Freundschaft aller Frauen, die für fromm angesehen seyn wollten, zuzog; unter andern wurde die Frau von Vendome recht mütterlich zärtlich gegen ihn gesinnet. Zu eben der Zeit kam der Bischof von Lisieux nach Paris, und nahm, wie er es sonst zu thun gewohnt war, seine Wohnung bey der Frau von Vendome, bey der er die Stelle eines Gewissensrathes bediente. Dieser fromme Prälat setzte sichs in den Kopf, den Vicomte von Turenne zu bekehren, und die Ehre davon dem Abt von Gondi, welchen er nach der Begebenheit mit der Nadlerinn zärtlich liebte, zu überlassen. In dieser Absicht suchte er allezeit den Vicomte in die Gesellschaft der Frau von Vendome zu bringen, damit er Gelegenheit hätte, mit ihm von der Religion zu sprechen. Der Herr von Brion, der sich in das Fräulein von Vendome äußerst verliebt hatte, bath den Herrn von Turenne, er möchte

doch

doch die Ermahnungen des Bischofs anhören, um ihm dadurch die Gelegenheiten, seine Gebiethe-rinn öfters zu sehen, zu erleichtern. Der Herr von Turenne war ungemein höflich, that das, was sein Freund von ihm verlangete, und hörete den Bischof, so oft er mit ihm sprechen wollte

Der Herr von Brion, der nicht zu viel Witz, aber viel Erfahrung besaß, stellete sich, als wenn ihm die Bekehrung des Herrn von Turenne äuſserst am Herzen läge. Das Fräulein von Bendome hatte eine so unempfindliche Mine an sich, welche glauben machte, daß sie keinen Menschen liebte. Der Herr von Turenne hatte bey allen seinen Handlungen die Mine eines aufrichtigen redlichen Mannes. Kurz, sie wußten ihr Spiel so geheim zu halten, daß weder die Frau von Bendome, noch der Bischoff von Lisieux, noch der Herr Abt von Gondi, etwas davon entdecken konnten.

Wenn ihre Versammlungen zu Ende waren, so pflegten sie gemeiniglich einen Spaziergang vorzunehmen. Eines Tages entschloß man sich, nach Saint Cloud zu fahren, und daselbst vor dem Bischoff von Lisieux eine Comödie aufzuführen. Dieser gute Prälat, der sehr fromm war, ohne ein Heuchler zu seyn, gab dazu seine Einwilligung, und wollte eins von den Stücken des Corneille, welchen er bewunderte, vorstellen sehen, unter der Bedingung, wenn die Gesellschaft nicht zu

graß

groß wäre. Man wurde also darüber eins, daß die Frau und das Fräulein von Vendome, die Frau von Choisi, der Herr von Turenne, Herr von Brion, der Abt von Gondi und Voiture, und sonst niemand, die Zuschauer seyn sollten.

Wenn man sich belustiget, so vergeht die Zeit sehr geschwinde. Die ganze Nacht wurde in Vergnügen zugebracht, und man dachte nicht eher an den Aufbruch, als bis der Tag anzubrechen anfieng. Der Kutscher, welcher, dem empfangenen Befehle gemäß, die Pferde wacker antrieb, hielt plötzlich am Fuße des Berges der guten Männer still. Der Abt von Gondi, der mit der Mademoiselle von Vendome an der einen Thür der Kutsche saß, fragte ihn mit Unwillen, warum er anhielte: darauf gab er mit zitternder Stimme zur Antwort: „Wollen sie denn, daß ich über „alle die Teufel, die da vor mir sind, wegfahren „soll?„ In dem Augenblick fangen die hinten auf stehenden Bedienten an zu schreyen: Jesus Maria! die Damen heulen, Voiture stimmt ein Oremus an, Mademoiselle von Vendome nimmt ihren Rosenkranz hervor, ihre Frau Mutter will dem Herrn Bischof von Lisieux die Beichte hersagen, und dieser spricht zu ihr: „Meine Tochter, seyn sie „nicht furchtsam, sie sind in der Hand des Herrn.„ Der Graf von Brion fällt auf die Kniee nieder, und betet mit den Bedienten die Litaney her.

Der

Der Herr von Turenne springt aus dem Wagen, der Abt von Gondi thut eben das auf der andern Seite, ergreift den Degen eines Bedienten, folget dem Herrn von Turenne, der, nachdem er gerade vor sich gesehen hatte, seinen Degen herauszieht, und mit der Mine*, als wenn er eine Schlacht hätte liefern wollen, sagt, „ laßt uns sehen, „ was das für Leute sind. „ Was für Leute? antwortete der Abt, welcher ein kurzes Gesicht hatte und daher nichts sah. Ich glaube es in der That, daß es wohl Teufel seyn können, antwortete der Herr von Turenne. Als sie einige Schritte weiter kamen, sah der Abt von Gondi ein langes Gefolge von schwarzen Gespenstern, und empfand die Bewegungen der Furcht: aber die Vorstellung, daß er Gespenster sähe, welches er seit langer Zeit sich gewünschet hatte, verwandelte seine Furcht in Lebhaftigkeit: er stürzte nach der Seite zu hin, wo die Gespenster waren. Die in der Kutsche glaubten nun, daß er und der Herr von Turenne mit den Teufeln im Handgemenge wären, und fiengen wieder an zu schreyen: es waren aber reformirte Augustiner-Mönche, welche man für Teufel hielt, die, als sie zween Männer mit bloßen Degen auf sich zukommen sahen, noch mehr Furcht empfanden, als sie andern einjagten. Einer von

ihnen

*) S. die Nachrichten des Herrn von Retz.

ihnen machte sich von dem ganzen Haufen los, gieng dem Herrn von Turenne und dem Abt von Gondi entgegen und schrie: „Meine Herren, „wir sind arme Geistliche, wir thun, und wollen „auch keinem Menschen übels thun; wir haben „uns hier in dem Bache ein wenig erfrischet.„

Der Herr von Turenne und der Abt von Gondi, schlugen ein Gelächter auf, steckten ihre Degen ein, giengen zum Wagen zurück, und besänftigten durch ihre Nachricht die Gemüther. Der Herr von Turenne schwur dem Abte von Gondi zu, daß er nicht die geringste Bewegung empfunden hätte, wiewohl er geglaubet, daß er Teufel vor sich sähe, und gab zu, daß man Ursache gehabt habe, zu glauben, er wäre furchtsam, wenn man ihn nach seinen starren Blicken, Stillschweigen und langsamen Schritten richten wollte. Der Abt seiner Seits gestand es, daß er einige Art von Furcht gehabt hätte, wiewohl man, nach seiner Lebhaftigkeit zu urtheilen, das Gegentheil glauben könnte. Der Herr von Thou hat also recht, zu sagen: daß das nur die besten Historien wären, welche von Männern geschrieben worden, die aufrichtig genug sind, von sich selbst die Wahrheit zu sagen.

Von der Zeit an, verachtete die Mademoiselle von Vendome den Herrn von Brion, welcher bey dieser Gelegenheit eine außerordentliche Schwach-

heit

heit bewiesen hatte, auf eine unglaubliche Art: sie lachte darüber mit dem Abte von Gondi, und sagte zu diesem: „Ich merke es daran, weil ich „so viel Hochachtung gegen den Heldenmuth hege, „daß ich eine Enkelinn Heinrichs des Großen bin. „Sie müssen sehr viel Muth besitzen, weil sie bey „dieser Gelegenheit keine Furcht bezeiget haben.„ „Ich habe mich in der That gefürchtet, antwor„tete ihr der Abt, aber weil ich nicht so fromm „bin als Brion, so hat meine Furcht mich nicht „zu Litaneyen verleitet. Sie sind nicht furcht„sam gewesen, erwiederte sie, und ich bin über„zeugt, daß sie keine Gespenster glauben: denn „der Herr von Turenne, welcher gewiß sehr herz„haft ist, ist etwas bewegt worden, und er gieng „nicht so geschwind, wie Sie.„ Dieses entschei„dende Urtheil schmeichelte dem Abt von Gondi. Er fassete den Vorsatz, sich um die besondere Gnade dieser Dame zu bewerben. Die Zusammenkünfte des Herrn von Lisieux mit dem Herrn von Turenne gaben ihm dazu die Gelegenheit. Da der Vicomte dem Herrn von Brion nicht mehr dienen konnte: so wuste der Abt von Gondi sich seine Höflichkeit zu Nutze zu machen.

Man behauptet, daß die Gespräche des Bischoffs von Lisieux, auf das Gemüthe des Herrn von Turenne einen Eindruck gemacht haben, dergestalt, daß sie ihn zu seiner Bekehrung zubereitet haben.

haben. Inzwischen bekehrete er sich erst einige Jahre nachher, weil er, wie jener große Mann, dachte, man müsse sich nicht übereilen. Der Herr von Turenne bekehrete sich also, weil er einem seiner Freunde, die Mittel, seine Gebietherinn zu sehen, erleichtern wollte, und der Herr von Brion bekam die Mademoiselle von Vendome nicht zur Gemahlinn, weil die Reformirten Augustiner eben in der Nacht, zu der und der Stunde, sich zu baden entschlossen hatten.

XC.

Eine Tapete verursachet viel Lärm bey Hofe, während der Minderjährigkeit Ludewig des XIV.

Gaston von Orleans hatte sich entschlossen, die Vesper in unserer lieben Frauen Kirche zu Paris zu hören. Einer von seinen Bedienten ließ seine Tapete auf den Platz des Coadjutors legen, welcher Platz der nächste neben dem Sitze des Erzbischofs war. Verschiedene Domherren giengen darauf zum Coadjutor, und sagten ihm, daß er in der Kirche niemanden den Rang lassen dürfe. Anfangs verwarf er ihre Meynung und sagte ihnen: daß es ihm nicht wohl anstehen würde,

de, mit dem ersten Prinzen vom Geblüte, dergleichen Streitigkeiten zu haben. Aber das Stift stellete ihm vor, daß es sehr üble Folgen nach sich ziehen würde, wenn man den Coadjutor von dem Erzbischofe trennen wollte, und brachte ihn dahin, daß er die Tapete des Prinzen wegnehmen, und die seinige wieder hinlegen ließ.

Der Coadjutor wußte es zu wohl, was man den Prinzen für Ehrerbiethung schuldig sey, als daß er hätte den Rath seiner Domherren schlechterdings befolgen sollen, ohne vorher Sr. Königl. Hoheit davon Bericht abzustatten. Er erwartete also dieselben an der Thür der Kirche, und machte ihnen unterthänigste Vorstellungen. Der Prinz hörte ihn sehr gnädig an, und befahl, man solle die Tapete von dem Platze wegnehmen, und an deren Stelle die Tapete des Coadjutors hinlegen.

So bald die Vesper geendiget war, ermangelte der Coadjutor nicht, dem Prinzen seine Aufwartung zu machen, und sein fruchtbarer Witz gab ihm eine solche Entschuldigung an die Hand, welche ein Privatmann dem ersten Prinzen vom Geblüthe machen muß. Er sagte ihm, daß er sich über das, was vorgegangen wäre, schämen würde, wenn man ihn nicht versichert hätte, daß der niedrigste Carmeliter-Mönch, welcher am Char-Freytage vor Sr. Königl. Hoheit das Kreuz angebetet, darüber gar nicht zur Verantwortung gezo-

gen worden wäre. Der Einfall gefiel dem Prinzen, er sagte es des Abends seinen Hofleuten wieder, und lobete die Höflichkeit des Coadjutors. Der Abt de la Riviere aber, welcher den Coadjutor hasſete, brachte es Sr. Königl. Hoheit bey, daß dieſes Verfahren eine öffentliche Beleidigung ſey, und erbitterte den Herrn dergeſtalt, daß er öffentlich den Marſchall von Etrees, welcher das Oſterfeſt zu Coeuvres zugebracht hatte, fragete: ob ſein Prieſter ihm auch den Vorſitz ſtreitig gemacht hätte, und ſchwur darauf, daß er den Coadjutor nöthigen wolle, ihm in der Kirche bey gottesdienſtlichen Handlungen den Rang zu laſſen.

Der Herr von Rohan-Chabot war dabey gegenwärtig, hörete dieſe Drohungen und hinterbrachte es ſogleich dem Coadjutor. Eine halbe Stunde darauf ſchickte die Königinn einen ihrer Bedienten zu dem letztern und ließ ihn zu ſich rufen. Sie ſagte ihm, es wäre ihr höchſt unangenehm zu erfahren, das Sr. Königl. Höheit ſo ſehr wider ihn aufgebracht wäre, aber es wäre doch der erſte Prinz vom Geblüte, und ſie könne ſich nicht entbrechen ſeine Partey zu nehmen. Sie befahl ihm darauf den nächſten Sonntag in die Kirche unſrer lieben Frauen zu gehen, ſich unter dem Prinzen zu ſetzen, und ſich auch nach ihm erſt räuchern zu laſſen. Der Coadjutor wollte ihr weiter Vorſtellungen machen, ſie gab ihm aber darauf

auf keine Antwort, sondern wieß ihn zum Cardinal Mazarin. Dieser sagte ihm, es thäte ihm leid, daß er in dieser Verlegenheit wäre, schmälete auf den Abt de la Riviere, welcher das Gemüth des Prinzen erbittert hätte.

Da er nun glaubte, daß er durch diese sanfte Begegnung den Coadjutor bewogen hätte, das zu thun, was man von ihm verlangete, fügte er hinzu, man müsse den Prinzen geben, was ihnen gebühre. Weil er aber sah, daß der Coadjutor nicht nachgeben wollte: so zog er höhere Saiten auf, und sagte ihm, daß, weil er das nicht hören wollte, was er ihm als ein Freund riethe: so müsse er als Minister mit ihm sprechen, er drohete und beschloß mit den Worten: „ Wenn man sichs in den Kopf „ setzte, die Handlungen des Heiligen Ambrosius „ nachzumachen, so müsse man sich auch bemühen, „ so zu leben, wie dieser heilige Mann gelebet „ hätte. „ Als er diese Worte aussprach, erhob er die Stimme so, daß sie von vielen Prälaten, welche am Ende des Zimmers standen, gehöret werden konnten. Der Coadjutor besaß zu viel Witz und Lebhaftigkeit, daß es ihm hätte an einer Antwort fehlen sollen. In der That, sagte er: „ Mein „ Herr, ich werde suchen von der Ermahnung, die „ mir Ew. Eminenz geben, Gebrauch zu machen: „ mittlerweile folge ich dem heiligen Ambrosius in „ gegenwärtigen Umständen, in der Hofnung, er

„werde mir die Gnade erbitten, daß ich ihm auch „in andern Fällen nachfolgen kann.„ Mit diesen Worten nahm er seinen Abschied, und weil er befürchtete, der Prinz möchte ihn durch seine Leibwache aufheben, und ihn mit Gewalt nöthigen lassen, in der Kirche den untern Platz einzunehmen, ließ er sich von einer zahlreichen Begleitung nach Hause bringen.

Diese Kühnheit gefiel dem Herrn Herzog *), welcher dem Abte de la Riviere bereits gar nicht gewogen war. Er nahm die Partey des Coadjutors, begab sich zum Cardinal Mazarin und sagte ihm, er wäre darüber erstaunt, daß man daraus ein Verbrechen machen wollte, wenn ein Mann seine Vorrechte vertheidigte. Er fügte hinzu, daß er die Partey des Coadjutors, welcher mit ihm verwandt wäre, ergreifen, und nicht eher zur Armee abgehen würde, bis dieser Handel beygeleget wäre.

Monsieur le Prince, der Vater des großen Conde, fürchtete, daß dieser Streit zwischen dem Herzoge von Orleans, und dem Herzoge, seinem Herrn Sohne, einen Bruch verursachen dürfte. Er gieng also zum Coadjutor, und weil er daselbst sechzig bis achtzig Edelleute antraf, so glaubte er, es

*) Dieß war der große Conde. Da sein Vater damals noch lebte: so nennete man ihn Monsieur le Duc.

es geschähe auf Befehl des Prinzen, seines Sohnes, er drohete, bath, schmeichelte, und ließ es, in der Hitze, worinnen er war, merken, daß der Herr Herzog an dieser Sache so vielen Antheil genommen hatte.

Der Coadjutor, welcher eine wahrhaftig grosse Seele hatte, sagte ihm darauf, er wolle lieber alles leiden, als zugeben, daß die königliche Familie seinetwegen in Mißhelligkeiten gerathen sollte. Diese großmüthige Aufführung rührete den Prinzen, er veränderte den Ton, und sagte ihm, es wäre hinreichend, wenn er zum Herzoge von Orleans gehen, und in Gegenwart des ganzen Hofes erklären wollte, daß es ihm niemals in den Sinn gekommen wäre, es an der ihm schuldigen Ehrerbiethung mangeln zu lassen, und was er in unserer lieben Frauen Kirche gethan hätte, sey alles auf Befehl der Kirche geschehen, davon er ihm Rechenschaft gegeben hätte. Darauf führete er ihn zum Herzoge von Orleans, wo er das sagte, was sie mit einander abgeredet hatten. Der Herzog war damit zufrieden, und der Streit hatte ein Ende.

Es ist sehr gefährlich, wenn man am Hofe Feinde hat. Ihr Haß macht öfters die unschuldigsten Handlungen zu lauter Verbrechen.

XCI.

Ein Kutscher-Streit verursachet Bewegungen an den Höfen von Frankreich und Spanien, so gar daß man bereit ist, von beyden Seiten einen Krieg anzufangen.

Die französischen und spanischen Gesandten zu London hatten ihre Kutschen vor der Thür des schwedischen Gesandten stehen. Die Kutscher ließen sich in einen Streit ein, welcher von beyden vorfahren sollte. Ein jeder behauptete seine Rechte, mit derjenigen Beredsamkeit, die man von Kutschern erwarten kann. Beyde geriethen in Hitze, und von Worten kam es zu Peitschen-Hieben. Der Spanier war der stärkste, und hatte den besten Beystand; er schlug den Franzosen, hieb ihm die Stränge der Pferde ab, und zwang diesen, ihm den Rang zu lassen. Der Graf von Estrades, französischer Gesandte, wurde nicht so bald von dem, was vorgieng, benachrichtiget, als er zum spanischen Minister hinschickte, und Genugthuung verlangte. Dieser, anstatt ihm ein Genügen zu thun, gab zur Antwort, was geschehen wäre, hätte der Kutscher auf seinen Befehl gethan,

gethan, und ihm gebühre der Vortritt. Sogleich stattete der Graf von Estrades von der Begegnung, welche seinen Leuten von den Bedienten des spanischen Gesandten widerfahren, und von der Antwort, welche man ihm auf seine Beschwerden ertheilet, an den König Ludewig XIV Bericht ab.

Dieser Monarch, welcher gewohnt war, die Rechte seiner Krone mit Nachdrucke zu behaupten, ließ dem Könige von Spanien sagen, daß er selbst kommen, und mit hundert tausend Mann sich Gerechtigkeit verschaffen wollte, wenn man fortfahren würde ihm solche vorzuenthalten. Der König von Spanien zweifelte nicht daran, daß Ludwig der XIV sein Wort halten würde: er ließ daher seine Entschuldigung machen, und die Erklärung hinzu fügen, daß seine Gesandten denen von Frankreich den Vortritt nicht mehr streitig machen sollten.

XCII.

Ein Gruß, welcher einem Schüler abgeschlagen wird, verursacht ein erschreckliches Blutbad, in der Stadt Thorn, im Königreiche Polen.

Ein catholischer Schüler geht vor einigen Bürgern, von denen er wußte, daß sie Lutheraner waren, vorbey, und wirft ihnen mit beißenden Worten den Hut ab. Weil er sieht, daß sie ihren Weg fortgehen, ohne ihn zu grüßen, oder nur anzusehen, geräth er darüber in Zorn, schmähet und schimpft, und sagt ihnen alles, was einem erbitterten losen Buben in den Mund zu kommen pfleget. Die Bürger vergessen sich darauf so weit, nehmen die Aufführung des Schülers als eine Beleidigung auf, und strafen ihn dafür. Er schreyet Gewalt, und sein Geschrey locket eine Menge von Schülern herbey, welche sich über die Bürger hermachen. Das Volk kömmt diesen zu Hülfe, und jaget die Schüler bis in ihr Collegium zurück. Da die jungen Leute hier zu Hause sind, so fassen sie einen Muth und werfen Steine unter das Volk. Man erbittert sich von beyden Sei-

Seiten, und die Wuth bemächtigt sich aller Herzen. Vergebens erscheint die Obrigkeit und will dem Pöbel Einhalt thun. Die Thür des Collegii wird eingeschlagen: man raubt, plündert, macht alles nieder, und die Wuth löschet sich nur im Blute.

Der Groß-Canzler von Polen bekömmt von dieser Begebenheit Nachricht, fordert den Bürgermeister zur Rechenschaft und bürdet ihm auf, er sey an allem Unheil schuld. Er wird zum Tode verdammt und mit ihm müssen noch zehn ansehnliche Bürger ihren Kopf hergeben. Die Stadt, welche bisher eine freye Stadt gewesen war, verlieret den größten Theil ihrer Privilegien.

Gegen das Volk muß man strenge seyn, denn die Furcht erhält es in der Schuldigkeit: aber die Menschlichkeit, welche niemals ihre Rechte verlieret, verbiethet grausam zu werden.

XCIII.

Ein Pfarrherr beschweret sich gegen einen andern Geistlichen über seine Armuth, und dieß ist Ursache, daß ein junges Mägdchen aus dem allerniedrigsten Stande auf den Thron gehoben wird.

Wenn wir an die Geburth, Erhebung und den Geist der Catharina, Kaiserinn von Rußland gedenken: so fällt uns dabey die Semiramis ein; und ich glaube, wenn man diese beyden erlauchten Prinzeßinnen mit einander genau vergleichen wollte, daß man bey jener Tugenden antreffen würde, welche dieser gefehlet haben.

Catharina wurde in der Gegend von Dörpt in Liefland*) gebohren. Sie war die Tochter eines Edelmanns, welcher Rose hieß, und Obrist-Lieutenant in schwedischen Diensten war, die er mit einer Leibeigenen erzeugt hatte. Der Priester welcher sie taufte, trug ihren Namen ins Kirchenbuch unter den unehelichen Kindern ein. Der Vicar war ihr Pathe und nennete sie Martha.

Der

*) Carl XII hatte Liefland von den Polen erobert.

Der Obrist-Lieutenant Rose nahm sich seiner Tochter an, und gab der Mutter alles, was zu ihrem Unterhalte nöthig war. Aber er starb sehr bald, und diese arme Sclavinn gerieth in das Elend, daß sie zu ihrer und ihrer Tochter Nothdurft nichts hatte, als was sie mit ihrer sauern Arbeit sich erwarb. Sie konnte die Strapazen auch nicht lange ausstehen, und starb in ihrem Elende.

Den Vicar rührte das Schicksal der unglückseeligen Martha, welche seine Pathe war, nahm sie zu sich und zog sie auf: sie war damals nur drey Jahr alt. Da dieser Geistliche von seinem Amte nur sehr geringe Einkünfte hatte: so war er genöthigt, die junge Martha zur Arbeit anzuhalten, so bald sie dazu die Kräfte hatte. Er brauchte zur allerniedrigsten und härtesten Arbeit die Hände, welche bestimmt waren, den Scepter zu führin. So war sie im Elende und in der Vergessenheit begraben, als der Herr Glück, ein Prediger aus Marienburg, auf seiner Reise nach Marienburg, bey vorerwähntem Vicar einkehrete. Nachdem ihm dieser von dem Betragen in seinem Amte Rechenschaft abgelegt hatte, beklagte er sich über seine Armuth und sagte zu ihm, daß er, um sein Unglück noch vollkommener zu machen, genöthiget wäre, diesen Fündling zu ernähren, und zeigte ihm die Martha, welche damals ein ausgewachsenes Mägdchen war.

Ihre

Ihre angenehme und glückliche Bildung gefiel dem Prediger Glück so, daß er sich entschloß sie, mit nach Marienburg zu nehmen, und brauchte sie daselbst zum Ankleiden seiner Kinder, welche sie auch in die Kirche führen mußte. Dieser Prediger hatte von Natur ein sehr gutes Herz, und da er an ihr dasjenige einnehmende Wesen fand, welches macht, daß ein Mensch dem andern gleich gewogen wird, so begegnete er ihr mit mehrerer Achtung, als man gemeiniglich gegen Bedienten zu bezeigen pfleget. Ein Dragoner von der schwedischen Besatzung, welcher etwan zwey und zwanzig Jahre alt war, sah sie in der Kirche, wurde inbrünstig verliebt und beschloß bey sich, alles anzuwenden, um sie zur Frau zu bekommen. Da er einen von den Verwandten des Predigers kannte: so gieng er zu ihm und bath, er möchte vor ihm den Antrag thun. Der Prediger erkundigte sich vorher, ehe er seine Einwilligung gab, nach den Sitten und der Aufführung des Soldaten. Der Major des Regiments gab ihm ein sehr gutes Zeugniß, und versprach, ihn zum Corporal zu machen. Man zeigte ihn darauf der Martha, um zu sehen, ob er ihr gefallen würde. Weil er eine angenehme Gestalt hatte, so gab sie ihr Jawort, und wollte ihn heurathen. Man gab sie noch denselbigen Tag zusammen. Es war zu der Zeit, als der Czar von Liefland Besitz nehmen wollte, und

zu

zu dem Ende ein zahlreiches Heer unter der Anführung des Feldmarschalls Scheremetoffs dahin geschickt hatte. Alles beugte sich vor ihm, und er war bis an die Thore von Marienburg gekommen.

Der Dragoner besorgte, daß dieser Einfall der Russen seiner Verheurathung ein Hinderniß in den Weg legen möchte, und drang auf deren Vollziehung. Einige versichern, die Hochzeit sey drey Tage darauf vollzogen worden, andere behaupten, und dieses ist diejenige Meynung, welche von den meisten angenommen wird, daß der Dragoner gleich nach der Vertrauung mit einem Detaschement in die Gegend von Riga geschicket worden; nach der Zeit hat man niemals weiter von ihm etwas gehöret. Die Russen erschienen sehr bald vor Marienburg und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. Da der Prediger sah, daß die Stadt sich nicht lange würde halten können, nahm er eine Bibel in die Hand, und begab sich, in Begleitung seines Hauses und vieler Einwohner, ins feindliche Lager, und bath um Gnade für die Bürger und die Besatzung. Der Feldmarschall bewilligte seine Bitte, mußterte alle die, welche in seinem Gefolge waren, und behielt davon einige als Geisseln zurück, unter welchen auch die Marthe war.

Sechs Monathe nach diesem Feldzuge befand sich der Prinz von Menzikoff*) bey dem Feldmarschall; er sah die Schönheit dieses jungen Mägdchens und wurde gerühret, bath sie sich aus, erhielt sie, und führete sie in sein Haus. Nun nahet der Augenblick ihrer Erhebung heran. Der Czar besuchte eines Tages den Prinzen, bemerkte die Martha unter dem Haufen der übrigen Bedienten und wurde von ihrer edlen und majestätischen Gestalt, in welcher er die Kennzeichen ihrer erhabenen Seele anzutreffen glaubte, ungemein bewegt.

Dieser große Monarch, welcher die Kunst, aus den Gesichtszügen den Character der Menschen zu errathen, verstehen wollte, beschloß sich mit ihr besonders zu unterreden, um selbst zu sehen, ob ihr Verstand wirklich so groß wäre, als er es vermuthete. Er sah es voller Verwunderung, daß sie alle seine Erwartungen noch übertraf, und fand bey ihr diejenige Standhaftigkeit, welche fähig war, ihn in seinen Unternehmungen zu unterstützen

*) Er ist in der Geschichte durch seine Glücks und Unglücksfälle bekannt worden. Aus einem Pasteten-beckerjungen wurde er ein General und Prinz: zuletzt wurde er aller seiner Ehrenstellen entsetzet und nach Siberien geschickt, woselbst er im Elende und in der Verzweiflung gestorben ist.

ken, ja diese selbst nach seinem Tode glücklich fortzusetzen. Die unangenehmen Stunden, welche er in seinem Ehestande mit der Ottokesa, der Tochter eines Boyaren, die er in seiner Jugend nach dem Willen seiner Verwandten geheurathet, und seit langer Zeit verstoßen hatte, zugebracht hatte, kamen ihn mit aller ihrer Bitterkeit wieder ins Gedächtniß. Er schmeichelte sich, daß die großen Talente, welche er an der Marthe entdeckte, vermögend seyn würden, ihm das überstandene Kreuz aus dem Gedächtnisse zu bringen, entschloß sich daher alle Vorurtheile, welche so nur gemeinen Männern ein Stein des Anstoßes werden können, mit Füssen zu treten, und sich mit ihr zu vermählen. In dieser Absicht empfahl er sie dem Fürst Menzikoff aufs beste.

Dieser sein Vorsatz wurde täglich stärker: er gieng endlich selbst hin und holete sie ab, führete sie in seinen Pallast, gab ihr Kleider, Hausgeräthe, Silber und Bedienten, kurz alles was derjenigen nöthig war, die er sich zur Gemahlinn erwählet hatte. Sie verließ die lutherische Religion, darinnen sie gebohren war, nahm die griechische an, ließ sich nach russischen Gebräuchen taufen, und empfieng den Namen Catharina, unter welchem sie heutiges Tages bekannt ist. Der Czar vermählete sich mit ihr im Jahre 1703, aber die Vermählung wurde erst im Jahre 1711 bekannt gemacht,

macht, als der Kaiser willens war, den Krieg in die Türkey zu spielen, als wohin Carl XII König von Schweden, nach der Schlacht bey Pultawa, seine Zuflucht genommen hatte.

Catharina begleitete ihn auf diesem Feldzuge, und die ansehnlichen Dienste, welche sie ihm durch ihre Standhaftigkeit und weisen Rathschläge leistete, erwarben ihr das völlige Zutrauen des Kaisers. Er glaubte, er sey aus Erkenntlichkeit schuldig, den Thron mit ihr zu theilen, ließ sie zur Kaiserinn ausrufen, und verordnete daß sie nach seinem Tode das russische Reich beherrschen sollte.

Ganz Europa hat es mit Verwunderung gesehen, wie sie die weisen und weitaussehenden Anschläge Peters des großen glücklich ausgeführt hat.

XCIV.

Ein Capitel, darinnen verschiedene große Begebenheiten aus kleinen Ursachen zusammen genommen worden.

Ich habe verschiedene Begebenheiten, deren Ursache ich nur allein entwickele, weil man eine umständliche Erzählung von ihnen in sehr vielen Schrif-

Schriften antrifft, bis ans Ende dieses Bandes versparet. Ich habe diese Vorsicht in dem ersten Bande nicht gebrauchet, und man hat mir dieses mit allem Rechte getadelt.

Carl von Bourbon, Connetable von Frankreich, verließ die Dienste des Königs Franz I, und dieß stürzte ihn in das größte Unglück, weil Louise von Savoyen, Herzogin von Angouleme, die Mutter dieses Monarchen, sich in den Connetable verliebte, so, daß, sie ihn gar heurathen wollte. Die Liebe dieser Prinzessinn verwandelte sich in einen unversöhnlichen Haß, als sie sah, daß ihr, der zuerst gethanen Liebeserklärung ungeachtet, die Hoffnung fehl schlug. Der erste Verdruß, welchen sie ihm verursachte, bestand darinnen: Sie machte ihm die Erbschaft Peters von Bourbon streitig und ließ sich dieselbe zuerkennen. Der Connetable wollte sich dieser Ungerechtigkeit wegen rächen, erstickte die Stimme der Pflicht, und both seinen Arm dem Kaiser Karl V an, der ihn mit Freuden aufnahm, und an die Spitze seiner Kriegesheere stellete. Die Rache des Connetable dienete dem Hasse des Kaisers gegen den König leider! allzuviel.

Eben diese Prinzessinn hatte aus einer sehr geringen Ursache einen Haß auf dem Herrn von Lauterec, Statthalter von Mayland, geworfen, und

war auch die Ursache, daß der König, ihr Sohn, das Herzogthum Mayland verlor. Da sie einmal die ehrfurchtsvolle Höflichkeit Franz I gewohnt war: so glaubte sie, daß ohne ihre Einwilligung in den, der französischen Herrschaft unterworfenen Provinzen, nichts unternommen werden könnte, und sah mit dem äußersten Verdrusse, daß der Herr von Lauterec sich gerade zu an den König wandte, und ihm von den Operationen, welche er zur Erhaltung des Herzogthums Mayland ausführen dachte, Bericht abstattete. Sie beschloß ihn zu stürzen; und um desto schleuniger diesen Anschlag auszuführen, opferte sie die Vortheile ihres Sohnes und der Krone von Frankreich auf. Nachdem sie ihren Entschluß genommen hatte, gieng sie zum Finanz-Minister Samblancay, zwang ihn, ihr die viermal hunderttausend Thaler zu geben, welche man zur Bezahlung der Völker in Mayland bestimmet hatte. Weil der Herr von Lauterec kein Geld empfieng; so war er nicht im Stande die Soldaten beysammen zu halten: das Kriegsheer zerstreute sich, so wie es Louise von Savoyen vorhergesehen hatte: er war genöthiget das Herzogthum zu verlassen und nach Frankreich zurück zu kehren. Als er bey Hofe erschien, um von seiner Aufführung Rechenschaft zu geben, nahm ihn der König sehr ungnädig auf und sagte ihm, daß er ihm schlechten Dank dafür schul-

schuldig wäre, daß er ihm sein Herzogthum verloren hätte.

Der Herr von Lauterec gab, zu seiner Rechtfertigung, die Antwort, daß er die Völker nicht hätte beysammen behalten können, weil sie aus Mangel der Bezahlung nicht länger hätten dienen wollen. Franz I ließ den Oberaufseher der Finanzen vor sich fordern und fragt ihn, warum er dem Statthalter von Mayland die ihm bestimmten viermal hundert tausend Thaler nicht übersendet hätte? dieser gab zur Antwort, daß das Geld bereit gewesen wäre, daß ihn aber die Königinn-Mutter gezwungen hätte, es ihr zu geben, und daß er es mit ihren Quittungen beweisen wollte. Der König gieng darauf zu seiner Mutter und beschwerte sich über den Schaden, welchen sie ihm dadurch zugefüget, daß sie die seinem Kriegsheere bestimmten Gelder zurückbehielte. Sie läugnete aber die That und ließ sich von dem Secretär des Finanzministers die Quittungen wiedergeben. Samblancay konnte seine Unschuld nicht beweisen, wurde daher als schuldig angesehen und bestrafet.

Franz I war wohl zu beklagen, daß er selbst bey seiner Mutter die Ursache seiner Widerwärtigkeiten finden mußte.

Jener erschreckliche Krieg, zwischen dem Kaiser Karl dem V und Franz I, welcher nach dem Frieden zu Cambrai aufs neue ausbrach, hatte

nichts anders zur Ursache, als eine Rangstreitigkeit, welche sich zwischen zween Edelleuten erhoben hatte.

Ein gewisser Merville, welcher aus Mayland gebürtig war, und seit langer Zeit an dem französischen Hofe lebte, wurde von dem Könige Franz I als Gesandter an den Hof des Franz Sfortia, Herzogs von Mayland, geschickt: weil aber der Herzog besorgte, daß der Kaiser ihm schlechten Dank dafür wissen würde, daß er einen französischen Gesandten bey sich hätte: so bath er, der König möchte dem Merville nur ein Empfehlungsschreiben mitgeben, damit er beweisen könnte, daß dieser Edelmann sich zu Mayland seiner eigenen und besondern Angelegenheiten wegen aufhielte, auf den Fall der Kaiser sich darüber beschweren würde. Dem zu Folge gab der König dem Merville ein Empfehlungsschreiben mit, und befahl ihm, daß er sein Creditiv niemanden, als dem Herzoge, vorzeigen sollte.

Merville wurde also zu Mayland als ein Mann angesehen, der keinen öffentlichen Character begleitete, und dem der Herzog, aus Hochachtung gegen den König von Frankreich, von dem er ein Empfehlungsschreiben aufzuweisen hatte, mit einiger Achtung begegnete; aber seine Eitelkeit brachte ihn dahin, daß er das Geheimniß verrieth. Er sagte zu einem mayländischen Edelmanne,

maune, der ihm den Vortritt streitig machen wollte, daß er der französische Gesandte wäre. Diese Unbesonnenheit kam ihm theuer zu stehen. Der Kaiser bekam davon Nachricht und ließ dem Herzoge sagen, daß er völlig mit ihm brechen würde, weil er mit Frankreich im Bündnisse stünde. Der Herzog wollte sich rechtfertigen, und ließ um einer geringen Ursache willen dem Merville den Kopf vor die Füße legen. Franz I war ganz ausser sich, als er diese Neuigkeit erfuhr; ließ Kriegsvölker werben, bath den Herzog von Savoyen um Erlaubniß, durch sein Land ins Mayländische zu gehen, wo er die ihm in der Person seines Gesandten widerfahrne Beleidigung rächen wollte. Der Herzog von Savoyen schlug ihm den Durchmarsch ab, Franz I griff ihn an, Karl V fiel in Provence ein, und überall ward Blut vergossen.

Eine Liebeserklärung, welche eine Dame dem Dom Carlos macht, war Ursache am Tode dieses Prinzen, und der Elisabeth von Frankreich, Königinn von Spanien.

Die Prinzeßinn von Eboli hatte sich in den Dom Carlos sterblich verliebet: nach der ihr eigenen Verschlagenheit brachte sie ihn dahin, daß er ihr eine Erklärung that und darauf entdeckte sie ihm ihre Gesinnungen. Sie war sehr schön: Dom Carlos war jung; er wurde also bald hitzig

und die Liebe wollte die Tugend überwinden, als ihm das Bild der Königinn, welche er anbethete, mit allem ihren sanften Wesen, mit aller ihrer Annehmlichkeit und mit aller Pracht ihrer Schönheit, in den Gedanken lebhaft vorgestellet wurde. Seine brünstige Liebe verwandelte sich in Höflichkeit: aber er war bereits bis auf den Punct gekommen, daran die Frauen mit äußerster Wuth zurück denken, wenn sie nicht Ursache haben, sich des genossenen Vergnügens dabey zu erinnern. Um sich zu rächen spielete sie dem Philipp II eine Schrift in die Hände, welche an die Königinn gerichtet und aufgefangen worden war, darinnen der Dom Carlos seinen Vater durch die Hechel zog. Philipp gerieth darüber in Zorn und Eifersucht zu gleicher Zeit, und ließ seine Gemahlinn und Sohn ums Leben bringen.

Ein Pistolenschuß, welcher auf der neuen Brücke von einigen Schlächtern, die von Poißi zurückkamen, losgeschossen wurde, war Ursache, daß der große Conde, und sein Bruder, der Prinz von Conti, ins Gefängniß kamen.

Da der Cardinal von Mazarin sah, daß der Prinz von Conde und der Coadjutor sich beyde vereinigt hatten, in der Absicht, ihn von dem Stufen des Thrones herabzustürzen: so entschloß er sich, Mißhälligkeiten unter ihnen anzustiften, in der Hoffnung, daß ihr gegenseitiger Haß ihm Gelegen-

legenheit geben würde, seine Autorität, welche etwas fallen wollte, wieder zu befestigen. Dieser in der Kunst zu betriegen erfahrne Minister, ließ bey Hofe durch seine Anhänger ausbreiten, daß der Pistolenschuß von einigen vom Coadjutor abgeschickten Leuten geschehen und auf den Prinzen gemünzet gewesen wäre. Dieser glaubte es um so leichter, weil einer von seinen Leuten hinter der Kutsche, welche über die neue Brücke fuhr, verwundet worden war.

Der Cardinal von Mazarin wollte dem Prinzen keine Zeit lassen, sich von der Wahrheit genau zu unterrichten: sondern drang in ihn, daß er ins Parlament gieng, seine Klage anbrachte und verlangte, daß man die strengsten Untersuchungen wegen des wider seine Person vorgehabten Mordes anstellen möchte. Alle Freunde des Coadjutors zitterten seinetwegen; man glaubte, er sey verloren: aber sein allezeit gesetzter Muth stellete ihn wider alle Furcht sicher, und sein in der Erfindung neuer Hülfsmittel fruchtbarer Geist zerstreute das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammen zog. Er gieng ins Parlament, woselbst er durch eine vortreffliche Rede sich die Gunst und den Beyfall aller derer erwarb, welche ihn zu verdammen bereit waren. Jedermann war überzeugt, daß er unschuldig sey, und der Prinz von Conde merkte es, daß er von dem Cardinal

von Mazarin hinters Licht geführet worden wäre. Dieser Minister besorgte, daß er nunmehro das Opfer seiner eigenen Bosheit werden möchte, wenn er beyden Zeit ließe sich zu sehen, und zu besprechen; und da er sah, daß er den Coadjutor durch den Prinzen nicht hatte stürzen können, so beschloß er den Prinzen durch den Coadjutor zu stürzen, und die Zeit ihrer Uneinigkeit sich zu Nutze zu machen. In dieser Absicht überredete er die Königinn, daß sie diesem die ersten Eröfnungen machte, welches sie um so viel lieber that, weil sie den Prinzen hassete und fürchtete. Sie schrieb ihm also ein in diesen Worten abgefaßtes Handbriefchen. „Ich kann nicht glauben, unge-
„achtet dessen, was vorgegangen ist, und der Be-
„schaffenheit gegenwärtiger Umstände nach, daß
„der Herr Coadjutor mir zuwider seyn sollten.
„Ich bitte sie also, mich zu besuchen, ohne daß
„jemand etwas darum weiß, als die Frau und
„das Fräulein von Chevreuse. Dieser Name
„wird Ihnen zur Sicherheit dienen. Anna. „
Er ermangelte nicht, der Königinn aufzuwarten: der Cardinal war dabey gegenwärtig, und gab ihm die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft, versprach ihm sehr viel, entdeckte ihm, daß man des Vorhabens wäre, die Prinzen von Conde und von Conti gefangen zu nehmen, und bath ihn, daß er das Volk besänftigen möchte, im Fall es

zum

zum Vortheile der Prinzen sich empören wollte. Da der Coadjutor wider den Prinzen von Conde ungemein aufgebracht war, so versprach er alles, was man von ihm verlangete, und die Prinzen wurden in Verwahrung gebracht.

Das System des Gleichgewichtes, welches einige Jahrhunderte gedauert hat, ist nun umgestoßen worden. Die Häuser von Oesterreich und Frankreich, welche bisher allezeit auf einander eifersüchtig und in Kriegen verwickelt gewesen, treten mit einander in Bündniß: kurz, ganz Europa steht im Feuer: die Ursache ist ein nichts bedeutender Streit, eine Zänkerey, welche unter zwo Privatpersonen kaum zu einem Processe Gelegenheit geben würde; man streitet sich um den Besitz einiger unangebaueten Ländereyen in Canada.

Frankreich hatte im Utrechter Frieden im Jahre 1712 und 1713, das an Canada gränzende Arcadien mit allen seinen alten Gränzen an England abgetreten: aber man hatte vergessen zu bestimmen, welches die alten Gränzen wären. Dieser Fehler, welchen ein Notarius bey einem Contracte zwischen Privatpersonen nicht begehen würde, hat den Engländern Gelegenheit gegeben, alle Ungerechtigkeit zu zeigen, zu welcher sie fähig sind; sie haben alles haben wollen, bis an die Gränzen von Canada, und ohne die geringste

Kriegserklärung haben sie die Franzosen in diesem Theile der Welt angegriffen, und ihnen mehr als dreyhundert Kaufmanns = Schiffe, abgenommen. Ludwig der XV, welcher den Krieg hasste, weil er sein Volk liebete, hat sich anfänglich begnüget von den Engländern Gerechtigkeit zu verlangen: aber kann man sie wohl von Leuten erhalten, die sichs einmal vorgesetzet haben, keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Auf seine gerechten Anforderungen hat man mit Stolze und Uebermuthe geantwortet. Dieser Monarch sah sich darauf gedrungen, seine Rechte und sein Volk zu vertheidigen, setzte sein Kriegesheer in Bereitschaft, den König von England in seinem Churfürstenthume von Hannover anzugreifen. Dieser wollte dreyßig tausend Russen zu Hülfe rufen. Weil aber der König von Preussen besorgete, daß eben diese Russen sich mit den Völkern der Königinn von Ungarn, welche mit dem Russischen Reiche in Bündnisse stand, vereinigen, und alsdann ihn mit Kriege überziehen möchten: so verband er sich mit dem Könige von England und versprach die Hannövrischen Länder zu beschützen, damit er nur die Russen nicht möchte nach Deutschland kommen lassen. Der Zweck, welchen der König von Preussen sich vorgesetzet hatte, wurde nicht erreichet. Der König von Franckreich schloß mit der Königinn von Ungarn ein Vertheidigungs=Bünd=

niß,

niß, versammelte seine Völker, und stellete sich an, als wenn er die Küsten von England angreifen wollte; und während der Zeit die Engländer auf die Sicherheit ihrer Küsten bedacht waren, brach der Marschall von Richelieu auf und eroberte die Insel Minorca, von der man sich schmeichelte, daß sie gar nicht eingenommen werden könnte. Er wurde von dem Marquis de la Galißoniere bedecket, welcher mit ein Dutzend Schiffen und etlichen Fregatten die Flotte des Admirals Bing in die Flucht schlug. Nach diesem Feldzuge führete der Marschall von Etrees ein französisches Kriegesheer in das Churfürstenthum Hannover, und schlug alle diejenigen, welche sich ihm widersetzen wollten. Darauf wurde das Commando über diese siegreiche Armee dem Marschall Herzoge von Richelieu aufgetragen, und dieser zwang den Herzog von Cumberland, das Churfürstenthum zu verlassen. Der Marschall hatte den Feinden die Lebensmittel abgeschnitten, und so weit gebracht, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten, er hörete aber auf, sie weiter in die Enge zu treiben, so bald er ihnen das Uebel gezeiget hatte, welches er ihnen anzuthun im Stande war; und der allzeit großmüthige, allzeit menschliche Ludwig der XV erlaubete seinem General, den Feinden Gnade wiederfahren zu lassen, weil sie darum bathen. Aber kaum sind sie der dringen-

den

den Gefahr entgangen, kaum haben sie ihre niedergeschlagenen Kräfte gesammelt: so greifen sie wider gegebene und empfangene Treue und Glauben unsere Kriegsvölker an, welche sich auf Eid und Treue verließen, und in aller Sicherheit lebten. Der tapfere und geschickte General-Lieutenant Herr von Chevert hat ihnen aber bereits gezeiget, was sie von dem gerechten Zorne der Franzosen zu fürchten haben. Wir hoffen, daß die Gerechtigkeit unsrer Sache, und die Klugheit unserer Generals, das Uebrige wohl machen werde.

Während der Zeit die Franzosen die ihnen angethane Beleidigung rächeten, brach der König von Preussen in Sachsen ein, warf alles über den Haufen, was sich ihm widersetzen wollte, und war überall siegreich, er war bis nach Böhmen eingedrungen; ein vollkommener Sieg schien ihm den Besitz dieses Königreichs zu versichern: aber es fand sich ein Mann von ausnehmender Klugheit, und hielt ihn in seinem schnellen Laufe an. Man sieht heutiges Tages den König von Preussen, und den General Daun mit Verwunderung an; beyde geben Proben von ihrer Stärke in der Kriegeskunst. Der Monarch, nach seiner außerordentlichen Herzhaftigkeit und Wirksamkeit, ist allezeit bereit, alles zu unternehmen: der General, nach seiner ihm beywohnenden Klugheit, merket es, und

sieht

sieht alles voraus, und legt ihm allezeit Hindernisse in den Weg. Das erstaunte Europa bewundert beyde, und ist zweifelhaft, welcher von beyden den Vorzug verdiene.

XCV.

Eine Zusammenverschwörung, welche den Umsturz eines Königreichs zum Grunde hat, wird entdecket, weil eine Hure einen gewissen Mann, der traurig und in tiefen Gedanken war, betrunken macht.

Der Cardinal und spanische Minister Alberoni steht mit Rechte in der Reihe der berühmtesten Männer. Es war ein sehr tief eindringendes Genie: er sah mit einem Blicke, was in der Ausführung möglich war, und seine Kühnheit, welche von einer weisen Vorsichtigkeit unterstützet wurde, machte, daß er Dinge unternahm, die ganz außerordentlich zu seyn schienen. Kaum war er nach Spanien gekommen, wohin ihn der Herzog von Vendome aus Italien gebracht hatte: so wußte er es dahin zu bringen, daß der Cardinal Guidini, welcher dieß Königreich regierte, zurück geschi-

geschicket wurde. Er billigte und unterstützte die ehrgeitzigen Absichten der Königinn und gewann dadurch ihr Vertrauen dergestalt, daß sie ihm das Ruder des Staats überließ.

Darauf machte Alberoni weit aussehende Projecte, und bereitete sich die Mittel, dieselben zur Wirklichkeit zu bringen. Mit der einen Hand wollte er Italien, mit der andern Frankreich erobern. In dieser Absicht schickte er eine fürchterliche Flotte nach Sicilien, aber sie wurde vom Admiral Bing geschlagen. Der Herzog von Savoyen vertauschte Sicilien gegen Sardinien, welches der Kaiser bisher besessen hatte, und von dieser Seite wurden die Anschläge des spanischen Ministers zu Wasser. Durch die Vermittelung des spanischen Gesandten an dem französischen Hofe des Prinzen von Cellamare hatte er im Poitou verschiedene unruhige Köpfe, die ihr Vergnügen in der Verwirrung finden, zusammen gebracht. Während der Zeit rüstete er eine Flotte aus, welche auf den Küsten von Bretagne eine Landung versuchen sollte, und hatte den Vorsatz, den König Ludwig XV, wie auch den Herzog von Orleans, aufzuheben und die Franzosen zu nöthigen, daß sie den König von Spanien zum Regenten von Frankreich ernennen sollten. Alle Triebfedern waren fertig und man stand im Begriffe alles in Bewegung zu setzen, als der Herzog von

Orleans

Orleans von ungefähr auf eine sehr sonderbare Art davon Nachricht erhielt, und alle diese Anschläge vereitelte.

Der Secretair des Prinzen von Cellamare hatte die Gewohnheit öfters zur Fillon (welches eine von denen abscheulichen Weibern war, die mit der Schönheit junger Mägdchen Wucher treiben) zu gehen. Eines Tages fand sie, daß er in tiefen Gedanken gieng, mehr als er es sonst zu thun gewohnt war; sie that alles mögliche, um von ihm die Ursache seiner Unruhe zu erfahren. Das hartnäckige Stillschweigen dieses Mannes reitzte die Neugierde der Fillon immer mehr. Um diese zu vergnügen, nahm sie ihre Zuflucht zu einer List, welche ihr die Erfahrung in der Schwelgerey gelehret hatte: sie brachte ihm ein geschicktes und verschlagenes Mädchen zu, welche ihn zum Trunke verführte, und ihm darauf die Zunge lösete. Da er nun vom Weine berauscht war, untersuchte das Mädchen seine Taschen, und fand in seiner Schreibtafel einige Papiere, welche sie der Fillon brachte. Diese sah die Papiere durch, fand, daß sie von äußerster Wichtigkeit waren, gieng auf der Stelle fort, und brachte sie dem Herzoge von Orleans. Es war in der Nacht und er war in tiefen Schlafe begraben, als man ihn auf Verlangen der Fillon weckete, welche sehr angelegentlich darauf drang den Herzog selbst

zu

zu sprechen. Seine Königliche Hoheit, der dieser Name nicht unbekannt war, gab zur Antwort, daß sie den andern Morgen wiederkommen möchte, die gegenwärtige Zeit wäre zum Schlafe, und nicht zu andern Dingen gemacht. Aber die Fillon bath so oft und inständig, dah der Herzog sie endlich herein kommen ließ. So bald er die Papiere, welche sie ihm brachte; in Händen hatte, ließ er den Secretär beym Kopfe nehmen, und alle Mitgenossen der Verschwörung wurden entdecket. Fünf Edelleute aus Bretagne verloren ihre Köpfe, und viele große französische Herren wurden vom Hofe entfernet. Der Herzog schickte Kriegsvölker nach Bretagne, und als der Herzog von Ormond sich daselbst mit der spanischen Flotte zeigte, wagte es kein Mensch sich zu rühren.

Diese Begebenheit ist eine von denen, welche die Wahrheit des Sprichworts beweisen, daß kein Uebel so groß sey, welches nicht wozu nützlich seyn sollte.

Ende des zweyten Versuchs.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richer, Adrien,

Große Begebenheiten aus kleinen Ursachen ein historischer Versuch in zween Abtheilungen

Riga und Leipzig 1771

Coburg, Landesbibliothek -- B II 6/36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916074-0